This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

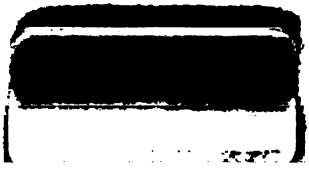
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Der

Hinkende Teufel.

Der

Hinkende Teufel

von

LE SAGE.

Neue sorgfältige Uebertragung

durch

G. Fink.

Illustrirt mit Holzstichen nach Tony Johannot.

Pforzheim.
Verlag von Dennig, Finck & C.
1840.

GIFT OF
Miss Stella Finkelday

Inhalt.

Seite

Notiz über Le Sage. Von Jules Janin I

Erstes Kapitel. Was für ein Teufel der hinkende Teufel ist. Wo und durch welchen Zufall Don Kleophas Leandro Perez Zambullo seine Bekanntschaft macht 1

Zweites Kapitel. Was auf die Befreiung Asmodi's erfolgt 14

Drittes Kapitel. Wohin der hinkende Teufel den Studenten führt, und was er ihm zuerst zeigt 19

Viertes Kapitel. Liebesgeschichte des Grafen von Belflor und der Donna Leonore von Cespedes 42

Fünftes Kapitel. Fortsetzung und Schluß der Liebesgeschichte des Grafen von Belflor 71

Sechstes Kapitel. Von den neuen Dingen, welche Don Kleophas zu sehen bekommt, und auf welche Weise er an Donna Thomasa gerächt wird 96

Siebentes Kapitel. Die Gefangenen 107

Achtes Kapitel. Asmodi zeigt dem Don Kleophas mehrere Personen und erzählt ihm, was sie den Tag über getrieben haben 131

Neuntes Kapitel. Wie Don Kleophas und der Teufel das Tollhaus mustern 152

Zehntes Kapitel. Dessen Stoff unerschöpflich ist 182

Eilftes Kapitel. Von der Feuersbrunst und was Asmodi bei dieser Gelegenheit dem Don Kleophas zu Liebe thut 197

Zwölftes Kapitel. Von den Gräbern, den Schatten und dem Tode 203

Seite

Dreizehntes Kapitel. Die Macht der Freundschaft 218

Vierzehntes Kapitel. Wichtiger Streit eines Tragödiendichters mit einem Lustspielschreiber 252

Fünfzehntes Kapitel. Fortsetzung und Schluß der Erzählung von der Macht der Freundschaft 263

Sechzehntes Kapitel. Die Träume 305

Siebenzehntes Kapitel. Wo man mehrere Originale findet, denen es nicht an Copien fehlt 319

Achtzehntes Kapitel. Was der Teufel dem Don Kleophas ferner zeigt . . 329

Neunzehntes Kapitel. Von den Gefangenen 341

Zwanzigstes Kapitel. Von der letzten Geschichte, welche Asmodi erzählt. Wie er am Schluß seines Vortrags plötzlich unterbrochen wird und die beiden Freunde zu gegenseitigem großen Leidwesen sich trennen müssen 355

Einundzwanzigstes Kapitel. Was Don Kleophas nach seiner Trennung von dem hinkenden Teufel thut und wie der Verfasser dieses Werks es zu beendigen für gut findet 369

Notiz über Le Sage.

Notiz über Le Sage.

Le Sage muß ganz einfach neben Molière geſtellt werden; er iſt ein komiſcher Dichter im vollen Umfang des großen Wortes Komödie. Die nobeln Inſtinkte, die wohlwollende Ironie, der lebendige Dialog, der beſtimmte klare Styl, die Bosheit, die nichts mit Grauſamkeit gemein hat, kurz alle Beſtandtheile einer guten Komödie finden ſich im reichſten Maße bei ihm; er hat die verſchiedenen Zuſtände des Lebens von Grund aus ſtudirt und iſt gleich gut bekannt auf den Höhepunkten der Welt, wie in ihren Niederungen. Die Sitten der Komödianten und der großen Herren, der Männer vom Degen und der lieben Leute der Kirche, der Studenten und der ſchönen

Damen, alles dies kennt er auf's genaueste. Vertrieben vom Théâtre français, dessen Zierde er gewesen wäre, und weniger glücklich als Molière, der mit seinem Kommandowort alle Schauspieler beherrschte und selbst Eigenthümer seines Theaters war, sah sich Le Sage mehr als einmal genöthigt, diese Komödie, die aus Mangel an den nöthigen Schauspielern keinen Abfluß nach Außen hatte, in sich selbst zurückzudrängen; ja, der Verfasser des Türcaret mußte sich die Gewalt anthun, eine neue Form aufzufinden, um den Geist, die Grazie, die Lustigkeit und die Fülle von Belehrung, wovon er übersprudelte, der Welt mitzutheilen. Wenn man eine Biographie von Männern dieses Schlages schreibt, so kann man nichts thun als loben. Je verborgener und bescheidener sie in ihrem Leben waren, um so mehr Recht und Verpflichtung haben die Kritiker, sie mit Hochachtung und Lobeserhebungen zu umgeben; eine späte Gerechtigkeit, wenn man will, aber immerhin eine Gerechtigkeit; überdies, was liegt denn auch an solchen tagtäglichen Vorkommnissen? Alle diese Biographien gleichen sich wie ein Ei dem andern. Etwas mehr Armuth, etwas weniger Elend, eine in Saus und Braus durchgebrachte Jugend, das Mannesalter ernst und arbeitsam, das Greisenalter hochgeachtet und ehrenwerth; und nach all diesen Arbeiten, all diesen Mühen, all diesen Beklemmungen des Geistes und des Herzens, deren Geheimniß nur die großen Künstler kennen, die freundlich lockende Aussicht auf die Académie française. Bist du ein gewöhnlicher Mensch, so werden dir alle Thore geöffnet; bist du ein Mann von Genie, so geht dies schon schwieriger; gehörst du aber zufällig jenen ausgezeichneten, hervorragenden Geistern an, die in einem Jahrhundert nur Einmal auftauchen, dann ist es wohl möglich, daß die Académie française um keinen Preis etwas von dir wissen will. So hat sie gegen den großen Molière, so gegen Le Sage gehandelt, und, man darf es mir glauben, dies ist eine hohe Ehre für den weltberühmten Verfasser des Gil Blas.

René Le Sage wurde den 8. Mai 1668 im Morbihan geboren; in demselben Jahre ließ Racine seine Prozeßkrämer, Molière seinen Geizhals vom Stapel laufen. Le Sage's Vater war ein Mann, der, so viel man von einem ehrenwerthen Advocaten in der Provinz erwarten kann, einige Kenntnisse in der Literatur besaß, dabei aber wie ein vornehmer Herr in den Tag hineinlebte und sich um die Zukunft seines einzigen Sohnes nicht viel bekümmerte. Der Vater starb, noch ehe das Kind

vierzehn Jahre alt war; bald darauf verlor der junge René auch seine Mutter und wurde nun der Leitung eines Oheims übergeben. Ein Glück für ihn, daß dieser ihn zu den gelehrten Jugendlehrern des siebzehnten Jahrhunderts, den Jesuiten, in die Schule schickte, die später auch Voltaire's Lehrer seyn sollten, wie sie die Erzieher von ganz Frankreich im großen Jahrhundert waren. Dank der geschickten und väterlichen Lehrmethode dieser ehrwürdigen Väter, drang unser junger Waise sehr schnell in die gelehrten und poetischen Geheimnisse des klassischen Alterthums ein, das die unversiegbare Quelle des Geschmacks, des Styls, der Vernunft und des gesunden Verstandes ist und bis an's Ende der Welt seyn wird. Es gereicht Le Sage zum Lobe, daß er eben so sorgfältig erzogen wurde, wie Molière und Racine, Lafontaine und Voltaire; die einen und die andern haben sich durch ernste Studien und durch Hochachtung vor ihren Lehrern vorbereitet, ihrer Zeit selbst als Lehrer aufzutreten; sie sind klassische Schriftsteller geworden, weil sie die klassischen Schriftsteller hochgeschätzt, und mancher Schöngeist unserer Tage mag sich dies gesagt seyn lassen.

Als aber diese erste Erziehung vollendet war und Le Sage, voll von seinem Griechisch und Latein, voll poetischer Wärme und Begeisterung aus diesen gelehrten Häusern trat, da stieß er auf jene schrecklichen Hindernisse, die jeden jungen Mann ohne Familie und Vermögen nach vollbrachter Studienzeit unausbleiblich erwarten. Juvenal hat das, was wir meinen, in einem seiner schönsten Verse also ausgedrückt:

> Haud facile emergunt, quorum virtutibus obstat
> Res angusta domi . . .
>
> Nicht leicht taucht empor, wem Noth und bitteres Elend
> Hemmend im Wege steht.

Doch was liegt an der Armuth, wenn man so jung, die Hoffnung so allumfassend, der Gedanke so mächtig und so reich ist? Du besitzest zwar nichts, aber die ganze Welt gehört dir eigen zu, die Welt ist dein Erbtheil, du bist der König der Erde; das zwanzigste Jahr berührt Alles um dich her mit seinem goldenen Zauberstabe. Dein klares helles Auge dürfte der Sonne in's Angesicht schauen, wie das Auge des Adlers. Alle Kräfte deiner Seele sind aufgeweckt, alle Leidenschaften deines Herzens rufen sich gegenseitig auf, das Hosianna in der Höhe anzustimmen. Was kann jetzt daran liegen, ob man arm ist oder reich? Ein schöner Vers, ein

hoher Gedanke, eine tüchtige Phraſe, die Hand eines Freundes, das ſüße Lächeln eines holden Kindes, welches vorübergeht, iſt Glück genug auf volle acht Tage. Diejenigen, die alle Biographien mit endloſen Wehklagen beginnen und in pathetiſchem Tone das traurige Schickſal ihrer Helden bejammern, dieſe ahnen nichts von der leicht beglückenden Kraft der Poeſie, von den anbetungswürdigen Freuden der Jugend. Die Thoren! Sie verlieren ihre Zeit damit, die Lumpen, welche den ſchönen jungen Mann bedecken, Stück für Stück herzuzählen, ſehen aber durch die Löcher ſeines Mantels hindurch nicht dieſe kräftigen, ſtarken Glieder, dieſe herkuliſchen Arme, dieſe Athletenbruſt; ſie beklagen den armen jungen Mann, deſſen Hut abgetragen iſt, und ſehen unter dem mißgeſtalteten Hute nicht das üppige, ſchwarze, ſeidene Haupthaar, das wallende Diadem der Jugend. Sie erzählen unter dicken Seufzern, wie Diderot ſich glücklich geſchätzt, wenn er zu trockenem Brod ein Stückchen Käſe gehabt, und wie der arme René Le Sage zu ſeinen Mahlzeiten nur klares Brunnenwaſſer getrunken habe. Ganz richtig; aber Diderot ſann, ſo lange er ſeinen Käſe aß, bereits auf alle Erſchütterungen der Encyklopädie; aber dieſes ſchöne klare Waſſer, das man im zwanzigſten Jahre aus der Höhlung ſeiner weißen Hand trinkt, iſt unendlich berauſchender, als zwanzig Jahre nachher der beſte Champagner in Kelchen vom reinſten Kryſtall.

Deßhalb brauchen wir uns wegen der erſten Jahre Le Sage's keinen Kummer zu machen; er war jung und ſchön, trug, wie jeder Dichter, die Naſe etwas hoch und fand ſo auf ſeinem Wege das echte Lebensglück, das Keinem entgeht, der ein ehrliches warmes Herz beſitzt. Eine ſchöne Dame liebte ihn und er ließ ſich von ihr lieben, ſo lange ſie wollte, bekümmerte ſich aber um ſein Glück nicht viel mehr, als Meiſter Gil Blas in einem ähnlichen Falle gethan haben würde, und ſo dauerte dieſe erſte Liebe unſers Dichters gerade ſo lange, als ſolche Arten von Liebe dauern müſſen: lange genug, um keine Sehnſucht zurückzulaſſen, nicht lange genug, um Haß zu erzeugen. Als ſie Beide einander genug geliebt hatten, trennten ſie ſich und gingen ihres Wegs; ſie nahm einen Mann, der verſtändiger und geſetzter war, als ihr Liebhaber, er eine Frau, hübſcher und weniger reich als ſeine Geliebte. Und geſegnet ſey ſie, die gute treue Jungfrau, die ſich mit fröhlichem Herzen entſchloß, alle Zufälle und Bekümmerniſſe, aber auch die ſüßen Freuden des poetiſchen Lebens mit ihm zu theilen!

Auf dieſe Art gerieth Le Sage faſt unbewußt in das arbeitſame Leben, wo man jeden Tag die ſeltenſten und koſtbarſten Schätze ſeines Geiſtes und ſeiner Seele verſchwenden muß; er begann mit einer Art Ueberſetzung der Briefe des Kalliſthenes, ohne daran zu denken, daß er ſelbſt für ſich allein mehr Geiſt hatte, als alle Griechen des vierten Jahrhunderts mit einander. Das Werk hatte keinen Erfolg und es konnte auch nicht anders ſeyn. Wenn man Le Sage's Genie hat, ſo muß man entweder Originalwerke ſchreiben oder gar nichts. Ueberſetzen bleibt immer eine mechaniſche Arbeit; Nachahmen ſchmeckt nach Plagiat. Im Uebrigen machte der Nichterfolg dieſes Buchs Le Sage etwas weniger ſtolz und biegſamer. Er nahm von dem Abbé von Lyonne eine Penſion an, was er nie gethan hätte, wenn es ihm gleich im Anfange gelungen wäre. Dieſe Penſion beſtand aus 600 Francs und die Biographen rufen Wunder über die Großherzigkeit des Abbé von Lyonne. 600 Francs! und wenn man bedenkt, daß Le Sage, wenn er in unſern Tagen lebte, nur mit ſeinem Foiretheater allein jährlich 30,000 Francs erwerben würde! Heutzutage käme ein Roman wie Gil Blas nicht unter 500,000 Francs zu ſtehen; der hinkende Teufel trüge wenigſtens 100,000 ein; aber gleichwohl darf man dem Abbé von Lyonne nicht grollen, daß er dem Verfaſſer des Gil Blas eine Penſion von 600 Francs ausſetzte. Der Abbé von Lyonne that noch mehr; er eröffnete Le Sage einen wundervollen Schatz von Geiſt, Phantaſie und Poeſie, er lehrte ihn die ſpaniſche Sprache, dieſe ſchöne, hehre Lehrerin des großen Corneille, und gewiß, es iſt kein geringer Ruhm für die Sprache des Cervantes, daß ſie bei uns einen Cid und einen Gil Blas erzeugt hat. Man kann ſich denken, ob Le Sage dieſe neue Belehrung mit Freude aufnahm, ob er ſich behaglich fühlte bei dieſen eleganten anmuthigen Sitten; ob er ſie mit Liebe ſtudirte, dieſe lächelnde Galanterie, dieſe loyale Eiferſucht, dieſe auf den erſten Blick ſo ungeberdigen, im Grund ihres Herzens aber ſo gefälligen Duennen, dieſe ſchönen eleganten Damen, ihre Füße in Atlas, den Kopf in die Mantilla gehüllt, dieſe bezaubernden, von auſſen ſo prächtigen, von innen ſo ſchweigſamen Häuſer, dieſe lockenden Fenſter, oben ein holdſeliges Lächeln, unten ein rauſchendes Concert! . . . Man kann ſich denken, wie er ſich mit dieſen luſtigen und koketten Zöfchen, dieſen verſchmitzten und gaunerhaften Bedienten, dieſen großen, der Liebe ſo günſtigen Mänteln, dieſen alten, dem Kuſſe ſo

günſtigen Hecken von Hagebuchen zurecht fand. Als er nun die neue poetiſche Welt entdeckt hatte, deren Pizarro und Ferdinand Cortez er ſeyn ſollte, und deren Chriſtoph Columbus der große Corneille war, da ſchlug René Le Sage voll Freude in die Hände und ſprang mit edlem Stolz hinüber in das Zauberland. Vor Allem las er — und mit welchem Entzücken, läßt ſich unſchwer errathen — die ewig bewundernswürdige Epopöe von Don Quixote, die er von ihrer anmuthigen, lieblichen, poetiſchen und verliebten Seite ſtudirte, die Satyre aber und den Sarcasmus, der in dem ſchönen Drama verſteckt liegt, beſonders auf die Seite legte, um ſich ihrer ſpäter bei ſeinen Angriffen auf die Finanzmänner zu bedienen. Gewiß der Abbé von Lyonne wußte nicht, wie viel Gutes er ſtiftete, als er dieſe unerſchöpfliche Goldgrube dem Mann erſchloß, der ſpäter der erſte komiſche Dichter Frankreichs werden ſollte; denn Molière gehört jenen abſonderlichen Geiſtern zu, deren Ruhm und Ehre alle Völker dieſer Erde, alle literariſchen Jahrhunderte mit gleichem Recht für ſich in Anſpruch nehmen.

Die erſte Frucht dieſer ſpaniſchen Studien war ein Band Luſtſpiele, den Le Sage herausgab, und worin er einige ſchöne Luſtſpiele vom ſpaniſchen Theater überſetzt hatte; von Lopez de Vega, dieſem geiſtvollen und fruchtbaren Dichter, war ein einziges dabei, und das war wahrhaftig zu wenig: von Calderon de la Barca gar keins, und das war wahrhaftig nicht genug. In dieſem Buch, das wir ſorgfältig durchleſen haben, um vielleicht einige jener Lichtfunken zu entdecken, die den Mann von Genie überall, wohin er kam, erkennen laſſen, vermochten wir weiter nichts als einen Ueberſetzer zu finden; vom Originalſchriftſteller zeigt ſich noch keine Spur; aber der Styl iſt auch etwas, das ſich nicht ſo ſchnell erwirbt, und beſonders in dieſer Kunſt der Komödie giebt es gewiſſe Handwerksgeheimniſſe, die ſich durch nichts erſetzen laſſen, ſondern mit aller Gewalt erlernt werden müſſen. Le Sage lernte dieſes Handwerk, wie man Alles lernt, auf ſeine Koſten. Vom einfachen Ueberſetzer wurde er allmälig Arrangeur von Komödien und im Jahr 1702 (das 18. Jahrhundert begann etwas ſchüchtern und Niemand konnte vorausſehen, was aus ihm werden ſollte) ließ Le Sage auf dem Théâtre français ein fünfaktiges Luſtſpiel aufführen, betitelt „der Ehrenpunkt“. Es war einem ſpaniſchen Stücke nachgebildet; die Nachahmung machte wenig Glück und Le Sage verſtand die Lektion, die das Publicum ihm gab, nicht;

er begriff nicht, daß diesem mit seinem Lobe so kargen Parterre irgend etwas ganz leise sagte, in dem Uebersetzer müsse ein Originaldichter stecken. Was that nun Le Sage, um sich zu rächen? Er verfiel in einen noch größeren Fehler und übersetzte — wer sollte es glauben? — die Fortsetzung des Don Quixote, als ob Don Quixote eine Fortsetzung haben könnte, als ob irgend Jemand auf der Welt, Cervantes selbst nicht ausgenommen, das Recht hätte, dieser weltberühmten Geschichte ein Kapitel beizufügen! Und es ist wirklich sehr auffallend, wie Le Sage mit seinem sichern Geschmack, seinem richtigen Verstande an diese tölpelhafte Fortsetzung jemals denken konnte. Auch machte der neue Versuch eben so wenig Glück, als die ersten; das Pariser Publicum, das, man mag sagen, was man will, jedenfalls ein großer Richter ist, war gegen den wahren Don Quixote gerechter als Le Sage selbst, und so mußte er denn wiederum von vorne anfangen. Noch einmal versuchte er sich auf diesem neuen Wege, der ihn zu nichts Gutem führen konnte, und trat wieder mit einem spanischen Lustspiele auf, Don Cesar Ursin, nach Calderon bearbeitet. Das Stück wurde zuerst in Versailles aufgeführt und von dem Hofe, der sich beinahe so oft täuschte, wie die Stadt, übermäßig beklatscht. Jetzt glaubte Le Sage endlich die Schlacht gewonnen zu haben, allein er täuschte sich; denn von Versailles nach Paris gebracht, wurde Don Cesar Ursin von dem Pariser Parterre auf's jammervollste ausgepfiffen und auf diese Art die Lobsprüche des Hofs und der erste Sieg des Autors erbarmungslos zunichte gemacht. Nach diesen rauhen Mahnungen bedurfte Le Sage keiner weitern Zeugnisse mehr; er sah endlich ein, daß es ihm so wenig, ja noch weniger, als jedem Andern, erlaubt sey, das Handwerk eines Plagiarius zu treiben, daß die Originalität eine der großen Ursachen des Erfolgs sey und daß er als Dichter verloren gehen würde, wenn er sich beständig an diese banale Nachahmung der spanischen Dichter halten wollte.

Alsbald schickt er sich an, ebenfalls als Originaldichter aufzutreten; diesmal copirt er nicht mehr, sondern erfindet; er ordnet seine Fabel ganz nach eigenem Gutdünken an, ohne sich länger unter den Schutz spanischer Phantasmagorie zu stellen. Mit dem originalen Gedanken kommt ihm auch der originale Styl; endlich trifft er jenen wundervollen unvergänglichen Dialog, den man vielleicht nicht sowohl wegen seiner Natürlichkeit, als vielmehr wegen seiner Anmuth und Eleganz mit dem Molière'schen Dialog

vergleichen kann; zugleich fand er auch zu seiner großen Freude, jetzt, da er er selbst war und nicht mehr im Gefolge Anderer einherging, daß das Handwerk ihm weit leichter vorkam. Er fand sich sehr gut zurecht mit seiner Fabel, die er nach eigenem Kopfe ausspann; er athmete frei in dem Raum, den er sich selbst geöffnet; nichts hemmte seinen Gang, nichts seine poetische Phantasie. Jetzt war er endlich der oberste Beherrscher seines Werks geworden, der Mann, wie ihn das Parterre wünschte, wie wir alle ihn hofften.

Dieses glückliche Lustspiel, ohne Zweifel Le Sage's erstes Werk, führt den Titel: „Crispin als Nebenbuhler seines Herrn." Aus Dankbarkeit für die gute Aufnahme seines Don Cesar Ursin wollte Le Sage dem Hofe auch seinen Crispin zuerst zukommen lassen. Er erinnerte sich mit so viel Glück, daß der erste Beifall, den er eingeärntet, von Versailles ausgegangen war! So brachte er denn sein Lustspiel auch dahin, aber ach! diesmal hatte sich die Meinung des Hofes geändert; das Pariser Parterre hatte ohne Rücksicht auf das Klatschen von Versailles den Don Cesar ausgepfiffen, jetzt zischte Versailles, gleich als geschähe es aus Rache, den Crispin aus. Man muß gestehen, ein weniger starker Geist hätte dadurch leicht auf immer an sich selbst und dem Publicum irre gemacht werden können. Glücklicherweise appellirte Le Sage von dem Versailler Publicum an das Parterre von Paris, und so sehr Crispin in Versailles ausgezischt worden war, so rauschenden Beifall fand diese vortreffliche Komödie in Paris. Diesmal klatschte die Stadt nicht bloß aus Widerspruchsgeist gegen den Hof; Paris hatte in dem neuen Stück alle Eigenschaften der wahren Komödie gefunden, den Geist, die Anmuth, die leichte Ironie, den unerschöpflichen Scherz, viel Freimüthigkeit, viel Bosheit und auch ein bischen Liebe.

Diejenigen, die sich über das Gezisch von Versailles vielleicht auflassen wollen, mögen nur bedenken, daß auf der andern Seite auch mehr als Ein Meisterstück in Paris ausgezischt und in Versailles mit jauchzendem Beifall aufgenommen worden ist: Racine's Prozeßkrämer z. B., die der Hof dem Dichter mit unendlichem Beifall zurückschickte, mit Allerhöchstem Gelächter Ludwigs XIV, das Racine gar wonniglich Morgens fünf Uhr aus dem Schlafe weckte! Glückliche Zeit, als die Dichter diese doppelte Jurisdiction hatten, als sie von dem Tadel des Hofs an das Lob der

Stadt, von dem Gezisch in Versailles an den Beifall in Paris appelliren konnten.

Von nun an steht unserm René Le Sage nichts mehr im Wege; er hat seinen wahren Beruf, nämlich die Komödie, erkannt; er hat begriffen, was man aus dem Menschen machen kann und an wie leichten Fäden das menschliche Herz hängt. Diese goldenen, seidenen oder metallenen Fäden hält er jetzt bereits in seiner Hand und ihr sollt sehen, wie er sich ihrer zu bedienen weiß. Schon gähren in diesem Kopfe, der Gil Blas und sein Glück trägt, die anmuthigen Erzählungen des hinkenden Teufels. Nur stille! Türcaret ist auf dem Wege: Türcaret, den Molière nicht vergessen haben würde, wenn Türcaret zu seiner Zeit gelebt hätte; aber Frankreich mußte erst die correcte Regierung Ludwigs XIV überstanden haben, um nach dem Mann der Kirche, nach dem Mann des Krieges den Mann ohne Herz und Geist kommen zu sehen, den man den Geldmann nennt. In einer Gesellschaft, wie die unsrige, ist der Geldmensch eine jener unverschämten, widerwärtigen Bastardmächte, die aus den alltäglichen Geschäften hervorwachsen, wie der Pilz aus dem Mist. Man weiß nicht, woher diese träge Kraft kommt, man weiß nicht, wie sie sich auf der Oberfläche der Dinge behauptet; Niemand kann sagen, wie sie verschwindet, nachdem sie ihren Leuchtestoff in einem Augenblick vergeudet hat. Wahrhaftig, eine Zeit muß sehr verderbt und sehr schamlos seyn, um mit Geld den Degen des Soldaten, mit Geld den Ausspruch des Richters, mit Geld die Intelligenz des Kriegsmannes, mit Geld den Scepter des Königs selbst zu ersetzen. Ist eine Nation einmal dahin gekommen, daß sie das Geld auf den Knien anbetet, dann suche man bei ihr nichts mehr, weder schöne Künste, noch Poesie, noch Liebe. Sie hat sich zum Vieh erniedrigt, wie das jüdische Volk, als es vor dem goldenen Kalbe kniete. Glücklicherweise ist von allen ephemeren Mächten dieser Welt das Geld die ephemerste; man reicht ihm allerdings die Rechte hin, allein mit der Linken gibt man ihm eine Ohrfeige; man wirft sich vor ihm auf die Erde nieder, wenn es vorbeikommt, ja, aber wenn es vorüber ist, so gibt man ihm einen Fußtritt vor den Hintern! Dies hat Le Sage als großer komischer Dichter vortrefflich eingesehen. Er hat die lächerliche sowohl als auch die gehässige Seite dieser goldbedeckten Menschen ausfindig gemacht, die sich in unsere Finanzen theilen, dieser reichgewordenen Bedienten von gestern, die in Folge

eines ganz natürlichen Sichſelbſtvergeſſens mehr als einmal auf ihrem eigenen Wagen hinten aufſteigen. So Türcaret. Der Dichter hat ihn in die ſchmählichſten Laſter, in die entehrendſten Lächerlichkeiten vermummt; er hat dieſem durch das Geld viehgewordenen Herzen alle, ſelbſt die natürlichſten Gefühle geraubt, und gleichwohl iſt Le Sage ſogar bei dieſem abſcheulichen Gemälde in den Schranken des Luſtſpiels geblieben, denn jedesmal in dem bewundernswürdigen Meiſterwerk macht Verachtung und Entrüſtung ſchallendem Gelächter Platz. Nicht umſonſt rottete ſich das ganze Geſchlecht der Finanzmänner, ſobald es von Türcaret ſprechen gehört hatte, dagegen zuſammen; in allen reichen Salons von Paris, bei der Finanz, die den großen Herren ihr Geld lieh, und bei den großen Herren, die von der Finanz ihr Geld entlehnten, erhob ſich ein allgemeines, lautes und anhaltendes Zetergeſchrei. Nie fand Molière's Tartüffe größere Oppoſition bei den Frömmlern, als Türcaret bei den Finanzmännern. Und um uns eines Ausdrucks von Beaumarchais in Betreff Figaro's zu bedienen, Le Sage brauchte ebenſoviel Geiſt, um ſeine Komödie aufführen zu laſſen, als um ſie zu ſchreiben; diesmal aber war das Publicum, der allmächtige Gebieter bei ſolchen Meiſterwerken, ſtärker als die Intrigue. Der Dauphin, dieſer durch Frömmigkeit und Tugend ausgezeichnete Prinz, protegirte Le Sage's Komödie, wie ſein Großvater Ludwig XIV Molière protegirt hatte, und als die Finanzmänner ſahen, daß von Seite der Intrigue Alles verloren war, ſo appellirten ſie an das Geld, welches immer der letzte Grund ſolcher Emporkömmlinge iſt, wie die Kanone der letzte Grund der Könige. Allein auch dieſer Verſuch mißlang; der große Dichter ſchlug eine namhafte Summe aus, um ſein Stück zur Aufführung zu bringen, und gewiß hat er hierin einen großen Kauf gethan, hunderttauſendmal beſſer, als all die elenden Reichthümer, die in der Straße Quincampoix verſchleudert worden und verloren gegangen ſind. Türcarets Erfolg war unermeßlich; der Pariſer beluſtigte ſich mit ſeltener Befriedigung an dieſen Lüchſen, die dem grauſamſten Spott preisgegeben wurden. Hätte Le Sage noch länger gezögert, ſein Meiſterwerk aufführen zu laſſen, ſo wären dieſe Leute verſchwunden, um andern Platz zu machen, und hätten die Komödie, die ſie bezahlt haben würden, mit ſich fortgenommen; ſo wäre dann auf immer und ewig ein Meiſterwerk verloren gegangen, und nie hätte uns, ſoviel wir wiſſen, der Geldwucher einen empfindlicheren und unheilvolleren Streich verſetzt.

Aber, wer ſollte es glauben? Nach dieſem ausgezeichneten Werke, das ihn zum Herrn der franzöſiſchen Komödie machen mußte, ſah ſich Le Sage genöthigt, ſich von dem undankbaren Theater, welches ihn nicht verſtand, zu entfernen. Er, der Verfaſſer des Türcaret, entſagte der großen Komödie, um ſpielend Poſſen zu ſchreiben, kleine Akte mit Verſen, welche die Freude des Theaters der Foire Saint-Laurent, die Freude des Theaters der Foire Saint-Germain waren. Ein unglückliches Beiſpiel, das Le Sage gab, ſo ohne alle Vorausſicht, ſo in den Tag hinein, ohne Mitleid mit ſich ſelbſt, ohne Nutzen für irgend Jemand all ſeinen Geiſt zu verſchwenden. Wie! der Verfaſſer des Türcaret ſollte ganz und gar daſſelbe Geſchäft verſehen, wie Herr Scribe, und ſeine Zeit, ſeinen Styl, ſein Genie an dieſe leichte Komödie vergeuden, die ein Hauch mit fortnimmt! Und die franzöſiſchen Schauſpieler ließen ſich dadurch in ihrer Ruhe nicht ſtören und ſie ſtürzten nicht zu Le Sage's Füßen, um ihn anzuflehen, daß er das durch Molière's Geiſt und Bemühungen groß gewordene Theater unter ſeinen allmächtigen Schutz nehmen möchte! Dieſe Dummköpfe von Komödianten hatten auch gar keinen Blick in die Zukunft.

Gleichwohl hatte Le Sage, wenn auch dem Théâtre français, doch nicht der großen Komödie ganz und gar entſagt. All dieſe Luſtſpiele, die ſein unermüdlicher Geiſt erſchuf, häufte er in dem großen Buche zuſammen, das den Namen Gil Blas führt und ſchon allein das ganze menſchliche Leben in ſich begreift. Was könnte ich von Gil Blas ſagen, das nicht bereits geſagt wäre? Wie könnte ich das einzige wahrhaft luſtige Buch der franzöſiſchen Sprache würdig loben? Der Mann, der den Gil Blas geſchrieben, hat ſich eine Stelle neben den erſten Schriftſtellern dieſer Erde erworben; er iſt durch die Allmacht ſeiner Feder ein Vetter von Rabelais und Montaigne, der Großvater Voltaire's, der Bruder des Cervantes, der jüngere Bruder Molière's geworden. Er gehört mit vollem Recht der Familie der komiſchen Dichter an, welche ſelbſt Philoſophen waren; derſelben Ader entfloß auch noch der Baccalaureus von Salamanka, der ein herrliches Buch wäre, wenn es keinen Gil Blas gäbe, und namentlich wenn Le Sage vor ſeinem Gil Blas nicht das wunderliebliche Buch geſchrieben hätte, das den Titel führt: „der hinkende Teufel.“

Jetzt rette ſich, wer kann! der Teufel iſt über die Stadt losgelaſſen, ein ganz franzöſiſcher Teufel, mit dem Geiſt, der Grazie und der lebendigen

Rührigkeit des Gil Blas. Nehmt euch in Acht, ihr Narren und Schufte, die ihr der großen Komödie entgangen seyd; kraft dieser allmächtigen Zauberruthe werden nicht nur eure Häuser, sondern auch eure Herzen klar und offen vor den Blicken neugieriger Zuschauer daliegen. Seyd wohl auf der Hut, denn Asmodi, der furchtbare Spötter, wird sein unbarmherziges Auge in euer Inneres dringen lassen, das ihr so wohl verschlossen glaubt, und Jedem von euch seine geheime Geschichte erzählen; er wird euch ohne Mitleid mit seiner elfenbeinernen Krücke schlagen, die alle Thüren und alle Herzen aufschließt; und laut und deutlich wird er eure Lächerlichkeiten und eure Laster verkündigen. Keiner entgeht diesem scharfblickenden Wächter, der, auf seiner Krücke reitend, über die Dächer der bestverschlossenen Häuser hinschweift, und die darin wohnenden Regungen des Ehrgeizes und der Eifersucht, die Bekümmernisse, Schlaflosigkeiten nebst ihren Ursachen mit Sicherheit errathet. In Beziehung auf Geist ohne Galle, sowie auf eine Satyre, die Alles belacht, und Vortrefflichkeit des Styls ist der hinkende Teufel vielleicht das französischste Buch in unserer ganzen Sprache; vielleicht das einzige Buch, das Molière außer Gil Blas unterzeichnet hätte.

So war dieses von den angenehmsten und zugleich ernsten Arbeiten erfüllte Leben, und so schritt dieser Mann, der zum großen Schriftsteller geboren war und sein Talent zu schreiben bis zur Vollkommenheit ausgebildet hatte, unaufhaltsam von einem Meisterwerk zum andern. Man weiß die Zahl seiner Stücke nicht genau; im fünfundsiebenzigsten Jahre schrieb er noch einen Band vermischte Dichtungen; er starb, ohne den Ruhm zu ahnen, zu welchem er bestimmt war. Ein liebenswürdiger und heiterer Philosoph, blieb er bis an's Ende seiner Tage voll Geist und klarer Verständigkeit; ein angenehmer Gesellschafter, treuer Freund und gefälliger Vater, hatte er sich in die kleine Stadt Boulogne-sür-Mer zurückgezogen, wo er ohne weitere Umstände ein schlichter Bürgersmann wurde, dem Jedermann die Hand schüttelte, ohne zu bedenken, daß er ein Genie war. Von seinen drei Söhnen waren zwei Schauspieler geworden, zum großen Verdruß ihres edeldenkenden Vaters, der, wie aus Gil Blas zu ersehen ist, den Komödianten einen wohlverdienten Groll bewahrt hatte. Dennoch verzieh Le Sage seinen Kindern und ging sogar manchmal selbst in's Theater, um dem Aeltesten, der sich Montmenil nannte, Beifall zu klatschen, und als

Montmenil vor seinem Vater starb, da beweinte ihn Le Sage und betrat von Stund an nie mehr die Schwelle des Schauspielhauses. Sein dritter Sohn, der Bruder dieser beiden Schauspieler, war ein ehrsamer Kanonikus in Boulogne-sür-Mer; zu diesem begab sich nun Le Sage mit seiner Frau und seiner Tochter, den würdigen Gegenständen seiner Zärtlichkeit, die auch das Glück seiner letzten Tage ausmachten. Einer der leutseligsten Großen jener Zeit, ein Mann, der sich durch seinen Geist bemerkbar gemacht hätte, wenn er auch kein vornehmer Herr gewesen wäre, der Graf von Tressan, Gouverneur zu Boulogne-sür-Mer, konnte den würdigen Greis im letzten Jahre noch sehen; auf dem schönen, von dichten weißen Haaren beschatteten Gesichte stand deutlich zu lesen, daß Liebe und Geist ihren Wohnsitz allda aufgeschlagen hatten. Le Sage stand sehr frühe auf und suchte dann sogleich die Sonne; wenn ihre leuchtenden Strahlen sich allmählig auf ihn senkten, da kehrte der Gedanke auf seine Stirne, die Bewegung in sein Herz, in seine Hand die Rührigkeit und in seine beiden Augen der durchdringende Blick zurück; je höher die Sonne am Himmel hinaufstieg, um so glänzender und klarer erschien dieser wiedererwachte Gedanke, so daß man den Verfasser des Gil Blas in voller Kraft vor sich hatte. Aber ach! all dieses Feuer erlosch wieder, wenn die Sonne zu verschwinden begann, und sobald die Nacht einbrach, war nur noch ein altersschwacher ehrwürdiger Greis vorhanden, den man nach Hause führen mußte.

So erlosch er eines Sommerabends; die Sonne hatte sich an diesem Tage sehr hoch am Himmel gezeigt und war noch nicht ganz untergegangen, als Le Sage seine Familie herbeirief, um sie zu segnen. Er war neunzig Jahre alt, als er starb. Zum Beweis von der ungemeinen Popularität, deren sich dieser Mann schon zu seinen Lebzeiten zu erfreuen hatte, nur noch folgende Anekdote: Als der hinkende Teufel im Jahr 1707 erschien, so wurde diese bewundernswürdige, geistvolle Satyre auf das menschliche Leben mit so allgemeinem Beifall aufgenommen, das Publicum fand den derben Spott, der darin enthalten ist, so köstlich, daß der Buchhändler binnen acht Tagen zwei Auflagen veranstalten mußte. Am letzten dieser acht Tage nun kamen zwei Edelleute, der damaligen Sitte gemäß mit dem Degen an der Seite, in den Laden des Verlegers, um den neuen Roman zu kaufen. Es war nur noch ein einziges Exemplar vorräthig. Beide verlangten es für sich und geriethen am Ende so in

Hauſes ſtieg, in welches ihn der unbeſonnene Sohn der Göttin Cythere geführt hatte. Es handelte ſich bei ihm um Leben und Ehre, denn er hatte es mit drei oder vier Raufbolden zu thun, die ihm auf der Ferſe nachſetzten, um ihn entweder zu ermorden oder zur Heirath mit einer Dame zu zwingen, bei der ſie ihn ſo eben überraſcht hatten.

Ganz allein gegen ſie hatte er ſich gleichwohl tapfer vertheidigt und erſt dann die Flucht ergriffen, als er in der Hitze des Gefechts ſeinen Degen verloren hatte. Seine Gegner ſetzten ihm noch eine Zeitlang auf den Dächern nach, allein

die Dunkelheit begünſtigte ihn und er entkam glücklich. Er tappte auf ein Licht zu, das er in der Ferne wahrnahm und das, ſo ſchwach es auch war, ihm bei dieſer mißlichen Verkettung der Umſtände dennoch zur Leuchte diente. Nachdem er mehr als einmal das Halsbrechen riskirt hatte, erreichte er endlich einen Speicher, von welchem der Schein des Lichtes

herkam, und ſtieg ſchnell zum Fenſter hinein, ſo freudig wie ein Steuermann, der ſein vom Sturm bedrohtes Schiff wohlbehalten in den Hafen einlaufen ſieht.

Er blickte ſich nach allen Seiten um, und erſtaunte höchlich, als er Niemand in dieſem Dachſtübchen fand, das ihm überhaupt eine ziemlich ſonderbare und aufmerkſamer Betrachtung würdige Wohnung zu ſeyn ſchien. Oben an der Decke war eine kupferne Lampe angebracht, Bücher und Papier lagen unter einander auf einem Tiſche, rechts ein Globus und Zirkelinſtrumente, links Phiolen und Quadranten: er glaubte daher, weiter unten im Hauſe müſſe ein Aſtrolog wohnen, der in dieſer Klauſe ſeine Beobachtungen anzuſtellen pflege.

Noch dachte er über die Gefahr nach, aus der ſein guter Stern ihn gerettet, und ging mit ſich ſelbſt darüber zu Rathe, ob er bis zum Morgen hier bleiben, oder was er ſonſt thun ſolle, als er auf einmal in ſeiner Nähe einen langen tief heraufgeholten Seufzer hörte. Er hielt dies anfangs für ein Trugbild ſeiner erhitzten Phantaſie, für eine Täuſchung der Nacht; deßwegen gab er nicht weiter darauf Acht und ſetzte ſeine Betrachtungen fort.

Nun ertönte aber ein zweiter Seufzer, der ihn auf den Gedanken brachte, es müſſe doch etwas Wirkliches ſeyn, und obſchon er Niemand im Stübchen ſah, rief er dennoch: „Wer zum Teufel ſeufzt denn hier?“ — „Ich bin's, Sennor Studioſo,“ antwortete alsbald eine Stimme, die etwas Außerordentliches an ſich hatte; „ſchon ſechs Monate ſtecke ich in einer dieſer gepfropften Phiolen. Hier im Hauſe wohnt ein gelehrter Aſtrolog und Zauberer: er iſt es, der mich durch ſeine gewaltige Kunſt in dieſem engen Kerker verſchloſſen hält.“ — „Ihr ſeyd alſo ein Geiſt?“ ſagte Don Kleophas, etwas verblüfft über die Neuheit ſolcher Begegnung. — „Ja, ich bin ein Dämon,“ erwiderte die Stimme; „Ihr kommt ſehr zur gelegenen Stunde, um mich aus der Sklaverei zu befreien.

„So müßt Ihr alſo," fuhr Don Kleophas fort, „Leviathan oder Belphegor oder Aſtaroth ſeyn?" — „Dieſe drei," antwortete der Geiſt, „ſind allerdings Teufel vom erſten Range, ſie ſind Hofgeiſter. Sie ſitzen im Rathe der Fürſten, ſie leiten die Miniſter, ſchließen Bündniſſe, erregen Unruhen in den Staaten und zünden die Fackeln des

Kriegs an. Das ſind keine ſolche arme Lumpen, wie die erſten, die Ihr genannt habt." — „Ei, ſo ſagt mir doch, wenn ich bitten darf," fragte der Student weiter, „was für ein Amt hat denn Flagel?" — „Er iſt," erwiderte die Stimme, „die Seele der Chikane und der Geiſt der Gerichtshöfe. Von ihm ſchreiben ſich die Protokolle, die Häſcher und die Notare her. Er inſpirirt die Prozeſſirenden, hat ſein Weſen in den Advocaten und treibt ſein Spiel mit den Richtern.

„Ich dagegen habe andere Beſchäftigungen: ich ſtifte lächerliche Heirathen, kupple Graubärte mit minderjährigen Töchtern, Herren mit ihren Mägden und arme Mädchen mit ſchmachtenden Liebhabern zuſammen, die keinen Heller im Vermögen haben. Ich habe den Luxus, die Ausſchweifungen, die Hazardſpiele und die Chemie in die Welt eingeführt. Ich bin der Erfinder der Carouſſelle, des Tanzes, der Muſik, der Komödie und aller neuen Moden in Frankreich; mit Einem Wort, ich heiße Asmodi, ſonſt auch der hinkende Teufel genannt.“

„Ei, wie!“ rief Don Kleophas, „Ihr wäret alſo der berühmte Asmodi, deſſen im Agrippa und in der Clavicula Salomonis ſo ruhmvolle Erwähnung geſchieht? Ja, dann habt Ihr mir noch nicht alle Eure Arten Euch zu beluſtigen

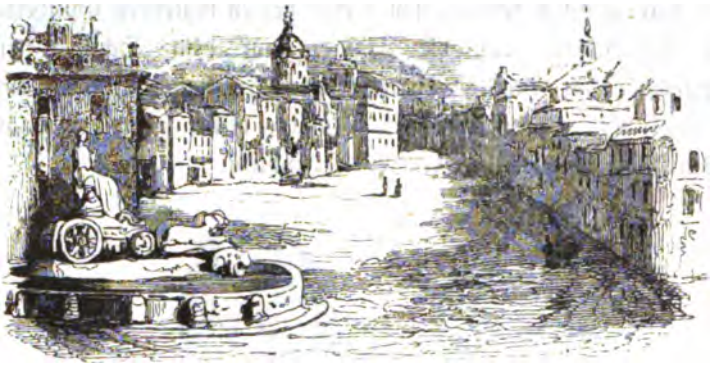
Das letzte Verſprechen war dem jungen Zambullo beſonders angenehm. Um die alsbaldige Erfüllung deſſelben herbeizuführen, griff er ſchnell nach der Flaſche, worin der Geiſt war, und warf ſie, ohne ſich um die etwaigen Folgen zu bekümmern, aus Leibeskräften auf die Erde. Sie zerbrach in tauſend Scherben und befeuchtete den Boden mit einer ſchwärzlichen Flüſſigkeit, die allmählig verdunſtete und in Rauch überging. Auf einmal zerſtreute ſich dieſer Rauch und vor den Augen des erſtaunten Muſenſohns erſchien eine etwa dritthalb Fuß hohe und auf zwei Krücken geſtützte Menſchengeſtalt im Mantel. Das

kleine hinkende Ungeheuer hatte Bocksfüße, ein länglichtes Geſicht von ſchwarzgelber Farbe, ein ſpitziges Kinn und eine platt-

gedrückte Naſe; ſeine winzigen Aeugelein funkelten wie glühende Kohlen, und über ſeinem weitgeſpaltenen Mund mit den hoch aufgeworfenen Lippen ſtarrte hakenförmig ein rother Schnurrbart.

Auf dem Kopf trug dieſer reizende Liebesgott eine Art Turban von rothem Krepp, mit einem Buſch von Hahnen- und Pfauenfedern aufgeſtutzt. Um den Hals hatte er einen breiten Kragen von gelber Leinwand, mit mancherlei Zeichnungen von Halsbändern und Ohrengehängen verziert. Seine übrige Kleidung beſtand in einem kurzen Rocke von weißem Atlas, in der Mitte mit einer breiten Binde von Pergament gegürtet, die ganz mit Talismansziffern überſchrieben war. Auf dem Rock ſah man allerhand Gemälde: verſchiedene Arten von Buſenſchmuck zu ſehr vortheilhaftem Gebrauche der Damen, Schärpen, bunte Schürzen, neue Kopfputze, immer einer greller als der andere.

Dies Alles war übrigens noch nichts gegen ſeinen Mantel, der ebenfalls weißen Atlas zum Grund hatte. Es waren darauf eine unendliche Menge Figuren mit ſolcher Keckheit des Pinſels und ſolchem Ausdrucke getüſcht, daß man wohl ſah, der Teufel müſſe ein Meiſter in dieſer Kunſt ſeyn. Auf der einen Seite gewahrte man eine in ihre Mantille gehüllte ſpaniſche Dame, die auf dem Spaziergang mit einem Fremden liebäugelte; auf der andern eine Franzöſin, die allerhand neue Geſichter vor dem Spiegel machte, um ihre Zauberkraft an einem jungen Abbé zu verſuchen, der ſchön geſchminkt und mit Schönpfläſterchen belegt vor der Thüre ihres Zimmers erſchien. Hier italieniſche Cavaliere, die unter den Balkonen ihrer Geliebten ſangen und Zither ſpielten; dort ſaßen Deutſche mit aufgeknöpfter Weſte im verwahrloſetſten Zuſtande, beſoffen und von Tabak beſchmutzt, um einen Tiſch her, der von den Ueberbleibſeln ihrer Schmauſerei troſ. An einem andern Orte ſah man einen vornehmen Muſelmann aus dem Bade ſteigen und von allen Frauen ſeines Serails umgeben, die ihm um



Zweites Kapitel.

Was auf die Befreiung Asmodi's erfolgt.

Da der Dämon ſah, daß der Student von ſeinem Anblick nicht beſonders erbaut war, ſagte er lächelnd: „Nun, Sennor Don Kleophas Leandro Perez Zambullo, jetzt habt Ihr den reizenden Gott der Liebe, den ſouveränen Beherrſcher der Herzen leibhaftig vor Euch ſtehen. Was dünkt Euch von meiner Geſtalt und meiner Schönheit? Nicht wahr, die Poeten ſind vortreffliche Maler?“ — „Aufrichtig geſprochen,“ antwortete Kleophas, „ſie ſchmeicheln ein wenig. Ich glaube nicht, daß Ihr in dieſer Geſtalt je vor Pſyche erſchienen ſeyd.“ — „Ganz richtig,“ erwiderte der Teufel, „ich borgte damals die

eines franzöſiſchen Marquis, um Knall und Fall ihre Liebe zu gewinnen. Nur unter einem ſchönen Firniß kann das Laſter gefallen. Ich kann alle Geſtalten annehmen, die mir beliebt, und es wäre mir eine Kleinigkeit geweſen, in phantaſtiſcher Schönheit vor Euch zu erſcheinen; da ich mich aber ganz Euerm Dienſte ergeben habe, und vor Euch nichts geheim zu halten gedenke, ſo zog ich die Geſtalt vor, die der allgemeinen Meinung von mir und meinem Treiben am angemeſſenſten iſt."

„Es wundert mich nicht," ſagte Leandro, „daß Ihr ein wenig häßlich ſeyd: verzeiht dieſen Ausdruck; der Umgang, den wir mit einander pflegen werden, erheiſcht Offenherzigkeit. Ich hatte mir wahrhaftig ein ganz anderes Bild von Euch gemacht; aber ſagt mir doch in's Teufels Namen, warum hinkt Ihr denn?"

aber brachte meinen Mann in die Dienſte eines großen Miniſters, deſſen Name kräftiger war, als der Talisman."

Nach dieſer Erklärung raffte der Dämon die Scherben der zerbrochenen Flaſche ſorgfältig zuſammen und warf ſie zum Fenſter hinaus. „Sennor Zambullo," ſagte er hierauf zum Studenten: „jetzt ſchnell auf! Ergreift den Zipfel meines Mantels und fürchtet Nichts." Dem Don Kleophas war zwar nicht ganz wohl dabei zu Muthe, doch fand er es immer noch gerathener, als zu bleiben und ſich der Rache des Zauberers auszuſetzen. Er klammerte ſich alſo, ſo gut er konnte, an den Teufel an, der ihn alsbald von dannen führte.

Drittes Kapitel.

Wohin der hinkende Teufel den Studenten führt, und was er ihm zuerst zeigt.

Asmodi hatte seine Schnelligkeit nicht mit Unrecht gerühmt. Er durchflog die Luft wie ein von starker Hand abgeschossener Pfeil, und ließ sich endlich auf dem Thurme der San-Salvadorkirche nieder. Als er wieder festen Fuß gefaßt hatte, sagte er zu seinem Gefährten: „Nun, Sennor Leandro, ist es nicht eine falsche Redensart, wenn man einen holperigten Wagen ein Teufels-Fuhrwerk nennt?“ — „Allerdings,“ antwortete Zambullo höflich; „denn dies Fuhrwerk ist lieblicher als eine Sänfte und dabei so

und deßwegen heimlich eine alte Hexe haben kommen laſſen, um von ihr zu erfahren, wann er ſterben wird.

„Im benachbarten Hauſe werde ich zwei ziemlich luſtige Gemälde gewahr: eine bejahrte Kokette, die ſich zu Bette legt, nachdem ſie ihre Haare, ihre Augbraunen und ihre Zähne auf dem Nachttiſch gelaſſen, und einen ſechzigjährigen Adonis, der ſein verliebtes Tagewerk vollendet hat. Schon hat er ein Auge und ſeinen falſchen Schnurrbart zugleich mit der Perrücke abgelegt, die ſein kahles Haupt bedeckte. Jetzt wartet er, bis ihm ſein Johann ſeinen Arm und ſein

hölzernes Bein abnimmt, um dann mit dem Ueberreſt zu Bette zu gehen."

„Wenn ich meinen Augen trauen darf," ſagte Zambullo, „ſo iſt in dieſem Hauſe hier ein hochgewachſenes wunderſchönes junges Mädchen. Ei, das allerliebſte Engelsgeſicht!" — „Ja wohl," verſetzte der Lahme; „dieſe junge Schönheit, die Euch ſo in die Augen ſticht, iſt die ältere Schweſter des alten Gecken, der ſo eben zu Bette ſteigt. Sie bildet ein herrliches Paar mit der alten Kokette, die bei ihr wohnt. Ihre Taille, die Ihr bewundert, iſt eine Maſchine, die den Mechanikern viel zu ſchaffen gemacht hat. Buſen und Hüfte ſind gleichfalls Werke der Kunſt, und erſt vor Kurzem iſt es ihr begegnet, daß ſie beim Kirchgehen auf öffentlicher Straße ihren H..... fallen ließ. Deſſenungeachtet kann

ſie ſich den Schein der ſchönſten Jugendblüthe geben und zwei junge Cavaliere ſtreiten ſich um ihre Gunſt. Sie haben ſich ihretwegen ſogar geſchlagen. Die Raſenden! zwei Hunde um Einen Knochen.

„Wenn Ihr etwas zum Lachen wollt, ſo ſeht einmal in dieſem Bürgerhauſe hier ganz in der Nähe das Concert, das nach dem Abendeſſen der werthen Familie aufgeführt wird. Es werden Cantaten geſungen, die ein alter Rechtsgelehrter in Muſik geſetzt hat: der Text iſt von einem Alguazil, der den ſüßen Herrn ſpielt, einem Gecken, der zu ſeinem Vergnügen und zur Qual Anderer Verſe macht.

Die Begleitung beſteht aus einem Dudelſack und einem Spinet. Ein langer dürrbeiniger Cantor ſingt mit ſeiner Fiſtel den Diskant, und ein junges Mädchen, das eine ſehr

grobe Stimme hat, brummt den Baß.“ — „Das Ding iſt in der That ſehr ſpaßhaft,“ rief Don Kleophas lachend: „wenn man es mit Gewalt darauf anlegte, ein lächerliches Concert zu Stande zu bringen, man könnte es nicht beſſer treffen.“

„Jetzt ſeht einmal in jenes prächtige Hotel,“ fuhr der Dämon fort; „Ihr werdet dort einen vornehmen Herrn in einem koſtbar meublirten Zimmer im Bette ſehen. Neben ſich hat er ein Käſtchen, das ganz voll Liebesbriefen iſt. Er lieſt ſie noch einmal durch, um wollüſtig einzuſchlafen, denn ſie ſind von einer Dame, die er anbetet, und die ihn ſo viel koſtet, daß er ſich demnächſt um eine Vicekönigsſtelle wird bewerben müſſen.

„Wenn in dieſem Hotel Alles ruhig iſt und ſchläft, ſo geht es dagegen in dem Hauſe daneben linker Hand um ſo lebhafter zu. Ihr ſeht doch eine Dame in einem Bette von rothem Damaſt? Es iſt eine Perſon von Stand; ſie heißt Donna Fabula und hat ſo eben nach einer Wehmutter geſchickt, weil ſie ihrem Gemahl, dem alten Don Torribio, den Ihr neben ihr erblicken werdet, einen Erben zu ſchenken

im Begriffe iſt. Die Gutherzigkeit dieſes Mannes iſt wirklich rührend. Das Geſchrei ſeiner theuren Hälfte ſchneidet ihm durch die Seele; er iſt durchdrungen von Schmerz und leidet ſo viel als ſie. Mit welcher Sorgfalt, mit welchem Eifer

er sich abmüht, ihr zu helfen!" — „In der That," sagte Leandro, „der Mann macht sich viel zu schaffen; aber ich sehe dort einen andern Menschen, der ganz ruhig zu schlafen scheint, ohne sich um den Ausgang zu bekümmern." — „Und doch," versetzte der Hinkenbein, „sollte ihn die Sache interessiren: er ist der Bediente vom Hause und die erste Ursache der Schmerzen seiner Gebieterin.

„Nun aber," fuhr er fort, „blickt ein wenig weiter hinaus, und betrachtet dort in dem Saale Parterre diesen Heuchler, der sich mit alten Salben einschmiert, um zu einer Hexenversammlung zu reisen, die heute Nacht zwischen San-Sebastian und Fontarabien gehalten wird. Ich würde Euch gerne dahin bringen, daß Ihr den Spaß mit ansehen könntet, allein ich fürchte, von dem Dämon, der bei dieser Ceremonie den Bock macht, erkannt zu werden."

„Ihr seyd also," fragte der Student, „nicht gut Freund mit diesem Teufel?" — „Nein, mein Seel nicht," antwortete Asmodi. „Es ist eben der Pillardoc, von dem ich Euch schon gesagt habe. Dieser Schurke würde mich verrathen und ganz gewiß dem Zauberer meine Flucht entdecken." — „Habt Ihr denn außerdem mit diesem Pillardoc noch Streit gehabt?" — „Ja wohl," antwortete der Dämon: „vor zwei Jahren bekamen wir auf's Neue Händel wegen eines Pariser Muttersöhnchens, das etwas werden wollte. Wir Beide machten Anspruch darauf, ihn unterzubringen. Er bestimmte ihn zu einem Beamten, ich zu einem Glücksjäger, und endlich machten unsere Cameraden, um den Streit zu schlichten, einen armseligen Mönch aus ihm. Hierauf wurden wir wieder ausgesöhnt, umarmten uns, und seitdem sind wir Todfeinde."

„Ich will nichts von dieser saubern Versammlung," sagte Kleophas, „und bin nicht im mindesten neugierig, sie zu sehen; wir wollen lieber hier unsere Betrachtungen

fortſetzen. Was bedeuten denn die Funken, die dort aus dem Keller ſprühen?" — „Eine der thörichtſten Beſchäftigungen der Menſchen," antwortete der Teufel. „Der Mann da im Keller, der neben dem glühenden Ofen ſteht, iſt ein Goldmacher; das Feuer verzehrt nach und nach ſein reiches Erbgut, und er wird nie finden, was er ſucht. Unter uns geſagt, der Stein der Weiſen iſt weiter nichts als eine ſchöne Chimäre, die ich ſelbſt ausgeheckt habe, um den menſchlichen Geiſt, der die ihm nun einmal geſetzten Schranken überſchreiten will, zu äffen.

„Der Nachbar des Goldmachers iſt ein ehrſamer Apotheker, der noch nicht zu Bette iſt. Ihr ſeht doch, wie er mit ſeiner alten Frau und ſeinem Jungen im Laden arbeitet?

Wißt Ihr aber auch, was ſie machen? Der Mann verfertigt befruchtende Pillen für einen alten Advocaten, der morgen heirathen will; der Junge macht ein Lavier und die Frau ſtößt in einem Mörſer Adſtringentien."

„Im Hauſe gegenüber von dem Apotheker," ſagte Zambullo, „ſehe ich einen Menſchen, der in aller Geſchwindigkeit aufſteht und ſich ankleidet." — „Donner und Wetter," antwortete der Geiſt, „das iſt ein Arzt, der wegen einer ſehr

dringenden Sache geholt wird. Man ruft ihn zu einem Prälaten, der ſeit einer Stunde im Bett iſt und unterdeſſen ſchon zwei- bis dreimal gehuſtet hat.

„Jetzt blickt weiter rechts und ſehet, ob Ihr nicht auf einem Speicher einen Mann bemerkt, der beim düſtern Schein einer Lampe in bloßem Hemde auf und ab geht.“ — „Ich habe ihn,“ rief der Student, „und könnte von ſämmtlichen Meubeln in dieſem Stübchen ein Inventar aufſetzen: ſie beſtehen aus einem armſeligen Schragen, einem Seſſelchen und einem Tiſch, und die Wände ſcheinen mir über und über ſchwarz beſchmiert zu ſeyn.“ — „Die Perſon, die ſo hoch wohnt,“ verſetzte Asmodi, „iſt ein Poet, und was Euch ſchwarz vorkommt, das ſind tragiſche Verſe aus ſeiner Fabrik, womit er ſein Zimmer tapezirt hat, indem er aus Mangel an Papier ſeine Gedichte an die Wand ſchreiben muß.“

„Wenn man ihn ſo heftig auf und ab gehen und ſich geberden ſieht,“ ſagte Don Kleophas, „ſo muß man glauben, daß er mit einem Werke von hoher Wichtigkeit

beſchäftigt iſt.“ — „Ihr habt nicht ganz fehlgeſchoſſen,“ verſetzte der Hinkende: „geſtern hat er an ſeine neue Tragödie, die den Titel: die allgemeine Sündflut, führt, die letzte Hand angelegt. Man kann ihm wenigſtens nicht den Vorwurf machen, daß er die Einheit des Orts verletzt habe, denn die ganze Handlung geht in der Arche Noä vor.

„Auf meine Ehre, es iſt ein herrliches Stück, die Thiere ſchwatzen darin wie Doctoren. Er hat im Sinne, es zu dediciren, und arbeitet ſchon ſeit ſechs Stunden an einer Zueignungsſchrift; in dieſem Augenblick ſchreibt er die letzte Phraſe. Man darf dieſe Dedication keck ein Meiſterwerk nennen: alle moraliſchen und politiſchen Tugenden, alle Lobſprüche, die man einem durch ſeine Ahnen und durch eigenes Verdienſt berühmten Manne ertheilen kann, ſind darin aufgetiſcht; nie iſt ein Autor verſchwenderiſcher mit dem Weihrauch umgegangen.“ — „Und an wen,“ verſetzte der Student, „ſoll dieſe prächtige Lobrede gerichtet werden?“ — „Das weiß er ſelbſt noch nicht,“ verſetzte der Dämon, „er hat für den Namen Platz gelaſſen. Er ſucht irgend einen reichen Herrn, der aber freigebiger ſeyn muß, als diejenigen, denen er bisher ſeine Bücher gewidmet hat; allein die Leute, die ſolche Dedicationen bezahlen, ſind heutzutage ſelten; die vornehmen Herren haben dieſen Fehler abgelegt und dadurch dem Publicum einen großen Dienſt geleiſtet, das man ſonſt mit elenden Machwerken überſchwemmte, indem die meiſten Bücher bloß wegen des Ertrags der Dedication geſchrieben wurden.

„Da wir gerade von Dedicationen ſprechen,“ ſetzte der Dämon hinzu, „ſo muß ich Euch doch eine intereſſante Anekdote erzählen. Eine Dame von Hof hatte eine Dedication angenommen, wollte ſie aber vor dem Druck ſelbſt ſehen; da ſie nun nicht ganz nach Wunſch darin gelobt war, ſo nahm ſie die Mühe auf ſich, ſelbſt eine nach ihrer Weiſe zu machen und dem Autor zuzuſchicken, damit ſie ſeinem Werke vorgedruckt werden ſollte.“

„Ich glaube," rief Leandro, „dort ſind Diebe, die durch eine Balkonthüre einbrechen." — „Ganz richtig," ſagte Asmodi, „ſie beſuchen einen Bankier; wir wollen ihnen doch nachſehen, wie ſie ſich dabei anſchicken. Sie durchſuchen

das Comptoir, und ſpähen Alles durch: allein der Bankier hat das Prävenire geſpielt; er iſt geſtern mit ſeiner ganzen Baarſchaft nach Holland abgereist."

„Dort iſt ſchon wieder ein Dieb," ſagte Zambullo, „der an einer Strickleiter auf einen Balkon ſteigt." — „Diesmal habt Ihr's nicht errathen," antwortete der Kleine; „der Kletterer iſt im Gegentheil ein Marques, der in das Zimmer einer Jungfrau ſchleichen will, die es gern nicht mehr ſeyn möchte. Er hat ihr ſo flüchtig hingeſchworen, daß er

ſie heirathen werde, und ſie hat nicht ermangelt, ſich auf ſeine Schwüre zu ergeben: denn im Liebeshandel ſind die Herren Marques Negocianten, die großen Credit auf der Börſe haben."

„Ich möchte," fuhr der Student fort, „nur wiſſen, was der Mann dort macht, den ich im Schlafrock und mit der Nachtmütze ſehe. Er ſchreibt ſehr emſig und neben ihm ſteht eine kleine ſchwarze Geſtalt, die ihm die Hand führt." — „Der Schreibende," antwortete der Teufel, „iſt ein Actuar, der einem ſehr erkenntlichen Vormund zu Gefallen einen zu Gunſten eines Unmündigen erlaſſenen Urtheilsſpruch abändert, und die kleine ſchwarze Geſtalt, die ihm die Hand führt, iſt Griffael,

der Dämon der Actuare." — „Dieſer Griffael," warf Don Kleophas ein, „ſcheint alſo ſein Aemtchen nur interimiſtiſch zu verſehen; denn Flagel iſt ja der Geiſt der Gerichtshöfe, und ſomit gehören, dächte ich, die Kanzleiſtuben der Actuare zu ſeinem Departement." — „Mit nichten," erwiderte Asmodi; „man hat die Actuare für würdig erfunden, ihren eigenen Teufel zu haben, und ich verſichere Euch, er hat alle Hände voll zu thun.

„Jetzt ſeht einmal in dem Bürgerhauſe daneben eine junge Dame, die den erſten Stock bewohnt. Sie iſt

Wittwe, und der Mann, den Ihr bei ihr ſehet, iſt ihr Oheim, der im zweiten wohnt. Die Schamhaftigkeit dieſer Frau iſt wahrhaftig bewundernswerth: ſie will in Gegenwart ihres Oheims ihr Hemd nicht anziehen, ſondern geht in ein Cabinet, um es ſich da von einem verſteckten Galan anlegen zu laſſen.

„Bei dem Actuar wohnt ein dicker, lahmer Baccalaureus, ein Verwandter von ihm und ein Spaßmacher erſten Rangs. Der Volumnius, von deſſen witzigen Einfällen Cicero ſo großes Rühmen macht, dürfte ihm das Waſſer nicht reichen. Dieſer Baccalaureus, der in der ganzen Stadt vorzugsweiſe der Baccalaureus Donoſo heißt, wird von allen vornehmen Herren am Hofe und in der Stadt, welche Gaſtmähler geben, geſucht; ja man ſtreitet ſich um ihn. Er hat ein beſonderes Talent, Leben

sagte Zambullo. „Wer ist wohl der Mann? Nach der im Häuse herrschenden Pracht zu schließen, muß er ein Grande der ersten Classe seyn?“ — „Nichts weniger,“ antwortete der Dämon, „er ist ein bloßer Contador. In den einträglichsten Aemtern grau geworden, besitzt er vier Millionen im Vermögen. Jetzt, da er wegen der Mittel, durch die er sie erworben, nicht ganz ruhig ist, und den Augenblick nahen sieht, wo er in jener Welt Rechenschaft ablegen soll, jetzt ist ihm das Gewissen aufgewacht. Er will ein Kloster bauen und hofft durch dies gute Werk seine Seelenruhe wieder zu erhalten. Die Erlaubniß dazu hat er bereits, aber da er sein Institut nur mit solchen Mönchen besetzen will, die zugleich keusch, nüchtern und von Herzen demüthig sind, so macht ihn die Wahl sehr verlegen.

„Im zweiten Hauptgebäude wohnt eine schöne Dame, die sich so eben in Milch gebadet und dann zu Bette gelegt hat. Diese Wollüstige ist die Wittwe eines St. Jagoritters, dessen ganze Verlassenschaft für sie in seinem schönen Namen bestand. Glücklicherweise hat sie zwei Mitglieder des Raths von Castilien zu Freunden, die auf gemeinschaftliche Rechnung für ihren Aufwand sorgen.“

„He da!“ rief der Student, „da erschallt ja die Luft von Geschrei und Wehklagen. Ist vielleicht irgendwo ein Unglück vorgefallen?“ — „Das will ich Euch sagen,“ sagte der Geist; „zwei junge Cavaliere spielten mit einander in diesem Spielhause, wo Ihr so viel brennende Lampen und Lichter seht, Karten. Auf einmal bekamen sie Streit, zogen vom Leder und haben sich Beide tödtlich verwundet: der ältere ist verheirathet und der jüngere ein einziger Sohn; mit Beiden kann es jeden Augenblick ausgehen. Die Frau vom Einen und der Vater vom Andern sind auf die Nachricht von diesem beklagenswerthen Unfall herbeigeeilt und erfüllen jetzt die ganze Nachbarschaft mit ihrem Geschrei. „Unglücklicher,“ sagt der Vater

zu dem Sohne, der ihn nicht mehr hören kann. „Wie oft habe ich dich ermahnt, dem Spiele zu entſagen! Wie oft habe ich dich gewarnt, es könne dich noch das Leben koſten! Ich bin unſchuldig an deinem jammervollen Tode.“ Auf der andern Seite geberdet ſich die Frau verzweiflungsvoll. Zwar

hat ihr Mann das ganze Heirathsgut im Spiele durchgebracht, und alle ihre Juwelen, ja ſogar ihre Kleider, verkauft; aber dennoch iſt ſie untröſtlich über ſeinen Verluſt. Sie verflucht die Karten, die Schuld daran ſind, verflucht den, der ſie erfunden, verflucht das Spielhaus und Alle, die ſich darin aufhalten.“

„Die Leute ſind ſehr zu bedauern," ſagte Don Kleophas, „bei denen das Spiel zur Leidenſchaft geworden iſt. Es muß ihnen oft ganz entſetzlich zu Muthe ſeyn. Ich danke dem Himmel, daß ich von dieſem Fehler frei bin." — „Dafür habt Ihr einen andern," ſagte der Teufel, „der um kein Haar beſſer iſt. Haltet Ihr es etwa für vernünftiger, wenn man ſich mit Freudenmädchen abgibt? Und ſeyd Ihr nicht erſt dieſen Abend in Todesgefahr geweſen? Ihr ſeyd doch wunderliche Geſchöpfe, ihr Herren Menſchen. Die eigenen Fehler erſcheinen euch als Kleinigkeiten, hingegen die von andern Leuten betrachtet ihr immer durch's Vergrößerungsglas.

„Ich muß Euch," fuhr er fort, „noch zwei traurige Geſchichten zeigen. Seht Ihr dort in dem Hauſe, nur ein paar Schritte von dem Heiligthum der Spieler, einen dicken Mann auf dem Bette liegen? Es iſt ein unglücklicher Kanonicus, den der Schlag gerührt hat. Sein Neffe und ſeine Nichte

denken nicht daran, ihm beizuſtehen: ſie laſſen ihn ſterben und bemächtigen ſich indeß ſeiner beſten Effekten, die ſie bei guten

Freunden aufbewahren wollen; sie haben ja nachher immer noch Muße genug zu weinen und zu wehklagen.

„Hier in der Nähe werdet Ihr zwei Todte bemerken, die begraben werden? Es sind Brüder, die beide an derselben Krankheit darnieder lagen, aber sich ganz verschieden dabei benahmen; der Eine vertraute blindlings seinem Arzte, der Andere wollte Alles der Natur überlassen. Nun sind sie Beide todt, jener, weil er alle Arzeneien von seinem Doctor verschluckte, dieser, weil er gar keine nehmen wollte." — „Ein bedenklicher Fall," sagte Leandro. „Was soll denn ein armer Kranker thun?" — „Das kann ich Euch nicht sagen," antwortete der Teufel; „ich weiß bloß, daß es gute Mittel gibt, aber ich weiß nicht, ob es gute Aerzte gibt.

„Doch sehen wir nach etwas Anderem, das angenehmer ist. Hört Ihr den Lärm auf der Straße? Eine Wittwe von sechzig Jahren hat heute früh einen Cavalier von siebzehn Jahren geheirathet. Nun haben sich alle Spaßvögel aus dem ganzen Viertel zusammengerottet, um das Beilager durch ein lärmendes Concert von Becken, Töpfen und Kesseln zu verherrlichen." — „Ihr sagtet mir doch," fiel der Student ein, „daß Ihr es seyet, der die lächerlichen Heirathen stiftet; aber an dieser habt Ihr keinen Theil?" — „Das ist gut errathen, warum," antwortete der Hinkende; „ich war ja gefangen. Aber wenn ich auch frei gewesen wäre, so hätte ich mich doch schwerlich damit abgegeben. Die Frau hat gar ein zartes Gewissen und bloß deswegen wieder geheirathet, damit sie gewisse Freuden, die sie liebt, ohne Vorwurf genießen kann. Solche Verbindungen sind nicht meine Passion; es macht mir mehr Vergnügen, die Gewissen zu quälen, als zu beruhigen."

„Trotz des Lärms von dieser schnurrigen Serenade," sagte Zambullo, „meine ich doch noch einen andern zu hören." — „Ja," antwortete der Teufel, „er kommt von einem Wirthshause her, wo ein dicker Hauptmann aus Flandern, ein

Viertes Kapitel.

Liebesgeſchichte des Grafen von Belflor und der Donna Leonore von Cespedes.

Lange ſchon war der Graf von Belflor, einer der angeſehenſten Herren am Hofe, ſterblich verliebt in die junge Leonore von Cespedes. Er wollte ſie zwar nicht heirathen, denn die Tochter eines bloßen Edelmanns ſchien ihm keine Partie zu ſeyn; dagegen hätte er ſehr gerne ein Liebesverhältniß mit ihr angeknüpft.

In dieſer Abſicht folgte er ihr überall nach und ließ keine Gelegenheit hinaus, ihr durch Blicke ſeine Liebe zu verſtehen zu geben; allein er konnte weder mit ihr ſprechen, noch ihr ſchreiben, weil ihre Duenna, die ſtrenge und wachſame Frau Marzella, beſtändig um ſie war. Dies war ihm äußerſt unangenehm. Die Schwierigkeiten vermochten jedoch ſeine

Wünsche nur zu steigern und er sann unaufhörlich auf Mittel, den Argus, der seine Jo bewachte, einzuschläfern.

Auf der andern Seite war es Leonoren nicht entgangen, daß der Graf ihr viele Aufmerksamkeit schenkte, und sie konnte nicht umhin, dieselbe zu erwidern: unmerklich entstand in ihrem Herzen eine Liebe, die zuletzt einen hohen Grad von Stärke erhielt. Ich steigerte sie indeß nicht durch meine gewöhnlichen Versuchungen, denn der Zauberer, der mich damals gefangen hielt, hatte mir mein Aemtchen ganz und gar gelegt; aber Mutter Natur wirkte und das war genug. Sie ist so gefährlich als ich, und der ganze Unterschied besteht darin, daß sie die Herzen nach und nach verderbt, während ich sie mit Einem Streiche zu Falle bringe.

So standen die Sachen, als Leonore und ihre ewige Begleiterin eines Morgens auf dem Wege zur Kirche einer alten Frau begegneten, die einen der größten Rosenkränze in der Hand trug, welche die Heuchelei jemals zusammengereiht hatte. Die Alte kam mit freundlich lächelndem Gesicht auf sie zu und redete die Duenna also an: „Der Friede Gottes sey mit Euch! Dürfte ich vielleicht fragen, ob Ihr nicht Donna Marzella seyd, die keusche Wittwe des Sennor Martino Rosette?" — „Ja," war die Antwort. — „Nun so treffe ich Euch sehr gelegen," fuhr die Alte fort. „Ich wollte Euch eben berichten, daß ich in meinem Hause einen alten Verwandten habe, der Euch gerne sprechen möchte. Er ist vor ein paar Tagen aus Flandern gekommen und hat Euern Mann sehr genau gekannt; daher er Euch auch Sachen von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen hat. Er wäre deßwegen selbst zu Euch gekommen, allein der arme Mann ist krank geworden und liegt in den letzten Zügen. Ich wohne nur einige Schritte von hier. Wolltet Ihr Euch nicht gefälligst zu mir bemühen?"

Die Duenna, die keineswegs auf den Kopf gefallen war, besorgte, sich zu übereilen, und konnte nicht sogleich zu einem

Entſchluſſe kommen. Die Alte errieth die Urſache ihrer Verlegenheit und ſagte zu ihr: „Liebe Donna Marzella, Ihr

könnt Euch mir mit aller Zuverſicht anvertrauen. Ich heiße Chichona. Der Licentiat Marcos de Figuerna und der Baccalaureus Mira de Mesqua könnten Euch für mich gut ſtehen, wie für ihre Großmutter. Es geſchieht bloß zu Euerm Beſten, daß ich Euch bitte, in mein Haus zu kommen. Mein Vetter will Euch eine Summe Geldes heimbezahlen, die Euer Mann ihm geliehen hat.“ Letzterer Grund wirkte. „Kommt, meine Tochter,“ ſagte Donna Marzella zu Leonoren, „laßt uns

zu dem Verwandten dieſer guten Frau gehen; Kranke zu beſuchen iſt ein Werk chriſtlicher Liebe."

Sie waren bald im Hauſe der Alten, die ſie Parterre in einen Saal führte, wo ein Mann mit ſchneeweißem Barte im Bette lag und wenn er nicht wirklich ſehr krank war, ſich

wenigſtens recht gut ſo zu ſtellen wußte. „Hier, Vetter," ſagte die Alte, indem ſie ihm die Duenna vorſtellte, „hier ſeht Ihr die ehrſame Donna Marzella, die Ihr zu ſprechen wünſchtet, die Wittwe Euers ſeligen Freundes Martino Roſette." Auf dieſe Worte richtete der Greis ſeinen Kopf ein wenig in die Höhe, grüßte die Duenna, winkte ihr, näher zu kommen, und ſagte, als ſie an ſeinem Bette ſtand, mit ſchwacher Stimme zu ihr: „Liebe Donna Marzella, ich danke dem Himmel, daß er mich dieſen Augenblick hat erleben laſſen; es war mein einziger Wunſch. Ich beſorgte immer, zu ſterben, ohne daß ich den Troſt gehabt hätte, Euch zu ſehen und Euch die hundert Dukaten zu eigenen Händen wieder zuzuſtellen, die mir Euer ſeliger Mann, mein beſter Freund, geliehen hat, um

mir bei einer Ehrenſache, die ich zu Brüſſel hatte, fortzuhelfen. Hat er Euch nie von dieſem Abenteuer erzählt?"

„Ach, nein," antwortete Donna Marzella, „niemals: Gott habe ihn ſelig, er war ſo großmüthig, daß er Gefälligkeiten, die er ſeinen Freunden erwies, vergaß, und ſtatt ſich, wie manche Prahlhanſe, des Guten zu rühmen, das ſie nicht gethan haben, hat er im Gegentheil niemals ein Wort davon gegen mich verlauten laſſen." — „Ja," ſagte der Greis, „er hatte ein vortreffliches Herz; Niemand weiß das beſſer als ich, und zum Beweiſe muß ich Euch den ganzen Handel erzählen, aus dem mir ſeine Freundſchaft geholfen hat; da aber Manches darin vorkommt, was für das Andenken des Verſtorbenen von äußerſter Wichtigkeit iſt, ſo wäre es mir ſehr lieb, mit ſeiner verſchwiegenen Wittwe unter vier Augen ſprechen zu können."

„Nun gut," ſagte jetzt Frau Chichona, „das ſteht ganz bei Euch; ich kann indeß mit dieſer jungen Dame in mein Cabinet gehen." So ſprechend ließ ſie die Duenna bei dem Kranken und zog Leonoren in ein Nebenzimmer, wo ſie ohne weitere Umſchweife zu ihr ſagte: „Schöne Leonore, die Augenblicke ſind koſtbar, wir dürfen ſie nicht verlieren. Ihr kennt den Grafen von Belflor, wenigſtens von Anſehen: ſchon lange liebt er Euch, und brennt vor Verlangen, es Euch zu ſagen; allein die Wachſamkeit und Strenge Eurer Duenna hat ihm bis jetzt dieſes Vergnügen nicht gegönnt. In der Verzweiflung hat er ſich an mich gewendet und ich habe mich ſeiner angenommen. Der Greis, den Ihr ſo eben geſehen habt, iſt ein junger Kammerdiener des Grafen und Alles, was ich gethan, iſt eine zwiſchen uns verabredete Liſt, wodurch wir Eure Aufſeherin hintergehen und Euch hieher locken wollten."

Noch hatte ſie nicht ausgeredet, als der Graf hinter einer Tapete hervortrat und ſich Leonoren zu Füßen warf. „Sennora," ſagte er, „verzeiht dieſe Kriegsliſt einem Liebenden, der nicht länger leben konnte, ohne Euch zu ſprechen. Hätte

dieſe dienſtfertige Alte nicht Mittel gefunden, mir dieſes Glück zu verſchaffen, ich wäre in meinem Schmerze vergangen."

Dieſe Worte, in rührendem Tone von einem Manne geſprochen, der nicht mißfiel, brachten Leonoren etwas aus der Faſſung. Sie ſchwankte eine Zeit lang, was ſie antworten ſollte; endlich aber nahm ſie ſich zuſammen, und ſagte zum Grafen mit ſtolzem Blick: „Ihr glaubt vielleicht dieſer dienſtfertigen Dame, die Euch ſo gut unterſtützt hat, großen Dank ſchuldig zu ſeyn; allein ich will Euch nur ſagen, daß es Euch wenig nützen wird."

So sprechend wollte sie in den Saal zurückgehen, allein der Graf hielt sie zurück. „Bleibt, liebenswürdige Leonore," sagte er, „und schenkt mir wenigstens einen Augenblick Gehör. Meine Liebe ist so reiner Natur, daß sie Euch nicht im Geringsten beunruhigen darf. Ihr habt allerdings Ursache, über die List, womit ich diese Unterredung mit Euch erzielt habe, aufgebracht zu seyn; aber waren nicht bisher alle meine Bemühungen, Euch zu sprechen, vergeblich? Schon sechs Monate lang folge ich Euch in Kirchen, auf Spaziergängen und im Theater nach und laure umsonst auf eine Gelegenheit, auszusprechen, wie sehr ich Euch verehre. Eure grausame, Eure unbarmherzige Duenna hat mir jedesmal meinen liebsten Wunsch vereitelt. Ach, schöne Leonore, macht mir kein Verbrechen aus einer List, zu der mich die Noth trieb, sondern beklagt mich, denn ich habe alle Qualen so langen vergeblichen Wartens erdulden müssen, und die Bitterkeit derselben mögt Ihr nach Euren Reizen ermessen."

Belflor ermangelte nicht, seine Rede mit der ganzen Ueberredungskunst in Blick und Miene zu unterstützen, mit der ein hübscher junger Mann gewöhnlich sein Glück macht; er ließ auch einige Thränen fallen. Leonore wurde bewegt; unwillkürlich regte sich in ihrem Herzen Zärtlichkeit und Mitleid; allein sie war weit entfernt, ihrer Schwachheit nachzugeben, und je mehr sie sich gerührt fühlte, um so ernstlicher wurde ihr Bestreben, sich zu entfernen. „Graf," rief sie, „alle Eure Redensarten sind vergeblich, ich mag Euch nicht hören. Haltet mich nicht länger auf, und laßt mich aus einem Hause, wo meine Tugend bedroht ist, oder ich rufe durch mein Geschrei die ganze Nachbarschaft herbei, so daß Eure Kühnheit öffentlich bekannt wird." Sie sagte dies mit so festem Tone, daß Frau Chichona, die ihre Ursachen hatte, es mit der Polizei nicht verderben zu wollen, den Grafen bat, die Sache nicht weiter zu treiben. Er hielt Leonoren nicht länger auf; sie wand

ſich aus ſeinen Händen los, und verließ das Cabinet, wie ſie hineingekommen war, was bisher noch kein Mädchen von ſich hatte rühmen können. Sie eilte zu ihrer Duenna zurück, und ſagte zu ihr: „Kommt, meine Liebe, brecht dieſes leere Geſchwätz ab; man hintergeht uns; geſchwind aus dieſem gefährlichen Hauſe!“ — „Was gibt's, was iſt's, meine Tochter!“ antwortete Marzella voll Verwunderung; „warum wollt Ihr ſo auf einmal forteilen?“ — „Ich will's Euch nachher ſagen,“ erwiderte Leonore, „kommt jetzt nur. Jeder Augenblick, den ich mich hier länger aufhalte, macht mir neue Unruhe.“ So gern auch die Duenna die Urſache dieſes ſchnellen Aufbruchs auf der Stelle erfahren hätte, ſo mußte ſie ſich dennoch gedulden und Leonorens Bitten nachgeben. Sie gingen beide eilig davon und ließen Frau Chichona, den Grafen und ſeinen Kammerdiener alle drei ſo verblüfft zurück, wie Komödianten, die man ausgepfiffen hat.

Sobald Leonore auf der Straße war, fing ſie an, mit großer Aufregung den ganzen Vorgang im Cabinet der Alten zu erzählen. Donna Marzella hörte ihr ſehr aufmerkſam zu, und ſagte, als ſie nach Hauſe kamen: „Ich muß geſtehen, meine Tochter, ich könnte mich darüber todtärgern, daß ich dieſer verwünſchten Alten ſo in die Falle gehen mußte. Ich wollte doch gleich im Anfang nicht mit gehen! Wenn ich nur dabei geblieben wäre! Ich hätte ihrem freundlichen ehrbaren Geſichte nicht trauen ſollen! Nein, das iſt eine Dummheit, die einer Frau von meiner Erfahrung nicht zu verzeihen iſt. Hättet Ihr mir nur ſogleich in ihrem Hauſe noch die ganze Spitzbüberei erzählt, ich hätte der Schelmin ihr Geſicht zerkratzt, den Grafen gehörig ausgeſchimpft und dem alten Spitzbuben, der mir Märchen erzählte, den Bart abgeriſſen. Doch ich will gleich wieder zu ihr gehen und ihnen das Geld, das man mir als alte Schuld zugeſtellt, vor die Füße werfen; finde ich ſie dann noch beiſammen, ſo ſollen ſie durch den Aufſchub nichts verloren haben.“

Mit dieſen Worten legte ſie ihre Mantille wieder um, die ſie bereits ausgezogen hatte, und marſchirte nach Chichona's Haus.

Der Graf war noch da, höchſt unglücklich über den ſchlechten Erfolg ſeiner Kriegsliſt. Ein Anderer an ſeiner Stelle hätte die ganze Sache aufgegeben, aber er ließ ſich nicht ſo leicht abſchrecken. Bei vielen guten Eigenſchaften hatte er auch die minder empfehlenswerthe, daß er ſich von ſeinem Hang zur Liebe zu ſehr hinreißen ließ. Wenn er eine Dame liebte, ſo bot er Alles auf, um ihre Gunſtbezeigungen zu erlangen, und war im Stande, die heiligſten Rechte zu verletzen, ſobald es ſich um Erfüllung ſeiner Wünſche handelte. So viel ſah er deutlich ein, daß er ohne Hülfe der Donna Marzella nicht zu ſeinem Ziele gelangen konnte. Er beſchloß daher, ſie in ſein Intereſſe zu ziehen, möge es koſten, was es wolle. So ſtreng die Duenna auch ausſah, ſo glaubte er doch, ſie würde einem anſehnlichen Geſchenke nicht widerſtehen können, und er täuſchte ſich in der That nicht. Wenn es gewiſſenhafte Keuſchheitswächterinnen gibt, ſo darf man immer darauf zählen, daß die Herren Liebhaber nicht reich oder nicht freigebig genug ſind.

Donna Marzella war kaum in's Zimmer getreten, und der drei Perſonen, mit denen ſie zu thun hatte, anſichtig geworden, ſo machte ſie ihrem Zorn durch einen Strom von Schimpfwörtern Luft, überhäufte den Grafen und Frau Chichona mit Schmähungen, und warf dem Kammerdiener den Geldbeutel an den Kopf. Der Graf hielt den Sturm geduldig aus, warf ſich, um die Scene noch rührender zu machen, vor der Alten auf die Kniee, und drang in ſie, ſie möchte die weggeworfene Börſe wieder nehmen, zu der er noch tauſend Piſtolen zu geben verſprach, wenn ſie nur Mitleid mit ihm haben wollte. Sie hatte nie Jemand ſo beweglich um ihr Mitgefühl flehen gehört, und blieb nicht unerbittlich. Bald hörte ſie auf zu ſchmähen, und bei einer ſtillen Vergleichung

der angebotenen Summe mit der geringen Belohnung, die ſie von Don Luis zu erwarten hatte, erſchien es ihr weit einträglicher, Leonoren von ihrer Pflicht abzulocken, als ſie darin zu beſtärken. Nach einigen Ziereréien nahm ſie die Börſe wieder, ließ ſich das Gebot von tauſend Piſtolen gefallen, verſprach dem Grafen ihre Hülfe und empfahl ſich, um ſogleich zur Ausführung ihres Verſprechens zu ſchreiten.

Da ſie Leonoren als ein tugendhaftes Mädchen kannte, war ſie ſehr auf ihrer Hut, daß ſie von ihrem Einverſtändniſſe mit dem Grafen nichts ahnen ſollte; denn ſie fürchtete, ſie möchte es ihrem Vater entdecken. Sie wollte es daher recht ſchlau angreifen, und hub, ſobald ſie nach Hauſe kam, alſo zu Leonoren an: „Jetzt habe ich mein Müthchen gekühlt; die drei ſchlechten Perſonen waren noch beiſammen, und wegen Eurer muthigen Entfernung wie vom Himmel gefallen. Ich

habe der Alten mit der Rache Eures Vaters und der Strenge der Geſetze gedroht und dem Grafen von Belflor alle möglichen Grobheiten geſagt, die mir in meinem Zorn einfielen. Ich hoffe, dieſer Herr wird ſich künftig dergleichen Unternehmungen vergehen laſſen und ſeine Galanterien werden meine Wachſamkeit fortan nicht mehr in Athem erhalten. Dem Himmel ſey Dank, daß Ihr durch Eure Feſtigkeit der ſchlau gelegten Schlinge entgangen ſeyd! Ich könnte vor Freude darüber weinen. Seine Liſt hat ihm nichts genützt und das freut mich ſehr, denn die großen Herren verführen junge Mädchen nur zu ihrem Zeitvertreib. Selbſt die meiſten von denen, die ſich ganz rechtſchaffen ſtellen, machen ſich nicht das mindeſte Bedenken daraus, als ob es gar nichts auf ſich hätte, wenn einer Familie Schande angethan wird. Ich will damit nicht gerade ſagen, daß der Graf auch zu dieſen gehöre, oder daß er Euch betrügen wolle: man muß von ſeinen Nebenmenſchen nicht immer das Schlimmſte denken; vielleicht hat er rechtſchaffene Abſichten. Obſchon er ſeinem Range nach auf die erſten Partien am Hofe Anſpruch machen darf, ſo hat doch vielleicht Eure Schönheit ihn zum Entſchluſſe gebracht, Euch zu heirathen. Ich erinnere mich ſogar, daß er in ſeinen Antworten auf meine Vorwürfe ſo etwas nicht undeutlich durchblicken ließ."

„Was ſagt Ihr da, meine Liebe!" fiel Leonore ein; „wenn es ihm damit Ernſt wäre, ſo hätte er ſchon bei meinem Vater angehalten, der einem Manne von ſeinem Range gewiß keine abſchlägige Antwort geben würde." — „Ihr habt ganz Recht," verſetzte die Duenna, „ich bin auch dieſer Meinung; das Betragen des Grafen iſt verdächtig, und er kann nicht wohl eine gute Abſicht haben. Ich hätte gute Luſt, noch einmal hinzugehen und ihm auf's Neue Grobheiten zu ſagen." — „Nicht doch, meine Liebe," antwortete Leonore, „wir wollen lieber das Vorgefallene vergeſſen und ihn bloß mit Verachtung ſtrafen." — „Das wird wohl das Beſte ſeyn," ſagte Donna

Marzella; „Ihr seyd vernünftiger als ich: aber wäre es nicht auch möglich, daß wir dem Grafen Unrecht thun? Wissen wir denn auch, ob er nicht aus Delicatesse so handelt? Ehe er Eures Vaters Einwilligung erlangt, will er vielleicht Euch lange vorher seine Dienste widmen, sich Euch gefällig zu machen und Eures Herzens zu versichern suchen, um Eurer Verbindung weit größere Reize zu geben. Im Fall dem so wäre, liebes Kind, so wäre es doch wohl kein so großes Verbrechen, ihn anzuhören. Entdeckt Euch mir, Ihr wißt ja, wie sehr ich Euch liebe; habt Ihr wirklich einige Neigung für den Grafen, oder wäre Euch eine Verbindung mit ihm zuwider?"

Bei dieser boshaften Frage schlug die offenherzige Leonore erröthend die Augen nieder und gestand, daß sie durchaus keine Abneigung gegen ihn empfinde; da aber ihr Schamgefühl sie hinderte, sich weiter zu erklären, so drang die Duenna auf's Neue in sie, sie möchte mit nichts hinter dem Berge halten. Endlich gab sie den zärtlichen Vorstellungen ihrer mütterlichen Freundin nach. „Gute Mutter," sagte sie zu ihr, „da Ihr durchaus ein aufrichtiges Bekenntniß verlangt, so will ich's nur gestehen, Graf Belflor scheint mir würdig geliebt zu werden. Er ist so schön und ich habe so viel Gutes von ihm gehört, daß ich gegen seine Galanterien nicht habe unempfindlich bleiben können. Die unermüdliche Aufmerksamkeit, womit Ihr sie jedesmal durchkreuztet, ist mir oft sehr lästig gewesen, und ich kann es nicht läugnen, daß ich ihn manchmal insgeheim beklagt, und durch meine Seufzer für das entschädigt habe, was er durch Eure Wachsamkeit leiden mußte. Selbst in diesem Augenblick kann ich ihn trotz seiner Verwegenheit nicht hassen. Mein Herz entschuldigt ihn wider meinen Willen und wirft alle Schuld auf Eure Strenge."

„Liebe Tochter," versetzte die Duenna, „da ich demnach glauben muß, daß seine Bewerbungen Euch angenehm seyn würden, so will ich Euch diesen Liebhaber zu erhalten suchen." —

„Ich bin Euch sehr dankbar für diese Gefälligkeit," antwortete Leonore, weich werdend. „Wäre der Graf auch keiner von den ersten Herren bei Hofe, wäre er auch bloß ein einfacher Edelmann, so würde ich ihn dennoch allen Andern vorziehen. Aber wir wollen uns nicht mit eiteln Hoffnungen schmeicheln: Belflor ist ein vornehmer Mann und ohne Zweifel für eine der reichsten Erbinnen des Reiches bestimmt. Wie wird er sich mit der Tochter des Don Luis begnügen wollen, die ihm nur ein mittelmäßiges Vermögen zubringen kann? Nein, nein, er meint es nicht so gut mit mir; er hält mich nicht für würdig, seinen Namen zu tragen. Er will mich bloß beschimpfen."

„Und warum denn," sagte die Duenna, „sollte er Euch nicht so lieben, daß er Euch heirathete? Die Liebe thut alle Tage noch größere Wunder. Ihr sprecht ja, wie wenn zwischen dem Grafen und Euch eine unendliche Kluft befestigt wäre. Seyd nicht so ungerecht gegen Euch selbst, Leonore, eine Verbindung mit Euch hätte nichts Erniedrigendes für ihn; Ihr seyd von altem Adel und er hätte sich wahrhaftig Eurer nicht zu schämen. Da Ihr ihm nicht abgeneigt seyd, so muß ich doch mit ihm sprechen: ich will seine Absichten ausforschen, und sind sie, wie sie seyn sollen, so will ich ihm mit einiger Hoffnung schmeicheln." — „Um Gottes willen thut ja das nicht," rief Leonore, „ich bin gar nicht der Meinung, daß Ihr ihn aufsuchen sollt; sobald er denken könnte, ich hätte meine Hand dabei im Spiele, würde er mich nicht mehr achten." — „Ei was, Ihr wißt nicht, wie geschickt ich bin," sagte Donna Marzella. „Zuerst mache ich ihm Vorwürfe, daß er Euch habe verführen wollen; natürlich will er sich rechtfertigen, ich höre ihn an, und sehe ihn schon kommen: kurz und gut, liebes Kind, laßt nur mich gewähren, Eure Ehre soll geschont werden, wie meine eigene."

Mit Anbruch der Nacht ging die Duenna aus; sie fand den Grafen in der Nähe, berichtete ihm das ganze Gespräch

mit ihrer Gebieterin und rühmte besonders ihre Geschicklichkeit, womit sie entdeckt hatte, daß er geliebt wurde. Der Graf war hocherfreut über diese Nachricht und dankte der Alten in den lebhaftesten Ausdrücken, d. h. er versprach ihr gleich morgen die tausend Pistolen auszubezahlen. Er zweifelte nun nicht mehr am glücklichen Erfolg seines Unternehmens, denn er wußte wohl, daß ein Mädchen, die ihr Herz bei einer Sache betheiligt hat, schon halb verführt ist. Sie trennten sich hierauf, Beide wohl mit einander zufrieden, und die Duenna ging wieder nach Hause.

Leonore hatte sie voll Ungeduld erwartet und fragte sogleich, was sie Neues bringe? „Die allerbeste Nachricht, die Ihr nur wünschen könnt," antwortete die Alte: „ich habe den Grafen gesprochen. Seine Absichten sind, wie ich ja gleich im Anfange sagte, untadelhaft. Er hat keinen andern Zweck, als Euch zu heirathen; dies hat er mir bei Allem, was heilig ist, geschworen. Natürlich habe ich ihm nicht blindlings geglaubt, sondern zu ihm gesagt: „Wenn Ihr das im Sinne habt, warum geht Ihr nicht den geweißten Weg und wendet Euch an Don Luis?"

„Ach, liebe Marzella," antwortete er, ohne, wie es schien, über meine Frage verlegen zu werden, „könntet Ihr es wohl gut heißen, wenn ich, bloß von blinder Liebe getrieben, Leonoren tyrannisch von ihrem Vater erzwingen wollte, ehe ich wüßte, wie sie von mir denkt? Nein, ihre Ruhe ist mir theurer, als meine Wünsche, und ich halte zu viel auf Rechtschaffenheit, als daß ich mich der Gefahr aussetzen möchte, sie unglücklich zu machen."

„Während er so sprach," fuhr die Duenna fort, „beobachtete ich ihn mit möglichster Aufmerksamkeit und nahm alle meine Erfahrungen zusammen, um in seinen Augen zu lesen, ob die Liebe, von der er sprach, ihm auch von Herzen gehe. Was soll ich sagen — ich habe wahre, heiße Liebe darin zu sehen geglaubt, so daß ich meine Freude darüber kaum verbergen

konnte; da ich nun feſt von ſeiner Aufrichtigkeit überzeugt war, ſo glaubte ich Euch einen ſolchen Liebhaber nicht beſſer ſichern zu können, als wenn ich ihn etwas von Euren Geſinnungen merken ließe. „Semnor,“ ſagte ich zu ihm, „Leonore iſt Euch nicht abhold; ich weiß, daß ſie Euch ſchätzt, und ſo viel ich beurtheilen kann, wäre es ihr nicht unangenehm, wenn Ihr Euch um ſie bewärbet.“ — „Großer Gott!“ rief er entzückt aus, „was höre ich? Iſt's möglich, daß die reizende Leonore ſo günſtig von mir denkt? Wie viel Dank bin ich Euch nicht ſchuldig, gefällige Marzella, daß Ihr mich von dieſer langen Ungewißheit befreit? Dieſe Nachricht iſt mir aus Eurem Munde doppelt angenehm, da Ihr Euch von jeher meiner Zärtlichkeit in den Weg geſtellt und mir ſo viel Leiden bereitet habt; jetzt aber macht mein Glück vollkommen, liebe Marzella, und verſchafft mir eine Unterredung mit der göttlichen Leonore; ich will ihr vor Euren Augen ſchwören, daß ich nie eine Andere als ſie mein nennen werde.“

„Das hat er geſagt,“ fuhr die Duenna fort, „und noch gar Manches, was mich ſehr gerührt hat. Zuletzt, liebe Tochter, hat er mich ſo dringend gebeten, ihm zu einer geheimen Unterredung mit Euch zu verhelfen, daß ich's ihm nicht mehr abſchlagen konnte.“ — „Ach, warum habt Ihr das gethan?“ rief Leonore etwas erſchrocken. „Habt Ihr mir nicht ſelbſt tauſendmal geſagt, ein tugendhaftes Mädchen müſſe dergleichen Zuſammenkünfte vermeiden, da ſie nicht anders als gefährlich ſeyn können?“ — „Ganz richtig,“ verſetzte die Duenna, „dieſer Grundſatz iſt unumſtößlich; aber im gegebenen Falle iſt es Euch erlaubt, davon abzuweichen, weil Ihr den Grafen bereits als Euern Mann betrachten könnt.“ — „Er iſt es aber noch nicht,“ ſagte Leonore, „und ich darf ihn nicht ſehen, bevor mein Vater ſeine Bewerbung gebilligt hat.“

Donna Marzella bereute es in dieſem Augenblick, daß ſie das Mädchen ſo gut erzogen hatte, da es ihr ſo ſchwer

wurde, ihre Sittſamkeit zu überwinden. Gleichwohl wollte ſie um jeden Preis ihr Ziel erreichen; ſie ſchlug daher andere Saiten an und fuhr alſo fort: „Meine theure Leonore, wie freut es mich, daß ich Euch ſo zurückhaltend ſehe! Welch ſüßer Lohn für meine Bemühungen! Ihr habt meine Lehren wohl beherzigt. Ich bin hocherfreut über mein Werk; aber, liebes Kind, Ihr geht ein wenig zu weit, Ihr übertreibt meine Moral und Eure Tugend iſt faſt zu ſtreng. So gewiß ich ſelbſt dieſe Grundſätze theile, ſo kann ich doch eine ſo rauhe Sittſamkeit, die dem Laſter und der Unſchuld ohne Unterſchied Trotz bietet, nicht billigen. Ein Mädchen verliert ihre Tugend noch nicht, wenn ſie ihren Liebhaber anhört, ſobald ſie von der Reinheit ſeiner Abſichten überzeugt ſeyn kann; und in dieſem Falle darf man ihr keine Vorwürfe machen, wenn ſie ſeiner Leidenſchaft entgegenkommt. Verlaßt Euch auf mich, Leonore; ich habe zu viel Erfahrung und bin Euch zu ſehr ergeben, als daß ich Euch zu einem nachtheiligen Schritte verleiten könnte.“

„Und wo ſoll ich denn mit dem Grafen ſprechen?“ fragte Leonore. — „Auf Euerm Zimmer,“ antwortete die Duenna; „das iſt der ſicherſte Ort, ich werde ihn morgen in der Nacht herein laſſen.“ — „Was fällt Euch ein, meine Liebe?“ rief Leonore. „Wie! ich ſollte zugeben, daß ein Mann.....“ — „Allerdings,“ fiel die Alte ein, „die Sache iſt gar nicht ſo außerordentlich, als Ihr Euch vorſtellt. Das kommt tagtäglich vor, und wollte Gott, alle Mädchen, die ſolche Beſuche annehmen, hätten ſo reine Abſichten, wie Ihr. Ueberdies habt Ihr ja gar nichts zu fürchten, denn ich werde immer bei Euch ſeyn.“ — „Aber, wenn mein Vater dazu käme?“ ſagte Leonore. — „Auch darüber könnt Ihr ganz unbeſorgt ſeyn,“ erwiderte Donna Marzella. „Euer Vater iſt wegen Euers Betragens vollkommen beruhigt; er kennt meine Treue und hat ein vollkommenes Vertrauen zu mir.“ Leonore, der auf der einen Seite ihre Duenna keine Ruhe ließ, während auf der

andern die Liebe ſich immer gewaltiger in ihrem Herzen regte, konnte nun nicht länger widerſtehen und gab endlich ihre Einwilligung.

Der Graf wurde alsbald davon in Kenntniß geſetzt, und in der Freude ſeines Herzens ſchenkte er der Agentin ſogleich fünfhundert Piſtolen nebſt einem Ring von gleichem Werth. Donna Marzella, die ihn ſo gut Wort halten ſah, wollte nun ihr Verſprechen ebenfalls löſen. In der folgenden Nacht befeſtigte ſie, ſobald ſie Alles im Hauſe ſchlafend glaubte, eine ſeidene Strickleiter, die ihr der Graf gegeben hatte, an den Balkon und ließ ihn auf dieſe Art in's Zimmer ſeiner Angebeteten.

Indeß überließ ſich die junge Dame Betrachtungen, die nichts weniger als beruhigend waren. So viel Neigung ſie auch für Belflor empfand, und trotz aller Einwendungen ihrer

Duenna, machte ſie ſich dennoch Vorwürfe, daß ſie ſo leicht einen Beſuch erlaubt habe, der ſich mit ihrer Pflicht nicht vertrüge; die Reinheit ihrer Abſichten vermochte ihre Zweifel nicht zu beſchwichtigen. Bei Nacht einen Mann in ihr Zimmer zu laſſen, der ihres Vaters Einwilligung nicht hatte, und deſſen wahre Abſichten ſie nicht einmal kannte, ſchien ihr nicht nur ſtrafbar, ſondern ſie glaubte auch, es müſſe ſie ihrem Liebhaber verächtlich machen. Dieſer letzte Gedanke war ihr am empfindlichſten und beſchäftigte ſie ganz, als der Graf eintrat.

Er warf ſich ihr ſogleich zu Füßen, um für dieſe Gunſtbezeigung zu danken. Er ſchien durchdrungen von Liebe und Erkenntlichkeit und betheuerte ihr, daß er ſie heirathen wolle. Da er ſich aber über dieſen Punkt doch nicht ganz nach ihrem Wunſche erklärte, ſagte ſie zu ihm: „Ich will wohl glauben, Herr Graf, daß Ihr keine andere Abſicht habt, allein Eure Verſicherungen müſſen mir ſo lange verdächtig ſeyn, bis mein Vater ihnen durch ſeine Einwilligung Kraft gegeben hat.“ — „Semmora,“ antwortete Belflor, „ich würde ſchon längſt darum gebeten haben, wenn ich nicht gefürchtet hätte, ſie auf Koſten Eurer Ruhe zu erhalten.“ — „Ich kann es Euch nicht verdenken,“ verſetzte Leonore, „daß Ihr dieſen Schritt noch nicht gethan habt; im Gegentheil gefällt mir Euer Zartgefühl: aber jetzt habt Ihr kein Hinderniß mehr und Ihr müßt entweder ſo bald als möglich mit meinem Vater ſprechen, oder Euch entſchließen, mich nie wieder zu ſehen.“

„Was ſagt Ihr, ſchöne Leonore? ich ſoll Euch nie wieder ſehen? Wie könnt Ihr doch ſo unempfindlich ſeyn gegen die Süßigkeiten der Liebe! Wenn Ihr zu lieben verſtändet wie ich, ſo wäre es Euch ein Vergnügen, meine Beſuche insgeheim anzunehmen und wenigſtens eine Zeit lang vor Euerm Vater verborgen zu halten. In ſolch geheimnißvollem Umgang liegt ein unendlicher Reiz für zwei Herzen, die ſich verſtehen!“ — „Für Euch vielleicht,“ ſagte Leonore, „aber mir könnte er

nur Kummer bereiten. Dieſe überfeinerte Zärtlichkeit ziemt ſich nicht für ein tugendhaftes Mädchen; ſchweigt daher von der Wonne eines ſo ſtrafbaren Umgangs. Hättet Ihr einige Achtung vor mir, ſo könntet Ihr einen ſolchen Vorſchlag gar nicht machen; ſind aber Eure Abſichten ſo, wie Ihr mich überreden wollt, ſo müßtet Ihr es mir im Grund Eurer Seele verdenken, wenn ich mich nicht dadurch beleidigt fühlte. Aber ach!" fügte ſie mit einigen Thränen hinzu, „ich habe dieſen Schimpf nur meiner Schwachheit zuzuſchreiben, ich habe ihn dadurch verdient, daß ich ſo viel für Euch that."

„Anbetungswürdige Leonore," rief der Graf, „Ihr thut mir grauſam Unrecht. Eure Tugend iſt viel zu bedenklich, viel zu ängſtlich. Wie! weil ich ſo glücklich war, Euch nicht zu mißfallen, ſo fürchtet Ihr, ich werde Euch deßwegen nicht mehr hochſchätzen? Seyd nicht ſo ungerecht; nein, Sennora, ich erkenne den ganzen Werth Eurer Güte: ſie kann nicht den Verluſt meiner Hochachtung zur Folge haben, und ich bin bereit, Alles zu thun, was Ihr verlangt. Gleich morgen will ich mit Don Luis ſprechen und mein Möglichſtes thun, um ſeine Einwilligung in mein Glück zu erlangen; allein ich kann Euch nicht verbergen, daß ich wenig Hoffnung habe." — „Wie ſo?" verſetzte Leonore äußerſt verwundert; „wie könnte mein Vater die Bewerbung eines Mannes von Euerm Range ablehnen?" — „Eben wegen dieſes Ranges," antwortete Belflor, „fürchte ich es. Ihr wundert Euch, bald werdet Ihr es nicht mehr thun.

„Vor einigen Tagen," fuhr er fort, „eröffnete mir der König, er wolle mir eine Gemahlin geben. Er hat mir die Dame nicht genannt, ſondern nur ſo viel merken laſſen, daß er eine der erſten Partien am Hofe im Auge hat und ihm ſehr viel an dieſer Vermählung liegt. Da ich Eure Geſinnung gegen mich nicht wußte, — und Ihr wißt ja ſelbſt, daß Eure Strenge es mir bisher unmöglich machte, ſie zu errathen, —

ſo habe ich durchaus keine Abneigung gegen ſeinen Befehl gezeigt. Urtheilt nun, Sennora, ob Don Luis auf die Gefahr hin, ſich die Ungnade des Königs zuzuziehen, mich zu ſeinem Schwiegerſohne annehmen wird."

„Nein, gewiß nicht," ſagte Leonore, „ich kenne meinen Vater. So vortheilhaft eine Verbindung mit Euch ſeyn mag, ſo wird er ihr doch lieber entſagen, als dem König mißfallen wollen. Wenn aber mein Vater auch nichts dawider einwenden würde, ſo wären wir gleichwohl noch nicht am Ziele; denn wie, Herr Graf, könntet Ihr mir eine Hand ſchenken, über die der König anders verfügen will?" — „Sennora," antwortete Belflor, „ich muß aufrichtig geſtehen, daß mich dies einigermaßen in Verlegenheit ſetzt; dennoch hoffe ich bei einiger Behutſamkeit den König, der mir ſehr wohlwill, dahin zu bringen, daß ich Mittel finden kann, dem Unglück, das mir droht, zu entgehen: Ihr ſelbſt, ſchöne Leonore, könntet mir hier am beſten helfen, wenn Ihr mich würdig erachtetet, der Eurige zu werden." — „Wie wäre dies möglich?" ſagte ſie, „wie könnte ich die Heirath hintertreiben, die der König Euch vorgeſchlagen hat?" — „Ach, Sennora," erwiderte er leidenſchaftlich, „wenn Ihr meinen Schwur der Treue annehmen wolltet, ſo würde ich mich Euch zu erhalten wiſſen, ohne daß der Monarch darüber zürnen ſollte.

„Erlaubt, reizende Leonore," fuhr er fort, indem er ſich ihr zu Füßen warf, „erlaubt, daß ich in Gegenwart der Donna Marzella Euer Gemahl werde; laßt ſie Zeugin von der Unverbrüchlichkeit unſers Bundes ſeyn. Auf dieſe Art könnte ich mich von den ſchnöden Feſſeln, die man mir anlegen will, frei erhalten; denn wenn der König dann noch weiter in mich dringt, die Dame ſeiner Wahl anzunehmen, ſo werf' ich mich ihm zu Füßen und ſage ihm, daß ich Euch ſchon lange geliebt und mich heimlich mit Euch vermählt habe. Wird ihm dadurch auch ein Wunſch zu nichte gemacht, ſo iſt er doch zu gut,

als daß er mich derjenigen, die ich anbete, entreißen wollte, und zu gerecht, um Eurer Familie dieſen Schimpf anzuthun."

„Was haltet Ihr davon, kluge Marzella," ſetzte er gegen die Duenna hinzu, „wie gefällt Euch der Plan, den mir ſo eben die Liebe eingegeben hat?" — „Er iſt vortrefflich," antwortete die Alte; „es läßt ſich nicht läugnen, daß die Liebe ſehr erfinderiſch iſt!" — „Und Ihr, anbetungswürdige Leonore," fuhr der Graf fort, „was ſagt Ihr dazu? hat ſich Euer Herz immer noch mit Mißtrauen umſchanzt? wollt Ihr noch nicht Ja ſagen?" —. „Nur dann," antwortete Leonore, „wenn mein Vater in die Sache eingeweiht iſt; ich bin überzeugt, daß er dann Alles gut heißen wird."

„Alles, nur das nicht," fiel hier die abſcheuliche Duenna ein; „Ihr kennt den Sennor Don Luis noch nicht, er denkt viel zu zart in Ehrenſachen, um eine geheime Liebe zu begünſtigen. Dieſer Vorſchlag würde ihn beleidigen und überdies würde er als vorſichtiger Mann gewiß die Folgen einer Verbindung fürchten, von der er glauben müßte, daß ſie den Abſichten des Königs zuwider wäre. Dieſer unbedachtſame Schritt würde ſeinen Argwohn erwecken, er würde fortan alle unſere Schritte belauſchen und Euch jede Zuſammenkunft unmöglich machen."

„Nein, das könnte ich nicht aushalten!" rief unſer Hofmann. „Aber, Donna Marzella," fuhr er im Tone tiefen Kummers fort, „glaubt Ihr denn wirklich, Don Luis würde den Vorſchlag einer heimlichen Heirath verwerfen?" — „Ganz zuverläſſig," antwortete die Alte; „allein geſetzt auch, daß er ſie annähme, ſo iſt er doch zu ſpießbürgerlich und bedenklich, als daß er die Vermählung ohne die kirchlichen Ceremonien geſchehen ließe; und wollte man dieſe beibehalten, ſo wäre die Sache bald in der ganzen Stadt bekannt."

„Theure Leonore," ſagte jetzt der Graf, die Hände der Geliebten zärtlich in die ſeinigen drückend, „ſollen wir

uns denn einem bloßen Wahne von Anstand zu lieb der fürchterlichen Gefahr aussetzen, auf immer von einander getrennt zu werden! Ihr braucht Niemand zu fragen, als Euch selbst, wenn Ihr Euch mir schenken wollt. Die väterliche Einwilligung würde Euch allerdings einige Sorgen ersparen; aber da Donna Marzella uns die Unmöglichkeit sie zu erlangen deutlich dargethan hat, so ergebt Euch doch endlich in meine schuldlosen Wünsche. Nehmt Herz und Hand von mir an; sobald es Zeit seyn wird, Euern Vater unsere Verbindung wissen zu lassen, so wollen wir ihm schon sagen, warum wir sie einstweilen verschwiegen haben." — „Nun gut, Herr Graf," sagte Leonore, „ich bin's zufrieden, daß Ihr mit meinem Vater noch nicht so bald sprecht; aber ehe ich heimlich Eure Hand annehme, müßt Ihr zuvor zu erfahren suchen, wie der König gesinnt ist; sprecht mit ihm und sagt ihm, wenn es nöthig ist, daß Ihr Euch heimlich mit mir vermählt hättet. Wir wollen sehen, ob dieses falsche Geständniß nicht vielleicht....." — „Nein, Sennora," sagte Belflor, „das kann nicht seyn; ich bin ein zu abgesagter Feind jeder Lüge, als daß ich es wagen könnte, die Unwahrheit so weit zu treiben. Zu dem weiß ich, wie der König ist; wenn er erführe, daß ich ihn hintergangen hätte, er würde es mir in seinem Leben nie verzeihen."

Doch, fuhr der Teufel fort, ich hätte Wochenlang zu schwatzen, Sennor Don Kleophas, wenn ich Euch Wort für Wort Alles wiederholen wollte, was Belflor sagte, um das unschuldige Kind zu verführen. Genug, er kramte all die verliebten Redensarten aus, die ich bei solchen Gelegenheiten den Leuten einzublasen pflege: allein so schön er auch betheuerte, daß er seinen geheimen Schwur so schnell als möglich öffentlich wiederholen wolle, so rührend er auch den Himmel zum Zeugen seiner Versicherungen anrief, Leonorens Tugend blieb unüberwindlich, der Tag graute und der Graf sah sich genöthigt, auf seinen Rückzug zu denken.

Indeß glaubte die Duenna, ihre Ehre oder vielmehr ihr Vortheil erfordere es, das Unternehmen nicht so bald fallen zu lassen. „Leonore," sagte sie am andern Morgen zu Don Luis Tochter, „ich weiß in der That nicht, wie ich mit Euch sprechen soll; Ihr sperrt Euch gegen die Liebe des Grafen, wie wenn er eine bloße Galanterie im Auge hätte; habt Ihr vielleicht an seiner Person Etwas gesehen, das Euch mißfiele?" — „Nein, meine Liebe," antwortete Leonore, „er ist mir im Gegentheil nie so liebenswürdig vorgekommen, und während unserer ganzen Unterhaltung habe ich nur neue Reize an ihm entdeckt." — „Wenn dem so ist," sagte die Alte, „so begreife ich Euch in der That nicht. Ihr seyd ihm von ganzem Herzen gewogen, und weigert Euch noch, einen Schritt zu thun, dessen Nothwendigkeit man Euch doch bewiesen hat?"

„Liebe Marzella," antwortete Don Luis Tochter, „Ihr seyd allerdings weit verständiger und erfahrener als ich; aber habt Ihr auch reiflich die Folgen überlegt, die eine ohne meines Vaters Einwilligung vollzogene Heirath haben kann?" — „Allerdings," erwiderte die Duenna, „ich habe Alles in Erwägung gezogen, und es ärgert mich, daß Ihr die glänzende Partie, die Euch das Glück anbietet, so hartnäckig mit Füßen tretet. Wie leicht könnte dieser Eigensinn Euern Liebhaber ermüden und ganz verscheuchen! Fürchtet Ihr denn nicht, daß ihm über sein Interesse in Beziehung auf den Geldpunkt die Augen aufgehen könnten, woran er bis jetzt in der Glut seiner Leidenschaft noch gar nicht gedacht hat? Nehmt doch ohne längeres Zögern die Hand an, die er Euch bietet. Sein Wort bindet ihn und nichts ist einem Manne von Ehre heiliger; überdies bin ich Zeuge, daß er Euch als seine Frau erkennt, und Ihr wißt ja, daß ein Zeugniß wie das meinige gegen einen Liebhaber, der meineidig werden wollte, schon allein vollgültig wäre." Durch solche Vorstellungen brachte das Schandweib Leonoren zum Wanken. Sie ließ sich

die Gefahr, die ihr drohte, aus dem Kopfe hinausſchwatzen und ergab ſich nach einigen Tagen ohne alles Arg den laſterhaften Begierden des Grafen. Die Duenna ließ ihn jede Nacht über den Balkon in das Zimmer ſeiner Geliebten und eben ſo vor Tagesanbruch wieder hinab.

Eines Nachts, als ſie ihn etwas ſpäter als gewöhnlich an den Rückzug erinnert hatte, und ſchon die Morgenröthe heraufſtieg, wollte ſich der Graf eilig hinablaſſen, benahm ſich aber dabei ſo ungeſchickt, daß er ziemlich derb auf die Erde fiel.

Don Luis, der unmittelbar über dem Zimmer ſeiner Tochter ſchlief und dieſen Morgen beſonders früh aufgeſtanden war, um einige dringende Geſchäfte abzumachen, hörte das Geräuſch vom Falle und öffnete das Fenſter, um zu ſehen, was es wäre. Er erblickte einen Mann, der mit großer Mühe

wieder aufſtand, und auf dem Balkon Donna Marzella ſehr beſchäftigt, die Strickleiter, deren ſich der Graf beim Hinabſteigen

minder geschickt bedient hatte, als auf dem Wege herauf, abzubinden. Er rieb sich die Augen und hielt Anfangs Alles für bloße Täuschung; da er aber lange genug zugesehen hatte, fand er, daß die Sache so wirklich war, als etwas von der Welt, und daß das obwohl noch schwache Tageslicht ihm nur zu deutlich seine Schande aufdeckte.

Dieser Anblick ging ihm durch Mark und Bein; voll gerechten Ingrimms kam er im Schlafrock vor Leonorens Thüre, in der einen Hand den Degen, in der andern die Kerze haltend, und fest entschlossen, Beide, Tochter und Duenna, seiner Rache zu opfern. Er klopft an und befiehlt zu öffnen: sie erkennen seine Stimme und gehorchen zitternd. Wüthend tritt er hinein, und den entblößten Degen vor ihre erstarrten Augen haltend, spricht er: „Ich komme, im Blute einer Ehrlosen den Schimpf zu rächen, den sie ihrem Vater anthut, und zugleich die niederträchtige Duenna zu strafen, die mein Vertrauen getäuscht hat."

Beide warfen sich ihm zu Füßen und die Duenna nahm das Wort. „Sennor," sagte sie, „bevor Ihr die Strafe an uns vollzieht, habt die Güte, mich einen Augenblick anzuhören." — „Nun ja," versetzte der Greis, „ich will meine Rache einen Augenblick aufschieben; sprich, Elende, erzähle mir ausführlich mein ganzes Unglück; doch was sage ich ausführlich? ich weiß schon Alles, bis auf den Namen des Verwegenen, der meine Familie entehrt." Donna Marzella nannte den Grafen Belflor. „Belflor!" rief Don Luis; „wo hat er meine Tochter gesehen? durch welche Mittel hat er sie verführt? Verhehle mir nichts." — „Sennor," erwiderte die Duenna, „ich will Euch Alles erzählen, so aufrichtig als ich kann."

Nun wiederholte sie mit unendlicher Kunst jedes Wort, das der Graf zu ihr gesagt haben sollte, wie sie wenigstens Leonoren glauben gemacht hatte. Sie malte ihn mit den schönsten Farben als einen zärtlichen, feinfühlenden und

aufrichtigen Liebhaber. Bei der weiteren Entwicklung konnte ſie freilich die Wahrheit nicht verhehlen, aber ſie verbreitete ſich ſo weitläufig über die Gründe, die man gehabt hätte, ohne ſein Wiſſen die Heirath zu vollziehen, und wußte Alles ſo gut zu drehen, daß Don Luis' Wuth ſich endlich legte. Die Duenna merkte dies, und hoffte den Alten dadurch vollends ganz zu beſänftigen, daß ſie zu ihm ſagte: „Das iſt's alſo, was Ihr zu wiſſen verlangtet. Straft uns jetzt; ſtoßt Euern Degen in Leonorens Bruſt. Doch, was ſage ich? Leonore iſt unſchuldig; ſie hat bloß den Rath derjenigen Perſon befolgt, der Ihr die Aufſicht über ſie anvertraut; mich allein müſſen Eure Streiche treffen. Ich habe den Grafen in das Zimmer Eurer Tochter geführt; ich habe das Band

geknüpft, das sie verbindet. Ich habe über das Unregelmäßige einer von Euch nicht gut geheißenen Verbindung die Augen zugedrückt, um Euch einen Schwiegersohn zu sichern, dessen Gunst bekanntlich der Canal ist, durch welchen heut zu Tage alle Gnadenbezeigungen vom Hofe ausfließen. Bloß Leonorens Glück und das Interesse Eurer Familie schwebte mir vor Augen; allzugroßer Eifer hat mich meiner Pflicht untreu gemacht."

Indeß die ränkereiche Marzella so sprach, weinte sich ihre Gebieterin beinahe die Augen aus; sie zeigte so tiefe Betrübniß, daß der gute Greis nicht widerstehen konnte. Er wurde gerührt, sein Zorn verwandelte sich in Mitleid, der Degen entsank seiner Hand, und der eben noch so erbitterte Vater rief jetzt mit thränenden Augen: „Ach, liebe Tochter, welch unselige Leidenschaft ist doch die Liebe! Du weißt noch nicht, wie sehr du Ursache hast, dich zu betrüben; jetzt preßt dir bloß die Scham über die Gegenwart deines Vaters, der dich überraschte, die Thränen aus. Du ahnest noch nicht, welchen Kummer dir dein Liebhaber vielleicht bereiten wird. Und Ihr, unvorsichtige Marzella, was habt Ihr gethan! In welchen Abgrund stürzt uns Euer unüberlegter Eifer! Freilich hat die Verbindung mit einem Manne, wie der Graf, Euch blenden können, und das spricht noch zu Euerm Vortheil; aber, Unglückselige, mußtet Ihr einem Manne von diesem Charakter nicht mißtrauen? Je größer die Gunst und das Ansehen ist, worin er steht, um so mehr hättet Ihr vor ihm auf der Hut seyn sollen. Wenn er gewissenlos genug ist, sein Wort zu brechen, was bleibt mir dann übrig? Soll ich die Gesetze zu Hülfe rufen? Einem Manne von seinem Rang ist es eine Kleinigkeit, sich vor ihrer Strenge zu schützen. Gesetzt aber auch, er wolle seine Eide erfüllen, so ist immer noch zu fürchten, daß der König, der ihm, wie er sagt, eine andere Gemahlin bestimmt, ihn durch einen Machtspruch dazu zwingen würde."

„Ach nein, Sennor," fiel Leonore ein, „das haben wir nicht zu besorgen. Der Graf hat uns theuer und heilig versichert, daß der König seinen Gefühlen keine Gewalt anthun würde." — „Das bin ich auch überzeugt," sagte Donna Marzella: „erstens liebt der Monarch seinen Günstling viel zu sehr, um ihm so grausam mitzuspielen, und dann ist er auch zu großmüthig, um dem tapfern Don Luis de Cespedes, der seine schönsten Jahre dem Dienste des Staats gewidmet hat, diese empfindliche Kränkung anzuthun."

„Wollte Gott," sagte der Greis seufzend, „meine Furcht wäre ungegründet. Ich gehe jetzt zum Grafen und fordere eine Erklärung von ihm; die Augen eines Vaters sehen scharf; ich werde ihm bis auf den Grund seiner Seele schauen: finde ich die gewünschte Gesinnung bei ihm, so soll euch das Geschehene verziehen seyn; wofern ich aber," fügte er mit festerem Tone hinzu, „aus seinen Aeußerungen auf ein falsches Herz schließen muß, so sollt ihr mir Beide an einen einsamen Ort, wo ihr die übrige Zeit euers Lebens eure Unbesonnenheit beweinen mögt." Mit diesen Worten raffte er seinen Degen wieder auf, und indeß die beiden Unglücklichen sich von ihrem Schreck erholten, ging er auf sein Zimmer, um sich anzukleiden.

Asmodi wurde hier von dem Studenten unterbrochen. „Eure Geschichte," sagte Don Leandro, „ist zwar sehr interessant; aber dort bemerke ich Etwas, das mich hindert, ihr die gehörige Aufmerksamkeit zu schenken: eine Dame, die mir recht artig zu seyn scheint, zwischen einem jungen und einem alten Mann. Sie trinken alle Drei miteinander, vermuthlich etwas Ausgesuchtes, und indeß der alte Geck die Dame umarmt, gibt die Spitzbübin von hinten ihre Hand dem jungen Menschen zu küssen, der ohne Zweifel ihr Liebhaber ist." — „Ganz im Gegentheil," antwortete der Kleine, „dies ist ihr Mann und der Andere ihr Liebhaber. Der Alte ist ein vornehmer Herr, Comthur des Calatravaordens. Er

ruinirt ſich aus Liebe zu dieſer Dame, deren Mann ein kleines Aemtchen bei Hofe hat: aus Eigennutz liebkost ſie den grauen Amoroſo und aus Luſt und Liebe zur Sache wird ſie ihm untreu.“

„Ein niedliches Gemälde,“ ſagte Zambullo, „der Mann iſt gewiß ein Franzoſe.“ — „O nein,“ verſetzte der Teufel, „er iſt ein Spanier. Ich ſage Euch, die gute Stadt Madrid hat auch ſanftmüthige Ehemänner in ihren Mauern; doch wimmelt es hier nicht ſo ſehr davon wie in Paris, das unſtreitig an Einwohnern dieſer Art ſo fruchtbar iſt, als die ganze übrige Welt zuſammen.“ — „Vergebt mir, Sennor Asmodi,“ ſagte Don Kleophas, „daß ich Euch unterbrochen habe, und ſeyd ſo gut, Eure Geſchichte fortzuſetzen. Sie iſt ſehr anziehend und beſonders die Verführungsgeſchichte hat mir außerordentlich gefallen.“ Der Dämon fuhr alſo fort:

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung und Schluß der Liebesgeschichte des Grafen von Belflor.

Don Luis ging sehr früh zum Grafen, der sich immer noch unentdeckt wähnte, und daher über diesen Besuch höchlich verwundert war. Er kam dem Alten entgegen, umarmte ihn mehrere Male hinter einander und sagte: „Ich bin unendlich erfreut, Euch bei mir zu sehen. Wolltet Ihr mir vielleicht eine Gelegenheit bieten, Euch zu dienen?“ — „Herr Graf,“ antwortete Don Luis, „ich wünschte, mit Euch allein zu seyn.“

Belflor ließ seine Bedienten abtreten. Sie setzten sich und nun nahm der Alte das Wort: „Herr Graf," sagte er, „meine Ehre und meine Ruhe machen eine Erklärung nöthig, um die zu bitten ich gekommen bin. Ich habe Euch heute früh aus Leonorens Zimmer gehen sehen. Sie hat mir Alles gestanden, sie hat mir gesagt....." — „Daß ich sie liebe," fiel der Graf ein, der auszuweichen suchte. „Aber sie hat nur schwache Ausdrücke für das, was ich für sie empfinde: ich bin von ihr entzückt, ich bete sie an; sie vereinigt Alles in sich, Geist, Schönheit und Tugend. Man hat mir gesagt, Ihr hättet auch einen Sohn, der zu Alcala studirt; gleicht er seiner Schwester? Wenn er so schön ist, wie sie, und nur Etwas von Euch hat, so muß er ein ausgezeichneter Cavalier seyn; ich möchte ihn gar zu gerne sehen und biete Euch meinen ganzen Einfluß für ihn an."

„Ihr seyd sehr gütig," sagte Don Luis mit Ernst, „aber um wieder auf das zurückzukommen, was...." — „Man muß ihn sogleich anstellen," unterbrach ihn der Graf abermals; „ich nehme es auf mich, für sein Glück zu sorgen: er soll nicht unter dem Haufen der Subalternoffiziere grau werden, das versichere ich Euch." — „Gebt mir Antwort, Graf," sagte der Alte hitzig, „und fallt mir nicht immer in die Rede. Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht das Versprechen halten?...." — „Ganz zuverlässig," unterbrach ihn Belflor zum dritten Mal, „ich halte mein Versprechen, Euern Sohn mit all meinem Einfluß zu unterstützen: Ihr könnt auf mich zählen, ich bin ein Mann von Wort." — „Nein, das geht zu weit, Graf!" rief der alte Cespedes aufspringend. „Zuerst verführt Ihr meine Tochter und dann wagt Ihr es, mich zu höhnen. Ich bin auch von Adel, und dieser Schimpf wird nicht ungerächt bleiben." Und so ging er, kochend vor Wuth und tausend Racheplane in seinem Kopfe wälzend.

Als er nach Hauſe kam, ſagte er ſehr heftig zu Leonoren und ihrer Duenna: „Der Graf iſt mir doch gleich im Anfang verdächtig vorgekommen; er iſt ein Verräther, an dem ich mich rächen muß. Was euch betrifft, ſo wandert ihr morgen mit einander in ein Kloſter; macht euch fertig dazu und danket dem Himmel, daß ihr mit dieſer Strafe davon kommt.“ So ſprechend ging er auf ſein Zimmer, um bei kälterem Blute zu überlegen, was er in dieſer bedenklichen Lage thun ſolle.

Ihr könnt Euch Leonorens Schmerz denken, als ſie Belflors Treuloſigkeit erfuhr. Sie war wie niedergedonnert, Todesbläſſe bedeckte ihr Geſicht, die Sinne ſchwanden ihr und ſie ſank bewegungslos ihrer Duenna in die Arme, die wirklich

dieſen Schwüren, bei denen er ſo kühn den Himmel zum Zeugen anrief, dieſen unaufhörlichen Ausdrücken glühender Begeiſterung mißtrauen können? Seine Augen zeigten mir noch mehr Liebe, als ſein Mund ausſprach; mit Einem Wort, er ſchien ganz bezaubert zu ſeyn. Nein, er hat mich nicht betrogen, ich kann es nicht glauben. Wahrſcheinlich hat mein Vater nicht ſchonend genug mit ihm geſprochen; ſie werden Beide hitzig geworden ſeyn, und dann wird der Graf weniger als Liebhaber denn als großer Herr geantwortet haben. Aber vielleicht ſchmeichle ich mir bloß. Ich muß dieſer Ungewißheit ein Ende machen: ich will an Belflor ſchreiben und ihm zu wiſſen thun, daß ich ihn heute Nacht noch einmal erwarte. Er ſoll mein liebendes Herz entweder beruhigen, oder mit eigenem Munde ſeine Treuloſigkeit geſtehen."

Donna Marzella billigte dieſen Plan; ſie machte ſich ſogar Hoffnung, der Graf werde, ſo ehrgeizig er auch ſey, von Leonorens Thränen gerührt, ſich entſchließen, ſie zu heirathen.

Während deſſen ſann Belflor, nachdem er ſich den guten Alten vom Halſe geſchafft hatte, zu Hauſe über die Folgen nach, die ſein Betragen gegen ihn haben könnte. Er dachte ſich wohl, daß die ganze Familie Cespedes, aufgebracht über die Beſchimpfung, mit Racheplanen umgehen werde; doch machte ihm dies wenig Kummer: weit mehr beſchäftigte ihn ſeine Liebe. Er ſtellte ſich vor, wie man Leonoren in ein Kloſter ſperren, oder wenigſtens genau hüten und ihm alle Möglichkeit abſchneiden werde, ſie wieder zu ſehen. Dieſer Gedanke machte ihn traurig; er ſann hin und her auf Mittel, dem Unglück vorzubeugen, als ihm ſein Kammerdiener einen Brief brachte, den Donna Marzella ihm eingehändigt hatte. Er war von Leonoren und lautete folgendermaßen:

„Ich ſoll morgen die Welt verlaſſen, um mich in Kloſtereinſamkeit zu vergraben. Entehrt, meiner Familie verhaßt und

mir selbst zuwider, das bin ich jetzt, weil ich Euch angehört habe. Ich erwarte Euch heute Nacht noch einmal. In meiner Verzweiflung suche ich neue Qualen: kommt und gesteht mir, daß Euer Herz keinen Antheil an den Schwüren hatte, die Euer Mund aussprach, oder bekräftiget sie durch denjenigen Schritt, der mein hartes Schicksal allein mildern kann. Da dieses Rendezvous nach dem, was zwischen Euch und meinem Vater vorgegangen ist, gefährlich werden könnte, so laßt Euch von einem Freunde begleiten. Obschon Ihr das ganze Unglück meines Lebens seyd, so fühle ich doch, daß mir das Eurige noch theuer ist.

Leonore."

Der Graf las diesen Brief zwei- bis dreimal, und indem er sich Leonoren in der Lage vorstellte, die sie selbst schilderte, wurde ihm wehmüthig um's Herz. Er ging in sich: Vernunft, Rechtschaffenheit, Ehre, die er im Taumel der Leidenschaft vergessen hatte, fingen an auf's Neue Raum in seinem Busen zu gewinnen. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen, und wie ein Kranker, der von einem heftigen Fieberanfall wieder zu sich kommt, sich der Albernheiten schämt, die er gesagt oder gethan, so erröthete jetzt der Graf über die niedrigen Kunstgriffe, deren er sich bedient hatte, um seine Lüste zu befriedigen.

„Ich Unglücklicher!" sagte er, „was habe ich gethan? welcher Teufel ist in mich gefahren? Ich habe Leonoren die Ehe versprochen, ich habe den Himmel zum Zeugen aufgerufen, ich habe gelogen, der König hätte mir eine Gemahlin vorgeschlagen; ich habe Lüge, Treulosigkeit, Meineid, Alles angewendet, um die Unschuld zu verführen. Ich Rasender! hätte ich nicht eher meine Liebe unterdrücken, als durch ein Verbrechen befriedigen sollen? Jetzt habe ich ein Mädchen von Stand verführt, dem Zorn ihrer Familie, die mit ihr entehrt ist, preisgegeben und sie unglücklich gemacht, bloß weil sie mich glücklich machte. Welch schnöder Undank! ich muß den

die Dame seines Herzens wieder zu sehen, hatte ihn nach Madrid zurückgeführt. Bei seinem letzten Besuche in der Hauptstadt hatte er auf dem Prado ihre Eroberung gemacht. Ihr Name war ihm noch unbekannt; man hatte von ihm verlangt, daß er keinen Schritt thun wolle, um ihn zu erfahren, und er hatte sich, wiewohl höchst ungern, in diese grausame Nothwendigkeit gefügt. Es war ein Mädchen von Stand, die seine Freundin geworden war und die eine so schlechte Meinung von der Verschwiegenheit und Beständigkeit eines Studenten hegte, daß sie es für nöthig hielt, ihn auf die Probe zu stellen, bevor sie sich ihm zu erkennen geben wollte.

Natürlich war er mehr mit seiner Unbekannten als mit dem Aristoteles beschäftigt, und die geringe Entfernung von Alcala nach Madrid machte, daß er gar häufig, gerade wie Ihr, mein junger Freund, die Collegia schwänzte, nur mit dem Unterschied, daß seine Liebe es besser verdiente, als Eure Donna Thomasa. Damit aber Don Luis nichts von seinen Minnefahrten erfahren sollte, quartierte er sich gewöhnlich in einem Gasthofe am äußersten Ende der Stadt ein, wo er sich unter einem falschen Namen sorgfältig verborgen hielt. Er verließ seinen Schlupfwinkel nicht eher als Morgens zu einer gewissen Stunde, wo er in ein Haus ging, in welchem die Dame, die ihn so von seinen Studien ablockte, in Begleitung einer Kammerfrau sich einzufinden die Gefälligkeit hatte; den ganzen übrigen Tag blieb er in seinem Gasthof eingesperrt, allein kaum war die Nacht erschienen, so wandelte er überall in der Stadt umher.

Einmal des Nachts, als er durch eine entlegene Straße ging, hörte er eine menschliche Stimme und Instrumente, die seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Es war eine Serenade, bei der er ein wenig in der Nähe stehen blieb; der Cavalier aber, der sie zum Besten gab, war betrunken und von Natur grob. Kaum hatte er unsern Studenten wahrgenommen, so

ging er ſchnell auf ihn zu und ſagte ohne Complimente in barſchem Tone zu ihm: „Guter Freund, Ihr könnt immerhin Euers Wegs gehen; naſeweiſe Leute ſind hier nicht gerne geſehen.“ — „Ich würde allerdings gehen,“ antwortete Don Pedro beleidigt, „wenn Ihr mich artig darum gebeten hättet; ſo aber werde ich bleiben, um Euch zu lehren, was der Brauch iſt.“ — „Nun gut,“ ſagte der Serenadebringer, ſeinen Degen ziehend, „es wird ſich bald zeigen, wer Recht behält.“

Don Pedro zog ebenfalls vom Leder und ſie ſchlugen ſich. So geſchickt auch ſein Gegner war, ſo konnte er doch

einen tödtlichen Stoß nicht pariren und ſank leblos auf's Pflaſter. Indeß hatten die Theilnehmer an der Serenade ihre Inſtrumente

weggeworfen, ihre Degen gezogen und drangen jetzt Alle auf Don Pedro ein, um ihren todten Freund, dem sie nicht mehr helfen konnten, zu rächen. Der Musensohn entwickelte bei dieser Gelegenheit seine ganze Geschicklichkeit. Er parirte nicht bloß mit bewundernswürdiger Fertigkeit alle Stöße, sondern fiel selbst so gewaltig aus, daß seine Gegner genug zu thun hatten.

Mittlerweile waren diese so zahlreich geworden und so hartnäckig, daß er trotz aller seiner Geschicklichkeit dennoch verloren gewesen wäre, hätte nicht Graf Belflor, der gerade durch diese Straße ging, seine Vertheidigung übernommen. Der Graf hatte Muth und Ehre im Leib. Als er so viele Bewaffnete gegen Einen sah, konnte er nicht umhin, sich seiner anzunehmen. Er zog sein Schwert, stellte sich an Don Pedro's Seite und drang mit ihm so lebhaft auf die Musikanten ein, daß sie sämmtlich davon liefen, die einen verwundet, die andern, um es nicht zu werden. Als sie fort waren, wollte Don Pedro dem Grafen für seinen Beistand danken, allein Belflor ließ ihn nicht ausreden, sondern fragte nur, ob er nicht verwundet sey? „Nein," antwortete Don Pedro. — „Nun so wollen wir unsers Wegs weiter ziehen," sagte der Graf; „Ihr habt Euern Gegner getödtet und es ist nicht rathsam, länger in dieser Straße zu bleiben, die Polizei könnte uns überraschen." Sie entfernten sich also mit starken Schritten, bis sie in eine andere Straße kamen, und erst als sie den Wahlplatz weit hinter sich hatten, blieben sie stehen.

Don Pedro, von gerechter Dankbarkeit durchdrungen, fragte den Grafen, wem er so viel zu danken habe. Belflor nahm keinen Anstand, es ihm zu sagen, und stellte dann dieselbe Frage; aber der Student, der sich nicht zu erkennen geben wollte, antwortete, er heiße Don Juan de Maros. Zugleich gab er die Versicherung, daß er seine Wohlthat nie vergessen werde.

„Ich könnte Euch," sagte der Graf, „noch heute Nacht Gelegenheit geben, Eure Schuld gegen mich abzutragen. Ich

habe ein Rendezvous, das nicht ohne Gefahr ist, und wollte eben einen Freund aufsuchen, der mich begleiten sollte. Eure Tapferkeit ist mir bekannt; dürfte ich Euch wohl bitten, Don Juan, mit mir zu kommen?" — „Ihr beleidigt mich, wenn Ihr daran zweifelt," erwiderte der Student; „ich könnte das Leben, das Ihr mir gerettet, nicht besser anwenden, als wenn ich es für Euch wage. Kommt, ich bin bereit, Euch zu begleiten." So führte Belflor selbst Don Pedro in seines Vaters Haus und sie stiegen Beide über den Balkon in Leonorens Zimmer.

„Aber wie," unterbrach hier Don Kleophas den Teufel, „wie war es denn möglich, Sennor Asmodi, daß Don Pedro seines Vaters Haus nicht erkannte?" — „Kein Wunder," antwortete der Dämon, „Don Luis war ausgezogen und wohnte erst seit acht Tagen in dem neuen Hause, was Don Pedro nicht wußte. Ich wollte Euch dies eben sagen, allein Ihr seyd mir ja in die Rede gefallen. Ihr seyd viel zu hitzig, junger Freund, und habt die Untugend, jeden Augenblick Einen zu unterbrechen. Gewöhnt Euch das ab."

Don Pedro glaubte also nichts weniger, als daß er bei seinem Vater wäre; er merkte auch nicht, daß die Person, die sie einließ, Donna Marzella war, denn sie empfing sie ohne Licht in einem Vorzimmer, wo Belflor seinen Begleiter zu bleiben bat, während er selbst im Zimmer seiner Dame wäre. Der Student ließ sich das gefallen, und setzte sich, um für jeden Fall gesichert zu seyn, mit entblößtem Degen auf einen Stuhl. Er versank in Nachdenken über die süßen Augenblicke, die wohl die Liebe jetzt dem Grafen schenken möchte, und wünschte sich auch so glücklich zu seyn: denn obschon seine Unbekannte ihn nicht gerade grausam behandelte, so war sie doch nicht ganz so gütig, wie Leonore gegen den Grafen.

Während er sich darüber nach der Weise schmachtender Liebhaber Gedanken machte, hörte er, daß man eine Thüre,

welche nicht die der Liebenden war, ganz sachte zu öffnen suchte, und sah durch das Schlüsselloch ein Licht schimmern. Er stand schnell auf, stellte sich vor die Thüre, die inzwischen aufging, und setzte seinen Degen dem Kommenden auf die Brust. Dieser war Niemand anders als sein Vater, der auf Leonorens Zimmer schleichen wollte, um zu sehen, ob der Graf nicht da sey. Der gute Mann glaubte zwar nach dem Vorgefallenen nicht, daß seine Tochter und Marzella es wieder wagen würden, ihn kommen zu lassen; deßwegen hatte er ihnen auch kein anderes Zimmer angewiesen: doch war es ihm noch eingefallen, daß sie vielleicht Lust bekommen könnten, ihn in der letzten Nacht vor ihrer Wanderung in's Kloster noch einmal zu sehen.

„Wer du auch seyn magst," rief der Student, „hier kommst du nicht hinein, oder du bist des Todes." Don Luis sieht ihn an, Don Pedro betrachtet den Alten mit Aufmerksamkeit: sie erkennen sich. „Ach, mein Sohn," rief der Greis, „mit welcher Ungeduld habe ich auf dich geharrt! Warum hast du mir deine Ankunft nicht gemeldet? Fürchtetest du, meine Ruhe zu stören? Ach, ich bin so unglücklich, daß es für mich keine Ruhe mehr gibt." — „O mein Vater," sagte Don Pedro ganz außer sich, „seyd Ihr es wirklich, den ich sehe, oder werden meine Augen durch eine trügerische Aehnlichkeit irre geführt?" — „Warum verwunderst du dich so?" versetzte Don Luis; „bist du nicht bei deinem Vater? Habe ich dir nicht geschrieben, daß ich seit acht Tagen hier wohne?" — „Gerechter Himmel!" rief der Studiosus, „was höre ich? Ich bin also hier in den Zimmern meiner Schwester!"

Während er so sprach, trat der Graf, der Lärm gehört hatte und glaubte, sein Begleiter würde angegriffen, mit dem Degen in der Hand aus Leonorens Zimmer. „Hier ist er," rief der Alte wüthend, „der Verwegene, der mir meine Ruhe gestohlen und unser Geschlecht mit Schande

bedeckt hat! Wir wollen uns auf der Stelle an dem Schurken rächen.“ So sprechend zog er seinen Degen unter dem Nachtrock hervor und wollte auf Belflor losstürzen: allein Don Pedro hielt ihn zurück. „Haltet ein, mein Vater,“ sagte er, „ich

bitte, mäßiget Euch. Was beginnt Ihr?“ — „Wie, mein Sohn,“ antwortete der Greis, „du fällst mir in den Arm? Du meinst vielleicht, er sey nicht stark genug, um uns zu rächen? Nun gut, so räche du den Schimpf, den man uns angethan hat; deßwegen allein habe ich dich nach Madrid kommen lassen. Fällst du, so trete ich an deine Stelle. Der

Graf muß von unſern Händen ſterben, oder er muß uns Beiden auch das Leben nehmen, nachdem er uns ſchon die Ehre geraubt hat."

„Nein, mein Vater," antwortete Don Pedro, „ich kann Euern ungeduldigen Wunſch nicht befriedigen. Ferne ſey es von mir, dem Grafen nach dem Leben zu trachten; bin ich doch bloß deßwegen hieher gekommen, um es zu vertheidigen. Ich habe mein Wort verpfändet, meine Ehre erlaubt es mir nicht anders. Kommt, Herr Graf," fuhr er gegen Belflor fort. — „Ha, Feiger!" rief Don Luis zornig ſeinem Sohne zu, „du weigerſt dich, eine Rache zu übernehmen, die dich ganz allein beſchäftigen ſollte! Mein Sohn, mein eigener Sohn macht Freundſchaft mit dem Schufte, der meine Tochter verführt hat. Hoffe indeß nicht, meine Rache zu vereiteln; ich will alle meine Bedienten zuſammen rufen, ſie ſollen ſeine Verrätherei und deine Feigheit zugleich züchtigen."

„Sennor," verſetzte Don Pedro, „ſeyd nicht ſo ungerecht gegen Euern Sohn. Nennt Ihn nicht feig, denn er verdient dieſen Schimpf nicht. Der Graf hat mir heute Nacht das Leben gerettet; er hat mir, einem ganz Unbekannten, den Vorſchlag gemacht, ihn zu ſeinem Rendezvous zu begleiten. Ich habe mich erboten, die Gefahren zu theilen, die ihm dabei aufſtoßen könnten, ohne zu wiſſen, daß ich aus Dankbarkeit unvorſichtig meinen Arm gegen die Ehre meiner Familie zu leihen verſprach. Somit bin ich verbunden, ſein Leben hier zu vertheidigen und damit tilge ich meine Schuld gegen ihn. Aber den Schimpf, den er uns anthut, fühle ich ſo tief als Ihr, und morgen ſollt Ihr ſehen, daß ich ihn eben ſo muthig angreifen werde, als ich ihn heute vertheidige."

Der Graf war bisher ſprachlos da geſtanden, denn das Wunderbare dieſes Abenteuers hatte ihn ganz verblüfft gemacht. Nun aber nahm er das Wort, und ſagte zu dem Studenten: „Ihr könntet dieſen Schimpf nicht ungeſchickter rächen, als

durch die Waffen; ich will Euch ein sichereres Mittel angeben, Eure Ehre wieder herzustellen. Ich gestehe, daß ich bis jetzt nicht die Absicht hatte, Leonoren zu heirathen; aber heute früh habe ich einen Brief von ihr erhalten, der mich gerührt hat, und ihre Thränen haben so eben das Werk vollendet; mein liebster Wunsch ist jetzt das Glück, ihr Gemahl zu werden." — „Wenn aber," sagte Don Luis, „der König Euch eine andere Gemahlin bestimmt, wie dann?" — „Der König hat mir keinen derartigen Vorschlag gemacht," fiel Belflor erröthend ein: „ich bitte, vergebt diese Erfindung einem Manne, den die Liebe um seine Vernunft gebracht hatte; ich habe dieses Verbrechen im Taumel der Leidenschaft begangen und büße es dadurch, daß ich es bekenne."

„Sennor," sagte der Greis, „nach diesem Geständniß, das einer großen Seele wohl ansteht, zweifle ich nicht mehr an Eurer Aufrichtigkeit; ich sehe, daß Ihr wirklich im Sinne habt, die Beleidigung wieder gut zu machen, und verlasse mich auf Eure Versicherungen. Laßt mich allen Groll in Euern Armen vergessen." Mit diesen Worten ging er auf den Grafen zu, der ihm mit offenen Armen entgegen kam. Sie umarmten sich mehrere Male hinter einander, dann aber wandte sich Belflor zu Don Pedro mit den Worten: „Und Ihr, falscher Don Juan, der Ihr durch Eure unvergleichliche Tapferkeit und durch den Adel Eurer Gesinnungen bereits meine ganze Achtung gewonnen habt, kommt und empfangt von mir den Bruderkuß." So sprechend umarmte er Don Pedro, der diese Freundschaftsbezeigung mit ehrerbietiger Bescheidenheit aufnahm und antwortete: „Eure Freundschaft, Sennor, ist mir so schätzbar, daß ich Euch dafür die meinige schenke. Rechnet darauf, daß ich bis zu meinem letzten Augenblick Euch ergeben bleiben werde."

Indeß hatte Leonore an der Thüre gelauscht und jedes Wort gehört. Sie hatte sich anfangs sogleich zeigen und, ohne

„Und glaubst du denn," versetzte der Alte mit verändertem Tone, „ich würde die Gefälligkeit haben, deine romanhafte Liebe zu billigen? Wie könnte ich zugeben, daß du die glänzendste Partie, die dir das Glück nur bieten konnte, fahren ließest, um einer Person treu zu bleiben, deren Namen dir nicht einmal bekannt ist! Nein, das darfst du nie von mir hoffen; unterdrücke vielmehr deine Empfindungen für ein Mädchen, das ihrer vielleicht unwerth ist, und denke nur darauf, der Ehre, die dir der Graf zudenkt, würdig zu werden." — „Vergebliche Mühe!" erwiderte der Student; „ich fühle, daß ich meine Unbekannte nie werde vergessen können; nichts vermag mich ihr untreu zu machen, und wenn man mir eine Infantin anböte....." — „Halt!" rief Don Luis streng; „du rühmst dich zu unverschämt einer Beständigkeit, die mich beleidigt. Geh' und tritt mir nie wieder vor die Augen, bevor du bereit bist, mir zu gehorchen."

Don Pedro wagte nichts zu antworten, um seinen Vater nicht noch mehr zu reizen. Er zog sich auf sein Zimmer zurück, wo er den Rest der Nacht mit eben so traurigen als angenehmen Betrachtungen zubrachte. Unangenehm war es ihm, daß er sich durch seine Weigerung, die Schwester des Grafen zu heirathen, mit seiner ganzen Familie veruneinigen sollte. Dagegen tröstete er sich vollkommen durch den Gedanken, daß seine Unbekannte ihm für dieses große Opfer Dank wissen werde. Er schmeichelte sich sogar, sie würde ihm nach einer so schönen Probe seiner Treue ihren Stand entdecken, von dem er glaubte, daß er dem Eugeniens wenigstens gleich seyn würde.

In dieser Hoffnung stand er, sobald es Tag wurde, auf und erging sich im Prado, bis die Zeit kam, sich zu Donna Juanna zu begeben; so hieß nämlich die Frau, bei der er jeden Morgen seine Geliebte zu sprechen pflegte. Mit großer Ungeduld erwartete er den Augenblick, und war mit dem Glockenschlag beim Rendezvous.

Seine Unbekannte hatte ſich heute früher als gewöhnlich eingeſtellt; aber er fand ſie in Thränen und tiefer Betrübniß. Welch ein Anblick für einen Liebenden! Er ging auf ſie zu, kniete vor ihr nieder und ſagte: „Sennora, was ſoll ich

von Eurer Betrübniß denken? Welches Unglück verkündigen dieſe Thränen, die mir das Herz zerſchneiden?“ — „Ach!“ antwortete ſie, „Ihr ahnt nichts von dem Schlage, der Euch treffen wird. Das grauſame Schickſal wird uns auf ewig trennen: wir werden uns niemals wiederſehen.“

Sie ſagte dies unter ſo vielen Seufzern, daß ich nicht weiß, ob Don Pedro mehr durch ihre Worte, oder durch ihre Betrübniß gerührt wurde. „Gerechter Himmel!“ rief er mit

einer Wuth, die er nicht bemeistern konnte, „wirst du zugeben, daß man eine Verbindung, deren Schuldlosigkeit du kennst, also zerstört? Aber, Sennora," fuhr er fort, „wißt Ihr es auch gewiß? Will man Euch wirklich dem getreusten Liebhaber entreißen, der je gelebt hat? Soll ich der Unglückseligste aller Menschen werden?" — „Ja, es ist nur zu gewiß," antwortete die Unbekannte: „mein Bruder, der über meine Hand verfügen kann, gibt mir noch heute einen Mann; er hat es mir so eben selbst gesagt." — „Und wer ist dieser Glückliche?" rief Don Pedro hitzig. „Nennt ihn mir, Sennora, ich will in der Verzweiflung....." — „Ich weiß seinen Namen selbst noch nicht," sagte die Unbekannte; „mein Bruder hat mir bloß gesagt, er wünsche, daß ich den Cavalier zuvor sehen solle."

„Aber Sennora," sagte Don Pedro, „unterwerft Ihr Euch denn so willenlos den Befehlen eines Bruders? Werdet Ihr Euch an den Altar schleppen lassen, ohne Euch über diese grausame Opferung zu beklagen? Wollt Ihr gar nichts zu meinen Gunsten thun? Ich habe mich nicht gescheut, den Zorn meines Vaters auf mich zu laden, nur um mich Euch erhalten zu können. Seine Drohungen haben meine Treue nicht zu erschüttern vermocht, und so streng er mich auch behandeln mag, so werde ich doch die Dame, die man mir anträgt, nie heirathen, obgleich es eine sehr vortheilhafte Partie ist." — „Und wer ist denn diese Dame?" fragte die Unbekannte. — „Die Schwester des Grafen von Belflor," antwortete der Student. — „Wirklich?" rief die Unbekannte im Tone der äußersten Verwunderung. „Ihr irrt Euch ohne Zweifel, und seyd Eurer Sache nicht gewiß. Hat man Euch wirklich Eugenien, die Schwester des Grafen von Belflor, angetragen?"

„Allerdings, Sennora," erwiderte Don Pedro, „der Graf hat mir selbst ihre Hand angeboten." — „Ist's möglich?" rief sie, „so wäret Ihr also selbst der Cavalier, für den mein Bruder mich bestimmt?" — „Was höre ich!" rief der

Student, „die Schweſter des Grafen von Belflor wäre meine Unbekannte!“ — „Allerdings,“ antwortete Eugenie; „aber beinahe glaube ich es in dieſem Augenblicke ſelbſt nicht mehr, ſo ſchwer kann ich mich von dem Glücke überzeugen, deſſen Ihr mich verſichert.“

Don Pedro umfaßte ihre Kniee, nahm ſodann eine ihrer Hände und küßte ſie mit dem ganzen Entzücken eines Liebhabers, deſſen äußerſte Betrübniß ſich auf einmal in überſchwängliche Freude verwandelt. Eugenie belohnte ihn mit tauſend zärtlichen Liebkoſungen. „Wie viel Kummer,“ ſagte ſie, „hätte mir mein Bruder erſpart, wenn er mir den Gemahl genannt hätte, für den er mich beſtimmt. O wie ſehr habe ich dieſen Gemahl ſchon verabſcheut! Ach, mein lieber Don Pedro, wie habe ich Euch von ganzem Herzen gehaßt!“ — „Schöne Eugenie,“ antwortete er, „dieſer Haß iſt ſehr ſchmeichelhaft für mich. Ich will mich deſſelben würdig machen, indem ich Euch mein ganzes Leben lang anbete.“

Nachdem die beiden Liebenden ſich die rührendſten Beweiſe gegenſeitiger Zärtlichkeit gegeben hatten, fragte Eugenie den Studenten, auf was Art er ihres Bruders Freund geworden ſey? Don Pedro erzählte ihr das Verhältniß des Grafen zu ſeiner Schweſter und die ganze Geſchichte der vorigen Nacht. Es war für ſie ein neues Vergnügen zu erfahren, daß ihr Bruder die Schweſter ihres Geliebten heirathen werde. Donna Juanna nahm zuviel Antheil an dem Schickſal ihrer Freundin, als daß ſie ihre Freude über die glückliche Entwicklung hätte unterdrücken können. Endlich trennte ſich Don Pedro von Eugenien mit der Abrede, daß ſie, wenn ſie von dem Grafen einander vorgeſtellt würden, ſich ſtellen wollten, als kennten ſie einander nicht.

Von da ging er ſogleich zu ſeinem Vater, der ſich über ſeine nunmehrige Bereitwilligkeit, zu gehorchen, um ſo mehr freute, als er ſie dem feſten Tone zuſchrieb, in dem er in der

letzten Nacht mit ihm gesprochen hatte. Beide warteten auf Belflor, als sie ein Billet erhielten, worin er ihnen meldete, er habe so eben die Einwilligung des Königs zu seiner und seiner Schwester Vermählung erhalten, nebst einer ansehnlichen Stelle für Don Pedro: morgen sollen beide Hochzeiten vollzogen werden; er habe seine Anordnungen dazu so gut getroffen, daß kein weiterer Aufschub nöthig sey. Nachmittags kam er selbst, um den Inhalt seines Briefs zu bestätigen und seine Schwester vorzustellen.

Don Luis empfing diese Dame auf's liebreichste, und Leonore umarmte sie einmal um's andere. Don Pedro aber

wußte seine Liebe und Freude so gut in seinen Busen zurückzudrücken, daß der Graf nicht das Mindeste von ihrem Einverständnisse ahnte.

Da Belflor besonders seine Schwester genau beobachtete, so glaubte er, trotz des Zwangs, den sie sich anthat, dennoch

zu bemerken, daß Don Pedro ihr nicht mißfiel. Um indeß seiner Sache gewiß zu werden, zog er sie einen Augenblick bei Seite und lockte ihr das Geständniß ab, daß sie den Cavalier ganz nach ihrem Wunsch finde. Er sagte ihr jetzt seinen Namen und Stand, was er bis dahin unterlassen hatte, damit sie nicht wegen der Rangesungleichheit zum Voraus einen Widerwillen gegen ihn fassen möchte. Sie hörte Alles so an, wie wenn sie noch kein Wort davon wüßte.

Endlich nach vielen Complimenten von beiden Seiten wurde beschlossen, die Hochzeiten sollen bei Don Luis gefeiert werden. Heute wurden beide Paare getraut und noch sind die Festlichkeiten nicht vorüber. Deßwegen, mein Freund, geht es in diesem Hause so fröhlich zu. Donna Marzella allein hat keinen Theil an der allgemeinen Freude. Sie weint in diesem Augenblick, während die Andern lachen. Belflor hat nach der Trauung seinem Schwiegervater Alles gestanden und Don Luis hat die Duenna in das Kloster der büßenden Schwestern sperren lassen, wo sie für die tausend Pistolen Kaufgeld von Leonorens Unschuld ihr Leben lang büßen wird."

Sechstes Kapitel.

Von den neuen Dingen, welche Don Kleophas zu sehen bekommt, und auf welche Weise er an Donna Thomasa gerächt wird.

Richten wir uns nun nach einer andern Seite," fuhr Asmodi fort; „es gibt noch Vieles zu mustern. Wendet einmal Eure Blicke auf das Hotel, welches gerade unter uns liegt: Ihr werdet dort eine außerordentliche Merkwürdigkeit finden, einen ganz von Schulden überhäuften Mann, der in tiefem Schlafe liegt." — „Es scheint also Jemand von Distinction zu seyn?" sagte Leandro. — „Ganz richtig," antwortete der Teufel. „Es ist ein Marquis, der hunderttausend Dukaten Einkünfte hat, aber dennoch nicht ausreicht. Die Freuden der Tafel und seine Maitressen nöthigen ihn, Schulden zu machen; allein das stört ihn nie in seinem

Schlafe; im Gegentheil bildet er ſich ein, ein Kaufmann müſſe ſich höchlich geehrt fühlen, wenn er ihm etwas ſchuldig bleiben wolle. „Bei Euch," ſagte er vor einigen Tagen zu einem Tuchhändler, „bei Euch werde ich künftig auf Credit nehmen; Ihr ſollt den Vorzug haben."

„Indeß der Marquis ſo ruhig die Süßigkeit des Schlafs genießt, um den er ſeine Gläubiger bringt, könnt Ihr einen Menſchen ſehen, der....." — „Ein wenig Geduld, Sennor Asmodi," fiel Don Kleophas ſchnell ein. „Da fährt eine Kutſche, und Ihr müßt mir ſagen, wer darin ſitzt." — „Still," ſagte Asmodi ganz leiſe, wie wenn er fürchtete gehört zu werden: „Ihr müßt wiſſen, dieſer Wagen enthält einen der angeſehenſten Männer im Königreich. Es iſt ein Präſident, der ſich bei einer alten Freundin aus Aſturien eine gute Stunde machen will. Um nicht erkannt zu werden, braucht er dieſelbe Vorſicht wie Caligula, der ſich in ſolchen Fällen durch eine Perrücke unkenntlich zu machen ſuchte.

„Doch zurück zu dem Gemälde, das ich Euch zeigen wollte, als Ihr mich unterbrachet. Ihr ſeht doch im oberſten Stock vom Hotel des Marquis einen Menſchen, der in einem Zimmer voll Bücher und Manuſcripten arbeitet?" — „Vermuthlich ein Haushofmeiſter," fragte Zambullo, „der auf Mittel ſinnt, ſeine Schulden zu bezahlen?" — „Ihr habt es gut vor," antwortete der Teufel. „Ja, mit ſolchen Sachen geben ſich die Haushofmeiſter in derlei Häuſern ab. Ganz im Gegentheil ſuchen ſie von der Zerrüttung im Hausweſen Nutzen zu ziehen, ſtatt Ordnung einzuführen. Nein, es iſt kein Haushofmeiſter, ſondern ein Autor: der Marquis läßt ihn in ſeinem Hauſe wohnen, um ſich das Anſehen eines Mäcens zu geben." — „Dieſer Autor," ſagte Kleophas, „iſt gewiß ein großer Geiſt?" — „Das mögt Ihr ſelbſt beurtheilen," antwortete Asmodi. „Er hat tauſend Bände um ſich herum liegen und macht daraus ein einziges Buch, worin auch nicht

Verzeichniß aller hübſchen Fremden, die nach Madrid kommen, beſonders der Franzoſen," antwortete Asmodi. „Sobald dieſe fleißige Frau erfährt, daß neue Truppen angerückt ſind, ſo läuft ſie in ihre Wirthshäuſer und erkundigt ſich dort ſehr ſchlau: woher ſie ſind, weß Standes, wie alt und wie gewachſen? Sodann berichtet ſie es ihren Wittwen, die ſich die Sache in Ueberlegung ziehen, und wenn den beſagten Wittwen ihr Herz etwas ſagt, ſo bringt ſie dieſelben mit den beſagten Fremden zuſammen."

„Eine ſehr bequeme Sache," ſagte Zambullo lächelnd, „und zugleich nicht unbillig. Denn ohne dieſe gute Damen und ihre Agentinnen würden die jungen Fremden, die hier noch keine Bekanntſchaften haben, unendlich viel Zeit verlieren, um welche zu machen. Aber ſagt mir doch, gibt es in andern Ländern auch ſolche Wittwen und ſolche Kupplerinnen?" — „Das will ich meinen," antwortete der Hinkenbein. „Ich müßte meinem Amte ſchlecht vorſtehen, wenn ich es in den großen Städten daran fehlen ließe.

„Nun ſeht auch einmal den Nachbar der Chichona an. Es iſt ein Buchdrucker, der ganz allein noch arbeitet. Seine Geſellen hat er ſchon vor drei Stunden fortgeſchickt, und jetzt druckt er die ganze Nacht heimlich an einem Buche." — „Was mag wohl das für ein Werk ſeyn?" ſagte Leandro. „Es handelt von den Injurien," antwortete der Dämon. „Es ſoll darin bewieſen werden, daß die Religion mehr gelte als die Ehre, und daß es beſſer ſey, eine Beleidigung zu verzeihen, als ſie zu rächen." — „O des Dummkopfs von einem Drucker!" rief der Student. „Er thut wohl daran, daß er ſein Buch heimlich druckt. Wenn ſich nur der Autor nicht zu erkennen gibt! Ich wäre der Erſte, der ihn durchprügelte. Wo in aller Welt verbietet denn die Religion, ſeine Ehre zu wahren?"

„Das wollen wir ununterſucht laſſen," fiel Asmodi mit boshaftem Lächeln ein. „Ihr habt Euch, wie es ſcheint, die

Moral, die in Alcala geleſen wird, ſehr zu Herzen genommen, und ich wünſche Euch Glück dazu." — „Sagt, was Ihr wollt," verſetzte Don Kleophas: „der Verfaſſer dieſes abgeſchmackten Werks mag die allerſchönſten Gründe von der Welt hervorbringen, ich ſpotte ſeiner. Ich bin ein Spanier, und kenne nichts Süßeres als Rache. Und da Ihr mir verſprochen habt, meine Ungetreue zu beſtrafen, ſo will ich Euch hiemit an Euer Wort erinnert haben."

„Mit Vergnügen," ſagte der Dämon; „die Leute gefallen mir bei Weitem am Beſten, die ohne Bedenken Alles thun, wozu ihre Leidenſchaft ſie antreibt. Ihr ſollt ſogleich befriedigt werden; ohnehin iſt die Zeit zur Rache jetzt gekommen. Aber vorher muß ich Euch noch etwas ſehr Luſtiges zeigen. Seht einmal über die Druckerei hinaus und beobachtet genau, was in dem Hauſe dort in einem Nebenzimmer vorgeht." — „Ich ſehe da," antwortete Leandro, „fünf bis ſechs Weiber, die einer Art von Bedienten gläſerne Flaſchen reichen, und ſich dabei ſehr unruhig geberden."

„Es ſind," ſagte der Dämon, „Betſchweſtern, die alle Urſache dazu haben. In einem Zimmer neben ihnen liegt eine ehrwürdige Perſon, ein Inquiſitor, ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, krank. Zwei ſeiner liebſten Schweſtern in Chriſto pflegen ſeiner. Die Eine kocht ihm ſeine Bouillons, die Andere oben an ſeinem Bette iſt ſehr beſorgt, ihm den Kopf warm zu halten und die Bruſt mit einer Decke von fünfzig Schaffellen zu bedecken." — „Was fehlt ihm denn?" fragte Zambullo. „Er hat den Schnupfen," antwortete der Teufel, „und es iſt ſehr zu befürchten, er möchte ihm auf die Bruſt ſitzen.

„Die andern Betſchweſtern, die Ihr im Vorzimmer ſeht, laufen auf die Nachricht von ſeiner Unpäßlichkeit mit allerhand Arzneimitteln herbei. Die eine bringt für den Huſten Syrup von Bruſtbeeren, Althäawurzeln, Korallinen und Huflattich;

eine andere, um die Lunge Sr. Hochwürden in gutem Stand zu erhalten, einen Trunk von Veronika und Lebenselixier; die dritte zur Stärkung des Gehirns und des Magens Zimmt und Meliſſenwaſſer, Theriac, Ambra und Muscateſſenz. Jede von den frommen Schweſtern rühmt dem Bedienten des Inquiſitors ihr Gebräu: jede zieht ihn auf die Seite, drückt ihm einen Dukaten in die Hand und ſagt ihm in's Ohr: „Lorenz, lieber Lorenz, ſey doch ſo gut und ſorg' dafür, daß meine Flaſche den Vorzug bekommt.“

„Wahrhaftig,“ rief Don Kleophas, „die Inquiſitoren ſind doch glückliche Menſchen.“ — „Das dürft Ihr glauben!“ antwortete Asmodi; „beinahe beneide ich ſie ſelbſt, und wie der große Alexander ſagte, wenn er nicht Alexander wäre, ſo möchte er Diogenes ſeyn, ſo geſtehe ich gerne, wenn ich nicht Teufel wäre, ſo möchte ich Inquiſitor ſeyn.

„Jetzt aber, lieber Freund,“ fügte Asmodi hinzu, „wollen wir die Undankbare zur Strafe ziehen, die Eure Zärtlichkeit

ſo ſchändlich gelohnt hat.“ Zambullo faßte den Zipfel ſeines Mantels und nun ging es wieder durch die Lüfte fort, bis ſie ſich auf dem Hauſe der Donna niederließen.

Die Spitzbübin ſaß noch am Tiſche bei den vier Eiſenfreſſern, die unſern Leandro über die Dachrinnen verfolgt hatten. Er knirſchte vor Wuth, als er ſie mit zwei Rebhühnern und einem Kaninchen beſchäftigt ſah, die er ſelbſt gekauft und nebſt einigen Bouteillen guten Wein der Verrätherin zugeſchickt hatte. Was ihn noch mehr ärgerte, war, daß große Freude beim Mahle herrſchte, und er aus dem ganzen Betragen der Donna Thomaſa urtheilen mußte, die Geſellſchaft dieſer ſchlechten Leute behage ihr beſſer als die ſeinige. „Ha, die Schurken!“ rief er wüthend, „da ſchwelgen ſie auf meine Koſten! iſt das nicht zum Todtärgern?“

„Erfreulich kann dieſer Anblick Euch allerdings nicht ſeyn,“ ſagte der Dämon; „allein ſobald man einmal galante Damen beſucht, ſo muß man ſich auf ſolche Abenteuer gefaßt machen. Wie viel tauſendmal iſt dies in Frankreich Finanzmännern, Advocaten und Abbé's begegnet!“ — „Wenn ich nur meinen Degen hätte,“ ſagte Don Kleophas, „ſo wollte ich den Schurken ihren Spaß ſchon verderben.“ — „Die Partie wäre zu ungleich,“ antwortete der Hinkende, „wenn Ihr allein ſie angreifen wolltet. Ueberlaßt mir Eure Rache, Ihr ſollt gewiß zufrieden ſeyn. Ich will Zwietracht unter dieſen Raufbolden ausſäen, indem ich ſie vor Geilheit wüthend mache: ſie werden ſich gegen einander bewaffnen, und Ihr ſollt Eure Freude an dem Untereinander haben.“

So ſprechend blies er, und aus ſeinem Munde quoll ein violettfarbener Dunſt, der ſich wie ein Feuerwerk langſam über die Tafel der Donna Thomaſa hinabſchlängelte. Sogleich fühlte einer der Zechbrüder die Wirkung dieſes Hauches, rückte der Dame näher und umarmte ſie feurig. Die andern, denen der Dunſt ebenfalls die Sinne benebelt hatte, wollten ihm die

Freude nicht gönnen; jeder verlangt den Vorzug, ſie werden hitzig, die Eiferſucht ſteigert ſich zur Wuth, ſie ziehen und es

beginnt ein lebhaftes Gefecht. Donna Thomaſa ſchreit, wie wenn man ſie am Meſſer hätte, die ganze Nachbarſchaft geräth in Bewegung, man ruft nach Wache, die Wache kommt, ſtößt die Thüre ein und findet zwei von den Burſchen zu Boden geſtreckt; der zwei andern bemächtigt ſie ſich und führt ſie, ſammt der ſaubern Dirne, in's Gefängniß. Die Unglückliche weint, rauft ſich die Haare aus und geberdet ſich verzweiflungsvoll; umſonſt, die Wache wird dadurch ſo wenig gerührt, als Zambullo, der mit Asmodi ein ſchallendes Gelächter aufſchlägt.

„Nun, ſeyd Ihr jetzt zufrieden?" fragte der Teufel den Studenten. „Noch nicht ganz," antwortete Don Kleophas. „Ihr müßt mich auch noch vor die Gefängniſſe bringen, damit

ich das Vergnügen habe, die Elende, die meiner Liebe geſpottet hat, einſperren zu ſehen. Ich haſſe ſie in dieſem Augenblick mehr, als ich ſie je liebte." — „Das kann geſchehen," antwortete der Teufel; „Ihr werdet mich ſtets bereit finden, Eure Wünſche zu erfüllen, und ſollten ſie auch meinen eigenen Intereſſen zuwider laufen."

Sie flogen alſo über die Gefängniſſe, wo nicht lange darauf die beiden Arreſtanten ankamen und in ein finſteres Loch geſperrt wurden. Donna Thomaſa bekam ein armſeliges Lager

von Stroh, das ſie mit drei oder vier andern übel berüchtigten Perſonen theilen mußte, die an demſelben Tage verhaftet worden waren und morgen nach dem für ſolche Geſchöpfe beſtimmten Orte gebracht werden ſollten.

„Jetzt bin ich zufrieden," ſagte Zambullo; „meine Rache iſt vollkommen gekühlt. Der lieben Thomaſa wird die Nacht nicht ſo angenehm vergehen, wie ſie ſich verſprach. Wir wollen jetzt unſere Beobachtungen fortſetzen, wo es Euch beliebt." — „Eben hier," antwortete der Geiſt, „iſt ein ſehr geeigneter Ort dazu. In dieſen Gefängniſſen ſchmachten eine Menge

Leute, Schuldige und Unſchuldige. Es iſt dies ein Aufenthalt, wo die Züchtigung der Einen beginnt und die Tugend der Andern geläutert wird. Ich muß Euch doch einige Gefangene von beiden Arten zeigen und ſagen, warum ſie in Ketten liegen.“

Siebentes Kapitel.

Die Gefangenen.

Asmodi begann ſeinen Vortrag folgendermaßen: „Ehe ich mich in's Detail einlaſſe betrachtet einmal die Kerkermeiſter am Eingange dieſes ſchauerlichen Aufenthalts. Die alten Dichter haben nur Einen Cerberus vor ihr Höllenthor gelegt; hier könnt Ihr deren mehrere ſehen. Dieſe Gefangenwärter ſind Leute, die alles menſchliche Gefühl ausgezogen haben: der ſchlimmſte von meinen Mitbrüdern könnte eine ſolche Stelle kaum ausfüllen. Doch ich merke, Euch ſchaudert beim Anblick dieſer Kämmerchen, deren ganzer Hausrath aus einem elenden Schragen beſteht: die Kerker kommen Euch vor wie Gräber. Ja, mit Recht erſtaunt Ihr über das Elend, das Euch hier entgegentritt. Das Loos der Unglücklichen, die der Arm der Juſtiz hieher geführt, iſt

wirklich beklagenswerth. Doch haben ſie nicht alle gleichen Anſpruch auf unſer Mitleid; wir wollen das einmal unterſuchen.

„Zuerſt in dieſer großen Kammer hier rechter Hand ſind vier Männer, die auf zwei ſchlechten Betten liegen; der Eine iſt ein Wirth, der einen Fremden, welcher vor einigen Tagen plötzlich in ſeinem Hauſe ſtarb, vergiftet haben ſoll. Die Anklage lautet, die Qualität des Weins habe den Fremden um's Leben gebracht. Der Wirth dagegen behauptet, die Quantität ſey es, und man wird ihm vor Gericht glauben, denn der Selige war ein Deutſcher." – „Wer mag wohl Recht haben, der Wirth oder die Ankläger?" fragte Don Kleophas. — „Das iſt ſehr problematiſch," antwortete der Teufel. „Allerdings war der Wein verfälſcht, allein der deutſche Herr hatte auch ſo viel davon zu ſich genommen, daß die Richter den Wirth mit gutem Gewiſſen frei laſſen können.

„Der zweite Gefangene iſt ein Mörder von Profeſſion, einer von den ſogenannten Valientes, die für vier bis fünf Louisd'or Jedem bereitwillig ihre Dienſte leihen, der ſo viel aufwenden will, um Jemanden heimlich aus der Welt zu ſchaffen. Der Dritte, der ſich ſo ſtutzerhaft aufgeputzt hat, iſt ein Tanzmeiſter, und ſitzt hier, weil er eine von ſeinen Schülerinnen einen falſchen Pas gelehrt hat. Der Vierte ein Liebhaber, den die Patrouille in der letzten Woche erwiſchte, wie er eben auf den Balkon einer Dame ſtieg, die er kennt, und deren Mann abweſend iſt. Er kann ſich ſogleich aus der Sache ziehen mit der einfachen Erklärung, daß er einen Liebeshandel vorgehabt; allein er will lieber für einen Dieb angeſehen werden, und ſogar ſein Leben wagen, als die Ehre ſeiner Dame auf's Spiel ſetzen."

„Ein ſehr discreter Liebhaber," ſagte der Student. „Man muß geſtehen, in Sachen der Galanterie thut es keine Nation

der unſern gleich. Ich wollte wetten, daß ein Franzoſe zum Beiſpiel nicht im Stande wäre, ſich aus lauter Discretion hängen zu laſſen.“ — „Ganz gewiß nicht,“ ſagte Asmodi: „er ſtiege eher expreß auf einen Balkon, um eine Dame, die gütig gegen ihn war, in's Geſchrei zu bringen.

„In dem anſtoßenden Kämmerchen,“ fuhr er fort, „ſitzt eine berüchtigte Hexe, die allgemein im Rufe ſteht, daß ſie auch das Unmögliche möglich machen könne. Durch ihre Kunſt, ſagt man, finden alte Wittwen junge Männer, die ſich zum Raſendwerden in ſie verlieben; die Männer werden ihren Frauen treu und die Koketten verlieben ſich alles Ernſtes in die reichen Cavaliere, die ihre Gunſt ſuchen; allein dies iſt Alles falſch. Ihr ganzes Geheimniß beſteht darin, daß ſie den Leuten weiß macht, ſie habe eines; und von dieſem Wahne hat ſie bisher ganz gemächlich gelebt. Die heilige Inquiſition iſt auf ſie aufmerkſam geworden, und es iſt leicht möglich, daß ſie beim nächſten Auto-da-fé verbrannt wird.

„Weiter unten iſt ein Kerker, den ein junger Wirth bewohnt.“ — „Schon wieder ein Wirth,“ rief Leandro. „Wollen denn dieſe Leute alle ihre Gäſte vergiften?“ — „Nein,“ antwortete Asmodi, „mit dem Unglücklichen hier verhält es ſich anders. Er wurde vorgeſtern auf Befehl der Inquiſition verhaftet, und ich will Euch ſagen, warum.

„Ein alter Soldat, der ſich durch ſeinen Muth oder vielmehr durch ſeine Geduld endlich bis zum Sergeanten in ſeiner Compagnie hinaufgeſchwungen hatte, kam nach Madrid, um zu werben, und ſuchte Quartier in einem Wirthshauſe. Man ſagte ihm, es ſtehen zwar einige Zimmer leer, allein man könne ihm keines geben, weil alle Nacht ein Geiſt im Hauſe herumwandere, der den Fremden, die ſo verwegen ſeyen, hier zu übernachten, gar übel mitſpiele. Den Sergeanten ſchreckte dies nicht ab. „Ich ziehe in welche Stube Ihr wollt; gebt mir nur Licht, Wein, eine Pfeife und Tabak und laßt

für das Uebrige mich sorgen. Die Geister haben Respect vor Kriegsleuten, die im Harnisch ergraut sind."

Da er so entschlossen schien, führte man ihn also in ein Zimmer und brachte ihm, was er verlangt hatte. Er fing an zu trinken und zu rauchen. Schon war Mitternacht vorüber und der Geist hatte die tiefe Stille im Hause noch nicht gestört: es war, als ob er den neuen Gast wirklich respectirte; aber zwischen eins und zwei hörte der alte Degen auf einmal ein fürchterliches Geräusch wie Eisengeklirr und bald darauf sah er in seiner Stube ein scheußliches Gespenst, schwarz eingehüllt und mit Ketten umwunden. Unser Raufer erschrack nicht sehr über diese Erscheinung; er zog vom Leder, ging auf den Geist zu und gab ihm mit der flachen Klinge einen derben Hieb auf den Kopf.

Das Gespenst, das an so kecke Gäste nicht gewöhnt war, that einen Schrei und wie der Soldat eben zum zweiten Hieb ausholen wollte, kniete es demüthig vor ihm nieder und sagte: „Ich bitte Euch, Herr Sergeant, haltet ein. Habt Mitleid mit einem armen Teufel, der fußfällig um Gnade fleht. Ich beschwöre Euch beim heiligen St. Jago, der auch ein großer Klopffechter war, wie Ihr." — „Dein Leben," antwortete der Soldat, „soll dir unter der Bedingung geschenkt seyn, daß du mir ohne Hehl sagst, wer du bist; wo nicht, so spalte ich dich mitten auseinander, wie die Ritter der Vorzeit die Riesen spalteten." Da der Geist sah, mit wem er es zu thun hatte, so hielt er es für's Beste zu beichten.

„Ich bin," sagte er, „Oberkellner in diesem Hause und heiße Wilhelm. Ich liebe Juanilla, die einzige Tochter meines Herrn, und bin von ihr wohl gelitten. Da aber ihre Aeltern einen vornehmeren Tochtermann, als mich, im Auge haben, so bin ich mit dem lieben Kinde dahin übereingekommen, daß ich, um ihre Einwilligung zu erzwingen, alle Nacht diese Rolle spielen solle, die ich heute gespielt habe. Ich wickle mich also

in einen langen ſchwarzen Mantel, hänge mir eine Kette von unſerm Bratenwender an den Hals, wandere damit durch's ganze Haus, vom Boden bis in den Keller, und verführe den Lärm, den Ihr gehört habt. Wenn ich dann an's Schlafzimmer meiner Herrſchaft komme, ſo bleibe ich ſtehen und rufe: „Hofft nicht, daß ich Euch in Ruhe laſſen werde, bevor Ihr Juanilla Euerm Oberkellner zur Frau gebt.“

„Nachdem ich dies mit hohler und ſtarker Stimme gerufen habe, fange ich auf's Neue Lärm an und ſchlüpfe dann durch's Fenſter in Juanillens Schlafgemach, um ihr Bericht zu

erſtatten. Ihr ſeht, Herr Sergeant, daß ich Euch die Wahrheit ſage: ich weiß, Ihr könnt mich unglücklich machen, wenn Ihr mich verrathet; aber wenn Ihr mir ſtatt deſſen eine Freundſchaft erzeigen wolltet, ſo dürft Ihr auf meine Erkenntlichkeit rechnen." — „Was könnte ich wohl für dich thun?" unterbrach ihn der Soldat. — „Ihr dürft," ſagte der junge Menſch, „nur ſagen, Ihr hättet den Geiſt geſehen und er hätte Euch ſo große Angſt gemacht....." — „Wie zum Teufel, Angſt!" fiel ihm der Kriegsmann zum zweiten Mal in's Wort: „der Sergeant Annibal Antonio Quebrantador ſoll ſagen, er habe Angſt gehabt! Lieber wollte ich, daß mich hunderttauſend Teufel....." — „Nun, es iſt nicht gerade ganz nothwendig," unterbrach ihn Wilhelm; „Ihr könnt meinetwegen ſagen, was Ihr wollt, wenn Ihr mir nur behülflich ſeyd. Habe ich einmal Juanilla geheirathet und bin ich mein eigener Herr, ſo verſpreche ich Euch alle Tage bei mir freie Zeche und nicht nur Euch, ſondern allen Euren guten Freunden." — „Ihr verſteht es, die Leute kirre zu machen," ſagte der Soldat. „Ihr meint alſo, ich ſolle zu einer Spitzbüberei meine Hand bieten! Die Sache iſt zwar ernſthaft, aber Ihr macht, daß ich mich über die Folgen wegſetze. Lärmt immerhin weiter und ſtattet Juanilla Eure Berichte ab; für das Uebrige will ich ſorgen."

Wirklich ſagte der Sergeant am andern Morgen zu den Wirthsleuten: „Ich habe den Geiſt geſehen, mit ihm geſprochen und ihn ſehr vernünftig gefunden. „Ich bin," ſagte er zu mir, „der Urgroßvater des Wirths. Ich hatte eine Tochter, die ich dem Urgroßvater ſeines Kellners verſprach: ich hielt aber mein Wort nicht, ſondern gab ſie einem Andern. Bald darauf ſtarb ich. Seitdem leide ich Strafe für meine Wortbrüchigkeit und werde nie zur Ruhe kommen, bis einer meiner Nachkommen ſich in die Familie Wilhelms geheirathet haben wird. Deßwegen erſcheine ich jede Nacht in dieſem Hauſe; aber, ſo oft

ich auch ſage, man ſolle Juanilla und den Oberkellner zuſammen geben, mein Urenkel und ſeine Frau bleiben taub: deßwegen meldet ihnen, Herr Sergeant, wenn ſie nicht baldmöglichſt meinen Wunſch erfüllen, ſo werde ich andere Saiten aufziehen und Beide dermaßen quälen, daß ſie ſich darüber verwundern ſollen."

Der Wirth, ein guter einfältiger Mann, ließ ſich durch dieſe Drohung einſchüchtern und ſein noch ſchwachſinnigeres Weib meinte ſchon, der Geiſt ſitze ihr im Nacken. Sie gaben alſo ihr Jawort zu der Hochzeit, die Tags darauf gefeiert wurde. Wilhelm ſetzte ſich in einem andern Viertel der Stadt: der Sergeant Quebrantador ermangelte nicht, ihn fleißig zu

und ungerechten Qualen, die ihm drohen: er verdient....." — „Was fällt Euch ein, Sennor Studioso?" unterbrach ihn der Teufel; „wie könnt Ihr von mir verlangen, ich solle eine Ungerechtigkeit verhindern, und einen Unschuldigen vom Untergang retten? das ist gerade, als wenn Ihr einen Procurator bätet, Wittwen und Waisen nicht zu Grunde zu richten.

„Verschont mich daher gefälligst," fuhr er fort, „mit Bitten, die meinen Interessen zuwider laufen, zumal, wenn Ihr selbst keinen Nutzen davon habt. Uebrigens könnte ich diesen Gefangenen nicht einmal befreien, wenn ich auch wollte." — „Wie so?" fragte Zambullo, „ist Euch denn nicht die Macht gegeben, Jemand aus dem Gefängnisse zu entführen?" — „O nein," antwortete der Hinkende. „Hättet Ihr das Enchiridion oder den **Albertus magnus** gelesen, so wüßtet Ihr, daß weder ich noch einer meiner Brüder einen Gefangenen in Freiheit setzen kann: ich selbst müßte mich, wenn ich das Unglück hätte, der Justiz in die Hände zu fallen, mit schwerem Gelde loskaufen.

„Im nächsten Zimmer auf derselben Seite sitzt ein Wundarzt, der überführt ist, seiner Frau aus Eifersucht nach Seneka's Weise zur Ader gelassen zu haben. Er war heute auf der Tortur und hat außer dem angeschuldigten Verbrechen gestanden, wie er sich schon seit zehn Jahren eines ganz neuen Mittels bedient habe, Kunden zu bekommen. Wenn nämlich Nachts Leute an seinem Hause vorbeigingen, so stach er sie mit einer langen Gabel und schlüpfte dann durch eine kleine Hinterthüre schnell wieder in seine Wohnung. Indessen schrie der Verwundete, die Nachbarn liefen herbei, er kam mit den andern und ließ den Blutenden in sein Haus tragen, wo er ihn mit derselben Hand verband, mit der er ihn verwundet hatte.

„Ungeachtet dieses Geständnisses und obschon der Unhold tausendmal den Tod verdient, schmeichelt er sich immer noch mit der Hoffnung auf Gnade, und diese könnte auch leicht

eintreten, da er mit der Wärterin des Infanten verwandt ist. Außerdem besitzt er noch ein Wunderwasser, dessen Zubereitung er allein versteht und das die Eigenschaft hat, die Haut weiß zu machen und ein altes zusammengefallenes Gesicht in ein jugendliches zu verwandeln. Dieses unvergleichliche Wasser benutzen drei Hofdamen als Quelle der Juvenca und sie bieten Alles auf, ihn zu retten. Er verläßt sich so fest auf ihren Credit oder, wenn Ihr lieber wollt, auf sein Wasser, daß er ganz ruhig eingeschlafen ist, in der Hoffnung, bei seinem Erwachen die angenehme Botschaft von seiner Befreiung zu erhalten."

„In demselben Kerker," sagte der Student, „bemerke ich auf einem Schragen einen andern Menschen, der ebenfalls ruhig schläft. Seine Sachen müssen nicht übel stehen." — „Und doch," antwortete der Dämon, „ist sein Fall sehr bedenklich. Es ist ein baskischer Edelmann, der durch einen Flintenschuß reich geworden ist. Vor vierzehn Tagen war er mit seinem älteren Bruder, der bedeutende Einkünfte besaß, auf der Hühnerjagd und hatte das Unglück, ihn statt eines Rebhuhns zu erschießen." — „Eine recht vortheilhafte Verwechslung für einen jüngeren Bruder!" rief Don Kleophas lachend. — „Ganz richtig," antwortete Asmodi, „allein die Seitenverwandten, die es nach der Verlassenschaft des Verstorbenen gelüstet, haben seinen Mörder gerichtlich belangt, und klagen, er habe diesen Schuß absichtlich gethan, um der einzige Erbe zu werden. Er hat sich selbst als Gefangener gestellt und scheint über den Tod seines Bruders so betrübt zu seyn, daß man nicht wohl einen absichtlichen Mord annehmen kann." — „Hat er denn wirklich bei dieser Sache sich bloß seine Ungeschicklichkeit vorzuwerfen?" fragte Leandro. „Allerdings," antwortete der Dämon, „er hatte keinen bösen Willen; aber wenn der älteste alles Vermögen der Familie allein besitzt, so ist es für ihn nicht rathsam, mit dem jüngsten Bruder auf die Jagd zu gehen.

„Jetzt seht aber einmal die zwei jungen Leute, die in einem kleinen Käfig, neben dem baskischen Herrn, so lustig mit einander schwatzen, als wären sie in Freiheit. Es sind zwei ächte Picaro's, und namentlich der eine von ihnen könnte ein ganzes Buch über seine Spitzbubenstreiche schreiben: er ist ein zweiter Gusman von Alfarache. Ich meine den im braunen Sammetwamms und mit dem Federhut.

Es sind noch nicht drei Monate, daß er hier bei dem Grafen von Onata Page war, und vielleicht wäre er noch in seinem Dienste, wenn er nicht eine Schelmerei ausgeführt hätte, die ihn in dies Gefängniß brachte.

Domingo — so heißt der Bursche — bekam einmal bei dem Grafen hundert Ruthenstreiche, die ihm der Escudero de Sala oder auch Pagenhofmeister genannt, zur wohlverdienten Strafe für einen Beweis seiner Geschicklichkeit, ziemlich derb aufmessen ließ. Diese kleine Züchtigung wurmte ihm lange Zeit, und er beschloß, sich zu rächen. Er hatte mehr als einmal bemerkt, daß Senor Don Como — so heißt der Pagenhofmeister — seine Hände mit Orangenwasser wusch, sich mit wohlriechenden Pommaden salbte und mit größerer Mühe aufputzte, als eine alte Kokette, kurz, daß er einer von den Narren war, die sich einbilden, keine Frau könne sie ungestraft sehen. Diese Bemerkung brachte ihn auf einen Racheplan, den er einer jungen Zofe aus der Nachbarschaft mittheilte; sie sollte nämlich bei der Ausführung eine Rolle übernehmen, und er stand so freundschaftlich mit ihr, als man nur wünschen kann.

Die Zofe — Florette mit Namen — gab ihn, um sich desto ungezwungener mit ihm unterhalten zu können, im Hause ihrer Gebieterin, Donna Luziana, deren Vater eben abwesend war, für ihren Vetter aus. Eines Morgens kam der boshafte Domingo, nachdem er sein angebliches Bäschen von Allem unterrichtet hatte, in's Zimmer seines Herrn, und

traf den Escudero, wie er eben ein neues Kleid anprobirte, ſich mit aller nur erdenklichen Selbſtgefälligkeit im Spiegel beſah, und mit ſeinem theuren Ich höchlich zufrieden ſchien.

Der Page ſtellte ſich, als bewunderte er den neuen Narziſſus, und ſagte zu ihm mit erheuchelter Begeiſterung: „Wahrhaftig, Sennor Don Como, Ihr ſeht aus, wie ein Prinz. Ich ſehe täglich Grandes in ihrem höchſten Staat, allein ſo ſtattlich wie Ihr iſt keiner. Ich weiß nicht," ſetzte er hinzu,

„ob ich Euch nicht aus allzu großer Anhänglichkeit mit zu günstigen Augen betrachte. Aber offen gestanden, es gibt keinen Cavalier am ganzen Hofe, der Euch zur Seite stehen könnte."

Der Escudero lächelte, als seine Eitelkeit so gekitzelt wurde, und antwortete in geckenhaftem Tone: „Du schmeichelst mir, lieber Freund, oder du mußt mich wirklich sehr lieb haben, indem deine Freundschaft mir Reize leiht, welche die Natur mir versagt hat." — „Das glaube ich nicht," antwortete der Schmeichler, „denn ich wüßte Niemand, der nicht eben so vortheilhaft von Euch spräche, wie ich. Hättet Ihr nur gehört, was gestern meine Muhme sagte, die bei einer vornehmen ledigen Dame in Diensten steht!"

„Und was sagte sie denn?" fragte Don Como begierig. „Nun gut," antwortete der Page; „sie verbreitete sich weitläufig über die Schönheit Eurer Taille, über die Anmuth, die über Eure ganze Person ausgegossen ist, und was noch das Beste ist, sie entdeckte mir im Vertrauen, ihre Gebieterin Donna Luziana habe jedes Mal die größte Freude, so oft sie Euch durch ihre Jalousien am Hause vorbeigehen sehe."

„Wer ist denn diese Dame?" fragte der Escudero, „und wo wohnt sie?" — „Wie?" versetzte Domingo, „Ihr kennt doch wohl die einzige Tochter unsers Nachbars, des Obersten Don Fernando?" — „Ja, jetzt besinne ich mich," sagte Don Como; „ich habe vom Reichthum und der Schönheit dieser Luziana schon viel Rühmens gehört; sie ist eine sehr gute Partie. Aber sollte es wirklich wahr seyn, daß ich ihre Aufmerksamkeit auf mich gezogen hätte?" — „Nicht anders," erwiderte der Page; „meine Muhme hat mir's gesagt, und sie lügt nicht, obschon sie eine Zofe ist. Ich stehe Euch für sie gut, wie für mich selbst." — „Dann," sagte der Escudero, „hätte ich große Lust, unter vier Augen mit deinem Bäschen zu sprechen, um sie, wie es der Brauch ist, durch einige kleine Geschenke in mein Interesse zu ziehen; wenn sie mir

den Rath gibt, ihrer Gebieterin den Hof zu machen, so will ich mein Glück versuchen. Und warum sollte ich es nicht thun? Don Fernando hat zwar höheren Rang als ich, allein ich bin doch auch von Adel und habe ein schönes Einkommen von vollen fünfhundert Dukaten: kommen doch täglich noch viel ungleichere Heirathen zu Stande."

Der Page bestärkte ihn in diesem Vorsatze und verschaffte ihm eine Unterredung mit seiner Muhme, die dem leichtgläubigen Gecken ohne Mühe weiß machte, ihre Gebieterin habe sich in ihn vergafft. „Schon oft," sagte sie, „hat sie nach Euch gefragt, und ich habe ihr so geantwortet, daß Ihr gewiß damit zufrieden seyn könnt. Kurz, Sennor Escudero, Ihr dürft Euch mit Recht schmeicheln, daß Donna Luziana Euch heimlich liebt. Entdeckt ihr ohne Scheu Eure löblichen Absichten; beweist, daß Ihr nicht nur der schönste und stattlichste, sondern auch der galanteste Cavalier von Madrid seyd; besonders gebt ihr Serenaden, dies wird ihr vorzüglich gefallen; ich werde sie dann schon auf den Werth Eurer Galanterie aufmerksam machen und hoffe Euch von einigem Nutzen zu seyn." Don Como war außer sich vor Freude, daß sich die Zofe so eifrig seiner annahm; er liebkoste sie und steckte ihr einen Ring von geringem Werth an den Finger, den er ausdrücklich mitgebracht hatte, um ihr damit ein Geschenk zu machen. „Liebe Florette," sagte er, „ich gebe Euch diesen Diamant bloß, um Eure Bekanntschaft zu machen: ich gedenke, die Dienste, die Ihr mir erweisen werdet, noch ganz anders zu belohnen."

Der Alte war seelenvergnügt über seine Unterredung mit dem Kammermädchen. Er dankte dem Pagen, der ihm dazu verholfen hatte, nicht bloß mit Worten, sondern beschenkte ihn auch mit einem Paar seidene Strümpfe und einigen Spitzenhemden; zugleich versprach er einmal über's andere, ihm bei jeder Gelegenheit dienen zu wollen. Hierauf fragte er ihn, was in seinem Fall zu thun sey. „Lieber Freund," sagte er,

„was hältſt du von der Sache? Soll ich mit einem leidenſchaftlichen und erhabenen Briefe an Donna Luziana den Anfang machen?“ — „Allerdings,“ antwortete der Page; „macht ihr eine Liebeserklärung in erhabener Schreibart. Ich glaube es vorauszuſehen, daß ſie dieſelbe nicht übel aufnehmen wird.“ — „Ich denke ebenſo,“ antwortete der Escudero, „und will auf gut Glück damit anfangen.“ Er legte ſofort Hand an's Werk, und nachdem er wenigſtens zwanzig Concepte zerriſſen hatte, brachte er endlich ein Billet dour zu Stande, mit dem er zufrieden war. Er las es Domingo vor. Dieſer hörte ihn mit allen Zeichen der größten Bewunderung an und erbot ſich, es unverzüglich ſeiner Muhme zu bringen. Es war in folgenden blumenreichen und gewählten Ausdrücken abgefaßt:

„Es iſt ſchon lange her, reizende Luziana, daß ich im Vertrauen auf den allgemeinen Ruf, der Eure Vollkommenheiten überall bekannt macht, mich von einer glühenden Liebe zu Euch habe entzünden laſſen. Nichtsdeſtoweniger habe ich trotz des Feuers, das mich verzehrt, noch nie gewagt, Euch einen Beweis von Galanterie zu geben. Da mir aber zu Ohren gekommen iſt, daß Ihr mich für würdig haltet, Eure Augen auf mich zu heften, wenn ich an den Jalouſien vorbeikomme, die den Augen der Menſchen Eure himmliſche Schönheit verbergen, und daß Ihr ſogar durch einen für mich höchſt glücklichen Einfluß Euers Geſtirnes mir einigermaßen wohlwollet, ſo nehme ich mir die Freiheit, Euch um die Erlaubniß zu bitten, mich Euerm Dienſte zu widmen. Bin ich ſo glücklich, ſie zu erhalten, ſo entſage ich allen Damen, die waren, ſind und ſeyn werden. Don Como de la Higuera.“

Natürlich machten ſich der Page und die Zofe gewaltig über Sennor Don Como luſtig und hatten ihre größte Freude an dem Briefe. Dabei ließen ſie es aber noch nicht bewenden, ſondern ſie ſetzten auch aus gemeinſchaftlichen Mitteln ein zärtliches Billet auf, das die Kammerfrau mit eigener Hand

ſchrieb und Domingo am andern Tage als Antwort der Donna Luziana dem Escudero überreichte. Es lautete folgendermaßen:

„Ich weiß nicht, wer Euch meine geheimſten Gedanken mit ſolcher Sicherheit entdeckt haben kann. Irgend Jemand muß mich verrathen haben; doch verzeihe ich dieſen Verrath, weil ich ihm das Geſtändniß Eurer Liebe verdanke. Unter allen Männern, die durch meine Straße kommen, ſeyd Ihr derjenige, deſſen Anblick mir das größte Vergnügen macht, und ich erlaube Euch, mein Liebhaber zu ſeyn; ich ſollte es zwar freilich nicht erlauben und am wenigſten es ſagen. Eure Vorzüge allein vermögen dieſen Fehler einigermaßen zu entſchuldigen. Donna Luziana."

Obgleich dieſe Antwort für die Tochter eines Oberſten ziemlich ſtark war (denn die Briefſteller hatten es nicht ſo genau genommen), ſo glaubte der eingebildete Don Como dennoch Alles Wort für Wort. Er ſchätzte ſich hoch genug, um ſich einzubilden, daß eine Dame ihm zu lieb den Anſtand aus den Augen ſetzen könnte. „Ach, Domingo!" rief er mit triumphirenden Blicken, nachdem er den unterſchobenen Brief laut vorgeleſen hatte; „du ſiehſt, lieber Freund, wie es mit dem Herzchen der Nachbarin ſteht; bald werde ich Don Fernando's Tochtermann ſeyn, oder ich will nicht Don Como de la Higuera heißen."

„Ganz zuverläſſig," ſagte der Spitzbube von einem Vertrauten; „Ihr habt das Mädchen halb verrückt gemacht. Aber," fügte er hinzu, „faſt hätte ich etwas vergeſſen: mein Bäschen hat mir aufgegeben, Euch zu ſagen, daß Ihr nothwendig ſpäteſtens morgen ihrer Gebieterin eine Serenade bringen ſollt, damit ſie vollends ganz närriſch wird." — „Das ſoll geſchehen," ſagte der Escudero; „du kannſt dein Bäschen verſichern, daß ich ihren Rath befolgen werde, und daß ſie unfehlbar morgen um Mitternacht in ihrer Straße eines der

schönsten Concerte hören soll, die in Madrid je gegeben worden sind." Wirklich ging er zu einem geschickten Musikus, entdeckte ihm seinen Plan und beauftragte ihn mit der Ausführung.

Indeß er mit seiner Serenade ganz beschäftigt war, benutzte Florette, die der Page vorher in Kenntniß gesetzt hatte, eine gute Laune ihrer Gebieterin, und sagte ihr, es stehe ihr eine angenehme Ueberraschung bevor. „Wie so?" fragte Luziana. „Ja, wahrhaftig," versetzte die Zofe unter lautem Gelächter, „die Sache wird sehr spaßhaft. Ein Einfaltspinsel, Namens Don Como — Pagenhofmeister des Grafen von Onata — hat es sich einfallen lassen, Euch zur obersten Beherrscherin seiner Gedanken zu erwählen, und wird, damit Ihr's nur wißt, morgen Abend Euch ein herrliches Concert zum Besten geben." Donna Luziana, die gern einen Spaß mitmachte, und überdies die Galanterie des Escudero für höchst unschädlich hielt, hatte nichts dagegen einzuwenden und freute sich schon im Voraus auf die Serenade. So half diese Dame, ohne es zu wissen, Don Como in einem Irrthum bestärken, der sie sehr beleidigt haben würde, wenn sie ihn nur geahnt hätte.

Endlich in der Nacht des zweiten Tages erschienen vor Luziana's Balkon zwei Wagen, aus denen der Escudero und sein Vertrauter herausstiegen, begleitet von sechs Musikern, theils Sängern, theils Instrumentisten, die nun ihr Concert begannen. Es dauerte sehr lang. Sie spielten eine Menge neue Arien und sangen mehrere Lieder über die Macht der Liebe, Liebende von ungleichem Stande zu vereinigen. Bei jedem Verse lachte die Tochter des Obersten, die Alles auf sich bezog, laut auf.

Als die Serenade zu Ende war, schickte Don Como die Musikanten in eben den Wagen, worin sie gekommen waren, zurück. Er selbst aber blieb mit Domingo so lange in der Straße, bis sich die durch die Musik herbeigelockten Zuhörer verlaufen hatten. Dann näherte er sich dem Balkon, von

welchem herab ihn bald die Zofe mit Erlaubniß ihrer Gebieterin durch ein kleines Jalouſiefenſter fragte: „Seyd Ihr's, Sennor Don Como?“ — „Wer fragt mich?“ antwortete er mit ſüßlichem Tone. „Donna Luziana,“ flüſterte es von oben herab, „die zu wiſſen wünſcht, ob das Concert, das wir eben gehört haben, Eurer Galanterie zuzuſchreiben iſt.“ — „Ja,“ antwortete der Escudero, „aber es iſt nur eine kleine Probe von den Feſtlichkeiten, die meine Liebe dieſem Wunder unſerer Zeit zudenkt, wofern ſie ſolche von einem Liebhaber

annehmen will, der ſich auf dem Altar ihrer Schönheit geopfert hat.“

Bei dieſer kühnen Metapher hatte Donna Luziana große Luſt, ein lautes Gelächter aufzuſchlagen. Doch bezwang ſie ſich noch, trat an das kleine Fenſter, und ſagte in ſo ernſthaftem Tone, als ihr möglich war, zum Escudero: „Sennor Don Como, ich ſehe wohl, daß Ihr kein Neuling in der Liebe ſeyd: von Euch müſſen unſere jungen Cavaliere lernen, wie ſie ihren Damen zu dienen haben. Ich bin mit Eurer Serenade wohl zufrieden und werde Euch dafür zu danken wiſſen: aber geht jetzt nach Hauſe, man könnte uns hören. Ein andermal ſprechen wir uns länger.“ Mit dieſen Worten verſchloß ſie das Fenſter und ließ den Escudero ſehr vergnügt über die Gunſtbezeigung, die er ſo eben erhalten, den Pagen aber ſehr verwundert darüber, daß ſie ebenfalls eine Rolle in dieſer Poſſe ſpielte, auf der Straße ſtehen.

Dieſe kleine Luſtbarkeit koſtete den Don Como mit Einſchluß der Wagen und des vielen Weins, den die Muſikanten tranken, hundert Dukaten. Zwei Tage darauf verleitete ihn ſein Vertrauter zu einer neuen Ausgabe. Er hatte erfahren, daß Florette mit zwei andern Mädchen ihrer Art die Johannisnacht bei dem Sotillo zubringen würde und wünſchte, ihnen auf Koſten des Escudero ein prächtiges Frühſtück zu geben.

„Sennor Don Como,“ ſagte er am Abend vorher zu ihm, „Ihr wißt doch, was für ein Feſt morgen iſt? Donna Luziana hat im Sinn, mit Tagesanbruch am Ufer des Manzanarez zu ſeyn, um den Sotillo mit anzuſehen; ich glaube Euch, dem Koryphäen aller galanten Cavaliere, nicht mehr ſagen zu müſſen: Ihr ſeyd nicht der Mann, der eine ſo ſchöne Gelegenheit hinausließe. Ich bin überzeugt, daß Ihr morgen Eure Dame ſammt ihrer Geſellſchaft auf's beſte bewirthen werdet.“ — „Das iſt doch klar,“ ſagte der Hofmeiſter; „ich danke dir für die Nachricht; du ſollſt ſehen, ob ich das Eiſen nicht zu ſchmieden verſtehe.“ Wirklich erſchienen am andern Tag in aller Frühe vier Bedienten aus dem Hauſe, von

Domingo angeführt, mit allen Arten von kalter Küche und köſtlichen Weinen, am Ufer des Manzanarez, wo Florette und ihre Freundinnen in der erſten Morgendämmerung wie Nymphen tanzten.

Sie ließen ſich's ſehr gerne gefallen, als der Page ihre flüchtigen Tänze mit dem Anerbieten eines tüchtigen Frühſtücks von Sennor Don Como unterbrach. Sogleich ſetzten ſie ſich in's Grüne, und ließen es ſich unter ſchallendem Gelächter über den Einfaltspinſel von Gaſtgeber trefflich ſchmecken; Domingo's barmherziges Bäschen hatte natürlich vorher Alles ausgeſchwatzt.

Während ſie immer luſtiger wurden, ſah man von Weitem den Escudero auf einem prächtigen Zelter aus den Ställen des Grafen daher reiten. Er war bald bei ſeinem

Vertrauten und grüßte die Geſellſchaft, die höflich aufgeſtanden war, um ihm für ſeine Artigkeit zu danken. Seine Augen ſuchten Donna Luziana, an die er unterwegs eine

wunderschöne Rede ausgedacht hatte; allein Florette zog ihn bei Seite, und sagte ihm, ihre Gebieterin sey durch eine kleine Unpäßlichkeit verhindert, sich bei dem Feste einzufinden. Don Como zeigte unendlich vielen Antheil, und fragte, wo es denn seiner lieben Luziana fehle? „Sie hat einen heftigen Catarrh," antwortete die Zofe, „und zwar daher, weil sie an dem Abend, wo Ihr die Serenade gegeben habt, ohne Halstuch beinahe die ganze Nacht auf dem Balkon blieb, um mit mir von Euch zu plaudern." Don Escudero tröstete sich über einen Zufall, der eine so schöne Ursache hatte, bat die Zofe, ihm auch ferner behülflich zu seyn, und trabte, mit seinem guten Glücke immer zufriedener, wieder nach Hause.

Um diese Zeit wurde dem Don Como ein Wechsel von tausend Dukaten ausbezahlt, der ihm aus der Erbschaft eines in Sevilla gestorbenen Oheims zugefallen war. Er zählte das Geld und legte es in Gegenwart Domingo's in eine Schatulle. Der Page verwandte kein Auge davon und bekam zugleich eine solche Lust zu den blanken Goldstücken, daß er beschloß, sie zu sich zu nehmen und damit nach Portugal zu gehen. Er vertraute Floretten sein Vorhaben an, und schlug ihr vor, die Reise mitzumachen. So ernstliche Erwägung auch ein solcher Antrag verdient hätte, so war doch die Zofe leichtsinnig genug, ohne Bedenken Ja zu sagen. Eines Nachts, als Don Como, in sein Cabinet eingeschlossen, an einem emphatischen Briefe an seine Geliebte arbeitete, fand Domingo Mittel, die Schatulle aufzubrechen: er nahm die Dukaten heraus und lief mit seiner Beute schnell unter Luzianens Balkon, wo er das Miauen einer Katze nachmachte. Auf dieses verabredete Zeichen ließ die Zofe nicht lange auf sich warten und trat mit ihm die Reise an.

Sie hofften Zeit genug zu haben, um unangefochten, im Fall sie auch verfolgt würden, Portugal zu erreichen; aber zu ihrem Unstern hatte Don Como noch in derselben Nacht

sowohl den Diebstahl als die Flucht seines Vertrauten gemerkt und sich schnell an die Gerichte gewendet, die nun nach allen Seiten ihre Häscher ausschickten. Der Dieb wurde sammt seiner Nymphe bei Zebreros ertappt und nach Madrid gebracht. Die Zofe befindet sich im Kloster der büßenden Schwestern und Domingo in diesem Gefängnisse hier."

„Demnach," sagte Don Kleophas, „ist der Escudero nicht um seine Dukaten gekommen; man hat sie ihm ohne Zweifel zurückgegeben?" — „Nichts weniger," antwortete der Teufel; „sie gelten als Beweisstücke für den Diebstahl und die Justiz gibt sie nicht mehr aus den Händen, so daß Don Como, dessen Geschichte in der ganzen Stadt ruchbar geworden ist, zum Spotte auch noch den Schaden hat.

„Domingo und der andere Gefangene, der mit ihm spielt, haben zum Nachbar einen jungen Castilianer, der laut der Aussage unverwerflicher Zeugen seinem Vater eine Ohrfeige gegeben hat." — „Gerechter Gott!" rief Leandro, „ist's möglich? kann ein Sohn so verrucht seyn, daß er die Hand gegen seinen Vater erhebt?" — „Warum nicht?" sagte der Dämon: „man hat schon mehrere Beispiele gesehen, und ich will Euch ein merkwürdiges erzählen. Unter der Regierung Don Pedro's I, der den Zunamen des Gerechten und des Grausamen führte und der achte König von Portugal war, wurde ein Bursche von zwanzig Jahren wegen desselben Verbrechens eingezogen. Don Pedro war, wie Ihr, über die Neuheit des Falles verwundert und wollte die Mutter des Verbrechers darüber hören; er ging dabei so geschickt zu Werke, daß er ihr das Geständniß ablockte, sie habe dieses Kind von einem hochwürdigen Priester. Wenn die Richter des Castilianers seine Mutter eben so geschickt ausfragten, so könnten sie ihr dasselbe Geständniß abnöthigen.

„Jetzt blickt einmal hinab in einen großen Kerker unter den drei Gefangenen, die ich Euch eben gezeigt habe; wir wollen sehen, was hier vorgeht. Ihr bemerkt doch drei

Unglückliche? Es ſind Straßenräuber, die im Begriffe ſtehen, zu entfliehen. Man hat ihnen im Brod eine Feile beigebracht, mit der ſie bereits einen ſtarken Eiſenſtab vor einem Fenſter durchgefeilt haben. Von da aus können ſie ſich in einen Hof hinunterlaſſen und dann die Straße erreichen. Es iſt ſchon über zehn Monate, daß ſie im Gefängniß liegen, und ſie hätten ſchon vor acht Monaten den öffentlichen Lohn für ihre Thaten empfangen ſollen: nun aber werden ſie, Dank ſey es der Langſamkeit der Juſtiz! auf's Neue Reiſende morden.

„Folgt mir weiter in dieſem Saale unter der Erde, wo Ihr zwanzig bis dreißig Leute auf Stroh bemerken werdet: es ſind Spitzbuben und Gauner von allen Arten. Fünf oder ſechs von ihnen prügeln eben eine Art Taglöhner durch, der heute geſetzt worden iſt, weil er einen Häſcher mit einem Stein geworfen hat.“ — „Und warum bekommt er jetzt Prügel?“ fragte Zambullo. „Weil er ſeinen Willkomm noch nicht bezahlt hat,“ antwortete Asmodi; „doch,“ fügte er hinzu, „wir wollen uns jetzt von dieſen Elenden wegwenden und dieſen Ort des Greuels verlaſſen, um uns anderswo mit angenehmeren Gegenſtänden zu unterhalten.“

Achtes Kapitel.

Asmodi zeigt dem Don Kleophas mehrere Personen und erzählt ihm, was sie den Tag über getrieben haben.

Nun waren sie in einem andern Stadtviertel und faßten ihren Standpunkt auf einem großen Hotel. „Ich will Euch einmal," hub der Dämon gegen den Studenten an, „erzählen, was die Leute, die um dieses Hotel herum wohnen, heute gethan haben. Es wird Euch gewiß Spaß machen." — „Ich zweifle nicht daran," antwortete Leandro; „vor Allem aber sagt mir, wie es sich mit dem Kapitän dort verhält, der eben seine Stiefel anzieht. Der Mann sieht aus, wie wenn ihn ein wichtiges Geschäft weit von hier wegriefe." — „Allerdings," antwortete Asmodi, „er ist im Begriff abzureisen; schon stehen seine Pferde auf der Straße: er muß nach Katalonien, wohin sein Regiment commandirt ist.

Da er kein Geld hatte, so wandte er sich gestern an einen Wucherer. „Sennor Sanguisuela," sagte er zu ihm, „könntet Ihr mir nicht tausend Dukaten leihen?" — „Sennor Capitano," antwortete der Wucherer mit lächelndem freundlichen Gesicht, „ich selbst habe sie nicht; doch wollte ich wohl einen Mann ausfindig machen, der sie Euch borgt, d. h. er gibt Euch vierhundert Dukaten baar, wenn Ihr ihm einen Wechsel auf tausend ausstellt; und von diesen vierhundert werdet Ihr die Güte haben, mir eine Kleinigkeit von sechzig für meine Mühe abzulassen. Ach, das Geld ist heutigen Tages so rar!" — „Ein abscheulicher Wucher," fuhr ihn der Offizier an; „660 Dukaten für 340! Welche Spitzbüberei! Henken sollte man so hartherzige Schufte."

„Nur kalt, Sennor Capitano," antwortete der Wucherer phlegmatisch; „wenn Ihr dies nicht wollt, so könnt Ihr Euch ja anderswo umsehen. Worüber beklagt Ihr Euch denn? Zwinge ich Euch etwa, die 340 Dukaten anzunehmen? Ihr könnt es ja immer noch halten, wie Ihr wollt." Der Capitän wußte hierauf nichts zu erwidern und ging. Da er aber fortmußte und keine Zeit zu verlieren hatte, ohne Geld aber es unmöglich länger aushalten konnte, so ging er heute früh wieder zu dem Mäkler, der ihm an seiner Hausthüre begegnete, in schwarzem Mantel mit kurzem Kragen und abgestutzten Haaren, in der Hand einen großen, mit Schaumünzen behangenen Rosenkranz. „Hier bin ich wieder, Sennor Sanguisuela," sagte er zu ihm; „ich nehme Eure 340 Dukaten an: die Noth treibt mich dazu." — „Ich gehe jetzt in die Messe," antwortete der Wucherer gravitätisch; „wenn ich zurück komme, so könnt Ihr das Geld abholen." — „Ei nicht doch," versetzte der Capitän, „ich bitte Euch, kehrt sogleich um, die Sache ist ja in einem Augenblick abgemacht; fertigt mich ab, denn ich bin sehr pressirt." — „Unmöglich," erwiderte Sanguisuela; „ich habe die Gewohnheit, jeden Morgen, bevor ich an ein Geschäft

gehe, die Meſſe zu hören. Ich habe mir dies nun einmal zum Geſetz gemacht und will es getreulich beobachten, ſo lang ich lebe."

So ungeduldig nun auch der Offizier nach Geld war, ſo mußte er ſich doch in das Geſetz des frommen Sanguiſuela fügen: er waffnete ſich mit Geduld, und als ob er gefürchtet hätte, die Dukaten möchten ihm entwiſchen, begleitete

er den Mäkler in die Kirche und hörte die Meſſe mit an. Als dieſe vorbei war, wollte er gehen; allein Sanguiſuela flüſterte ihm in's Ohr: „Einer der geſchickteſten Kanzelredner von Madrid wird heute predigen, den darf ich nicht verſäumen."

Der Capitän, dem ſchon die Meſſe viel zu lange gedauert hatte, ärgerte ſich nicht wenig über dieſen neuen Aufſchub, blieb

aber dennoch in der Kirche. Indeſſen tritt der Prediger auf und fängt an, gegen den Wucher zu eifern. Der Offizier freut ſich darüber und beobachtet den Mäkler genau, indem er bei ſich ſelbſt ſagt: „Wenn nur der Spitzbubenjude ſich rühren ließe, wenn er mir nur 600 Dukaten gäbe, ſo wollte ich gerne zufrieden ſeyn.“ Endlich iſt die Predigt aus, der Wucherer geht zur Kirche hinaus, der Capitän mit ihm und ſagt: „Nun, was haltet Ihr von dieſem Prediger? Findet Ihr ſeine Rede nicht ſehr eindringlich? Ich wenigſtens bin ganz davon gerührt.“ — „Ihr habt Recht,“ antwortete der Wucherer; „er hat ſein Thema ſehr gut ausgeführt und iſt ein gelehrter Mann. Er hat ſeine Sache recht brav gemacht, gehen wir jetzt an die unſrige.“

„Ei,“ rief Don Kleophas, „wer ſind denn die beiden Mädchen dort im Bette, die ſo laut auflachen? Es ſcheinen zwei recht luſtige Dirnchen zu ſeyn.“ — „Zwei Schweſtern,“ antwortete der Teufel, „deren Vater heute früh begraben wurde. Derſelbe war ein Murrkopf und hatte einen ſolchen Abſcheu vor der Ehe oder vielmehr ſo wenig Luſt, ſeine Töchter auszuſtatten, daß er jede auch noch ſo vortheilhafte Partie, die ſich für ſie zeigte, abwies. Sie unterhalten ſich gegenwärtig über den Charakter des Seligen. „Endlich,“ ſagt die Aeltere, „endlich iſt er todt, dieſer unnatürliche Vater, der ſich ein grauſames Vergnügen daraus machte, uns als alte Jungfern zu ſehen; jetzt wird er ſich unſern Wünſchen nicht mehr widerſetzen.“ — „Was mich betrifft, liebe Schweſter,“ ſagt die Jüngere, „ſo ſehe ich auf etwas Solides. Ich will einen reichen Mann, wenn er auch ein Dummkopf iſt, und den dicken Don Blanco würde ich auf der Stelle nehmen.“ — „Nur ſachte, Schweſterchen,“ antwortet die Aeltere, „wir werden die Männer bekommen, die uns beſtimmt ſind; denn unſere Ehen ſind im Himmel aufgeſchrieben.“ — „Das wäre nicht gut,“ erwidert die Jüngere, „denn ich fürchte ſehr, unſer Vater

zerreißt das Blatt, worauf ſie ſtehen.“ Die Aeltere hat über dieſen Einfall lachen müſſen, und jetzt lachen ſie noch immer mit einander.

Im Hauſe daneben wohnt eine Abenteurerin aus Aragonien. Sie ſieht in dieſem Augenblick in den Spiegel, ſtatt zu Bette zu gehen, und wünſcht ihren Reizen Glück zu einer bedeutenden Eroberung, die ſie heute gemacht haben. Sie ſtudirt Mienen und hat eben eine neue entdeckt, die morgen große Wirkung auf ihren Liebhaber machen wird. Sie kann ihn nicht freundlich genug behandeln, denn er verſpricht viel; auch hat ſie noch nicht lange zu einem ihrer Gläubiger, der Geld verlangte, geſagt: „Wartet noch einige Tage, guter Freund; denn ich ſtehe gegenwärtig mit einem der vornehmſten Herren von der Zolleinnahme in Unterhandlung.“

„Ich brauche nicht zu fragen,“ ſagte Leandro, „wer dieſer Herr dort iſt, der ſo viele Briefe um ſich liegen hat;

er muß den ganzen Tag geſchrieben haben." — „Das Luſtigſte dabei," antwortete der Dämon, „iſt, daß dieſe Briefe alle daſſelbe enthalten. Er ſchreibt an alle ſeine Freunde und meldet ihnen etwas, was ihm heute Nachmittag begegnet iſt. Er liebte eine Wittwe, dreißig Jahre alt, ſchön und eingezogen; er widmete ihr ſeine Huldigungen und wurde nicht abgewieſen; zuletzt machte er ihr einen Heirathsantrag, der ebenfalls angenommen wurde. Während der Vorbereitungen zur Hochzeit konnte er ſie täglich in ihrem Hauſe beſuchen. Noch dieſen Nachmittag ging er zu ihr und da zufällig Niemand um den Weg war, um ihn anzumelden, ſo trat er ohne Weiteres in's Zimmer der Dame, die er in einem galanten Morgenkleide,

oder vielmehr beinahe nackt auf einem Ruhebettchen traf. Sie lag in tiefem Schlafe. Er näherte sich leise, um die Gelegenheit zu benutzen, und raubte ihr einen Kuß; sie erwachte und rief mit einem zärtlichen Seufzer: „Ach, schon wieder, Ambrosio, ich bitte dich, laß mich jetzt in Ruhe.“ Der Cavalier, ein Mann von Ehre, war sogleich entschlossen: er entsagte der Wittwe und verließ das Zimmer. An der Thüre begegnete ihm Ambrosio; zu diesem sagte er: „Geh nicht hinein, Ambrosio, deine Gebieterin bittet dich, sie in Ruhe zu lassen.“

„Zwei Häuser weiter sehe ich in einem kleinen Häuschen ein merkwürdiges Stück von einem Ehemann, der über den Vorwürfen seiner Frau, daß er den ganzen Tag nicht nach Hause gekommen sey, ruhig einschläft. Sie würde noch aufgebrachter seyn, wenn sie wüßte, wie er seine Zeit todtgeschlagen hat.“ — „Ohne Zweifel mit einem galanten Abenteuer?“ fragte Zambullo. „Errathen,“ sagte Asmodi; „ich will es Euch erzählen.

Dieser Mann gehört dem bürgerlichen Stande an, und heißt Patrizio; er ist einer von den liederlichen Ehemännern, die in den Tag hineinleben und sich weder um Weib noch Kind bekümmern. Und doch hat er eine junge, liebenswürdige und tugendhafte Frau und drei Kinder: zwei Mädchen und einen Sohn. Heute früh ging er aus, ohne darnach zu fragen, ob Brod im Hause sey, woran es nur gar zu oft fehlt. Sein Weg führte ihn über den Markt, wo er sich bei den Anstalten zu dem heutigen Stiergefechte aufhielt: es waren schon überall Gerüste aufgeschlagen und wer es nicht erwarten konnte, fing bereits an Platz zu nehmen.

Während er dies Alles betrachtete, bemerkte er eine hübsch gewachsene, schön gekleidete Dame, die beim Heruntersteigen von einem Gerüste einen wohlgeformten Fuß in rosenfarbenem seidenem Strumpf und mit silbernem Strumpfbande sehen ließ. Mehr war nicht nöthig, um dem schwachen Bürgersmann

den Kopf zu verrücken. Er näherte sich der Dame, deren Begleiterin durch ihr ganzes Wesen deutlich genug zu verstehen gab, weß Geistes Kinder sie seyen. „Meine schönsten Damen," sagte er zu ihnen, „wenn ich Euch mit etwas dienen kann, so habt nur die Güte zu befehlen; Ihr werdet mich stets bereit finden." — „Sennor Caballero," antwortete die Nymphe mit den rosenfarbenen Strümpfen, „Euer Anerbieten ist dankenswerth. Wir hatten schon unsere Plätze, allein wir sind wieder weggegangen, um ein Frühstück zu suchen, weil wir diesen Morgen so unvorsichtig waren, auszugehen, ohne unsere Chokolade getrunken zu haben. Da Ihr nun so galant seyd, uns Eure Dienste anzubieten, so ersuchen wir Euch, führt uns an einen Ort, wo wir einen Bissen bekommen können. Es sollte aber ein etwas abgelegener Ort seyn; Ihr wißt ja, daß ein Mädchen seinen guten Ruf nicht genug schonen kann."

Patrizio wurde immer höflicher, und führte die beiden Prinzessinnen nach einem Wirthshaus in der Vorstadt, wo er ein Frühstück verlangte. „Mit was kann ich aufwarten?" fragte der Wirth; „ich habe noch Einiges übrig von einem großen Festmahl, das gestern bei mir gehalten wurde. Junge Hühner, leonische Rebhühner, Tauben aus Altcastilien und mehr als einen halben Estremadura-Schinken." — „Mehr als genug," sagte der Begleiter der Vestalinnen. „Sucht Euch aus, schöne Damen, was Euch beliebt." — „Ganz wie Ihr wollt," antworteten sie. „Wir verlassen uns vollkommen auf Euern Geschmack." Hierauf bestellte der Bürgersmann zwei Rebhühner und zwei junge Hühner kalt, aber auf ein besonderes Zimmer, indem die Damen, die er begleitete, sehr streng auf Anstand sahen.

Man führte ihn mit seiner Gesellschaft in ein abgelegenes Cabinet, wohin sogleich das bestellte Essen nebst Wein und Brod gebracht wurde. Unsere Lucrezien hatten großen Appetit und fielen gierig darüber her, indeß der Gimpel, der die Zeche bezahlen sollte, voll Vergnügen seine Luisita betrachtete. So

hieß die Schöne, in die er ſich vergafft. Er bewunderte ihre weißen Hände, an denen ein großer Ring flimmerte, den ſie einſtens im Spiele gewonnen, warf freigebig mit Namen wie Stern und Sonne um ſich, und konnte vor eitel Entzücken nichts eſſen. Er fragte ſeine Göttin, ob ſie verheirathet ſey: ſie ſagte Nein, aber ſie ſtehe unter Aufſicht eines Bruders; von Adams Zeiten her, hätte ſie hinzuſetzen müſſen, wenn ſie die Wahrheit hätte ſagen wollen.

Indeß verſchlangen die Harpien nicht nur jede ein junges Huhn, ſondern tranken auch verhältnißmäßig dazu. Bald ging der Wein aus, und der galante Bürgersmann eilte fort, um ſelbſt welchen zur Stelle zu ſchaffen. Kaum war er zur Thüre hinaus, ſo packte Jacinta, Luiſitens Begleiterin, die zwei Rebhühner, die noch auf der Platte lagen, zuſammen, und ſteckte ſie ſchnell in eine große Taſche unter ihrem Rocke. Unſer Adonis kam mit friſchem Wein zurück, und da er ſah,

daß die Platten leer waren, fragte er ſeine Venus, ob ihr nichts mehr gefällig ſey. „Ich wünſchte etwas von den Tauben,“

ſagte ſie, „von denen der Wirth ſprach, vorausgeſetzt, daß ſie ſehr gut ſind. Im andern Fall würde ich mit einem Stückchen Eſtremadura-Schinken vorlieb nehmen.“ Kaum hatte ſie dies geſagt, ſo ging Patrizio auf's Neue nach Mundvorrath aus, und beſtellte drei Tauben, nebſt einem tüchtigen Stück Schinken. Die Raubvögel fingen von vorn an ihre Schnäbel zu wetzen und während der gute Mann zum dritten Mal ſich entfernen mußte, um Brod zu verlangen, ſchickten ſie noch zwei Tauben zu den übrigen Gefangenen in ihrer Taſche.

Nach dem Mahle, das mit einem Deſſert von Obſt beſchloſſen wurde, wie man es um dieſe Jahreszeit haben kann, drang der verliebte Patrizio in Luiſiten, ſie möchte ihm nun die erwarteten Beweiſe ihrer Erkenntlichkeit geben. Die Dame wollte nichts davon hören, machte ihm aber doch einige Hoffnung, indem ſie ſagte, jedes Ding habe ſeine Zeit und ein Wirthshaus ſey nicht der Ort, wo ſie ſich für das ihr bereitete Vergnügen dankbar zeigen könne. Indeß ſchlug es ein Uhr, ſie ſtellte ſich ſehr unruhig und ſagte zu ihrer Begleiterin: „Ach, liebe Jacinta, jetzt ſind wir erſt übel dran, wir werden keine Plätze mehr bekommen, um das Stiergefecht mit anzuſehen.“ — „Sey unbeſorgt,“ antwortete Jacinta, „der Cavalier darf uns ja nur dahin zurückführen, wo er uns ſo höflich angeredet hat, und das Uebrige wird er ſchon in's Reine bringen.“

Ehe ſie aus dem Wirthshauſe gingen, mußte erſt mit dem Wirthe abgerechnet werden, der eine Rechnung von fünfzig Realen zuſammengeſchrieben hatte. Der Bürgersmann griff in ſeine Börſe; da er aber nur dreißig vorfand, ſah er ſich genöthigt, ſeinen mit ſilbernen Münzen behangenen Roſenkranz zu verſetzen. Hierauf führte er die Abenteurerinnen wieder dahin, wo er ſie gefunden hatte, und verſchaffte ihnen einen angenehmen Platz auf einem Gerüſte, deſſen Eigenthümer ein Bekannter von ihm war und ihm Credit gab.

Kaum hatten sie sich gesetzt, so verlangten sie auf's Neue Erfrischungen. „Ich sterbe fast vor Durst!" rief die Eine: „der Schinken hat mich entsetzlich durstig gemacht." — „Es geht mir auch so," sagte die Andere, „und ich gäbe jetzt viel um ein Glas Limonade." Patrizio, dem man nicht mit dem Holzschlägel zu winken braucht, eilte hinweg, um Getränke zu bestellen, hielt sich aber doch unterwegs mit folgendem Selbstgespräche auf: „Wohin gehst du, Unsinniger? Ist's nicht, als hättest du hundert Pistolen in deiner Tasche oder zu Hause? und doch hast du nicht über einen Maravedi zu verfügen. Was ist da zu machen? Ich kann doch unmöglich zu der Dame zurückgehen, ohne ihr das Gewünschte mitzubringen. Und auf der andern Seite mag ich ein Unternehmen, das schon so weit gediehen ist, nicht wieder aufgeben."

In dieser Verlegenheit bemerkte er unter den Zuschauern einen guten Freund, der ihm schon oft seine Dienste angeboten, die er aber aus Stolz nie hatte annehmen wollen. Im gegenwärtigen Augenblick war sein Schamgefühl minder kitzlich geworden. Er ging eilig auf ihn zu, entlehnte eine doppelte Pistole von ihm und flog damit mit neuem Muthe zu einem Limonadeschenken, bei dem er so viel Gefrornes und Confect für seine Prinzessinnen aufkaufte, daß die Dublone kaum zu diesem neuen Aufwande hinreichte.

Endlich mit Anbruch der Nacht geht die Lustbarkeit zu Ende und unser Held will seine Dame nach Hause begleiten in der süßen Hoffnung, sich's bei ihr wohl seyn zu lassen. Allein als sie vor das Haus kommen, das sie als ihre Wohnung bezeichnet, läuft eine Art Magd Luisiten entgegen und sagt in großer Aufregung zu ihr: „Um's Himmelswillen, woher kommt Ihr so spät? Sennor Don Gaspardo Heridor, Euer Bruder, wartet schon seit zwei Stunden auf Euch und flucht wie ein Heide." Die Schwester stellt sich erschrocken und sagt leise mit einem Händedruck zu ihrem Galan: „Mein

Bruder iſt ein ſchrecklich hitziger Mann; aber ſein Zorn vergeht ſchnell wieder. Bleibt ein wenig auf der Straße und laßt Euch die Zeit nicht lang werden, bis wir ihn wieder beſänftigt haben. Er geht alle Abende aus und ſobald er fort iſt, ſoll Jacinta es Euch ſagen und Euch hereinführen."

Getröſtet durch dies Verſprechen, küßt der Bürgersmann voll Entzücken die Hand ſeiner Luiſite, die ihn noch mit

einigen Liebkoſungen beglückt, um ihn guten Muths zu erhalten; ſodann geht ſie mit Jacinta und der Magd in's Haus. Patrizio bleibt geduldig auf der Gaſſe, ſetzt ſich auf einen Stein zwei Schritte davon, und bleibt da lange Zeit, ohne daß ihm einfiele, daran zu denken, daß man ihn für Narren halten wolle. Nur kann er nicht begreifen, warum Don Gaspardo nicht herauskommt, und er fürchtet, der verwünſchte Bruder möchte dieſen Abend gar nicht ausgehen.

Indeſſen ſchlägt es zehn, elf, zwölf. Nun beginnt ſein Vertrauen zu wanken, und die Dame wird ihm verdächtig. Er nähert ſich der Thüre, geht hinein, und tappt durch einen finſtern Gang, bis er auf eine Treppe ſtößt. Er wagt es nicht, hinaufzugehen, ſondern lauſcht nur aufmerkſam, und hört das mißtönende Concert eines bellenden Hundes, einer miauenden Katze und eines wimmernden Kindes. Endlich, nachdem er lange genug Maulaffen feil geboten hatte, macht er den Schluß, er ſey betrogen, und ſeine Vermuthung wird zur Ueberzeugung, als er durch den finſtern Gang hindurchtappt und ſich in einer andern Straße befindet.

Jetzt ärgerte er ſich über ſeine zweckloſe Verſchwendung, wünſchte alle roſenfarbenen Strümpfe zum Teufel und ging fluchend heimwärts. Er pochte an die Hausthüre; ſeine Frau öffnete ihm mit Thränen in den Augen und einem Roſenkranz in der Hand, und bewillkommte ihn mit folgenden herzergreifenden Worten: „Ach, Patrizio! wie konnteſt du ſo dein Haus verlaſſen,

und dich um Weib und Kinder gar nicht bekümmern? Was haſt du denn ſeit heute früh um ſechs Uhr getrieben?" Der arme Mann wußte nicht, was er darauf antworten ſollte, überdies ſchämte er ſich, daß er ſich von zwei Spitzbübinnen hatte zum Narren halten laſſen; alſo zog er ſich aus und ging zu Bette, ohne ein Wörtchen zu ſagen. Seine Ehehälfte aber, die nun einmal in's Moraliſiren gerathen war, hat ſo lange fortgepredigt, bis er ſo eben eingeſchlafen iſt.

Nun aber — fuhr Asmodi fort — ſchaut einmal auf das große Haus dort neben der Wohnung des Cavaliers, der ſeinen Freunden den Bruch mit der Gebieterin Ambroſio's meldet: Ihr bemerkt doch wohl eine junge Dame auf dem goldgeſtickten Bette von karmoſinrothem Atlas?" — „Gewiß," antwortete Don Kleophas; „ſie ſchläft, und wenn ich nicht irre, hat ſie ein Buch auf ihrem Kopfkiſſen." — „Ganz richtig," verſetzte der Hinkenbein. „Dieſe Dame iſt eine ſehr geiſtreiche und höchſt aufgeräumte junge Gräfin. Sie litt ſeit ſechs Tagen an Schlafloſigkeit, was ſie ſehr entkräftete, und heute iſt es ihr nun eingefallen, einen der ſauertöpfiſchſten Mediziner von der ganzen Facultät zu ſich zu beſcheiden. Er kam, ſie klagte ihm ihre Umſtände, und er verſchrieb ihr ein Rezept, daß ſich nach ſeiner Verſicherung ſchon im Hippokrates vorfindet. Die Dame ſpottete darüber, der Doctor aber, ein eigenſinniger Kamerad, der keinen Spaß verſteht, ſagte mit aller nur erdenklichen Doctorsgravität: „Sennora, Hippokrates iſt kein Mann, über den man ſich nur ſo mir nichts dir nichts luſtig machen darf." — „Ach, Sennor Dottore," antwortete die Gräfin mit ernſthafter Miene, „wie könnte ich mich unterfangen, über einen ſo berühmten und gelehrten Schriftſteller ſpotten zu wollen? ich ſchätze ihn im Gegentheil ſehr hoch und bin überzeugt, daß meine Schlafloſigkeit vergehen wird, wenn ich ihn nur aufſchlage; ich beſitze ihn in der neuen Ueberſetzung des gelehrten Azero, die unſtreitig die beſte iſt; man bringe

ſie mir her.“ Die Zauberkraft dieſer Lection iſt wirklich bewundernswürdig: gleich bei der dritten Seite ſank die Dame in tiefen Schlaf.

In den Ställen dieſes Hotels hat ein dürftiger, einarmiger Soldat für die Nacht ſein Hauptquartier aufgeſchlagen; die mitleidigen Stallknechte laſſen ihn auf dem Stroh ſchlafen. Den Tag über bettelt er, und erſt vor einigen Stunden hatte er ein luſtiges Geſpräch mit einem andern Bettler, der in der Nähe von Buen-retiro wohnt, wo der Hof vorbeizufahren pflegt. Dieſer treibt ſein Geſchäft ſehr gut und kann jetzt behaglich leben; auch hat er eine mannbare Tochter, die unter den Bettlern für eine reiche Erbin gilt. Der Soldat hat nun

dieſen Vater mit den vielen Maravedi's alſo angeredet: „Sennor Mendigo, ich habe meinen rechten Arm verloren; ich kann dem Könige nicht mehr dienen und muß nun, um mein Leben zu friſten, wie Ihr auch, den Vorübergehenden Höflichkeiten ſagen. Ich weiß wohl, daß dieſes Geſchäft ſeinen Mann am allerbeſten nährt, und daß ihm weiter Nichts fehlt, als ein Bischen mehr Anſtändigkeit.“ — „Im Gegentheil,“ erwiderte der Andere, „wenn es anſtändiger wäre, ſo trüge es Nichts mehr ein; dann würde Jeder in unſer Handwerk pfuſchen wollen.“

„Ihr habt Recht,“ entgegnete der Einarm; „nun topp, ich bin Euer Collega und möchte gern in nähere Verbindung mit Euch treten. Gebt mir Eure Tochter.“ — „Was fällt Euch ein, guter Freund?“ antwortete der reiche Mann; „meine Tochter muß eine beſſere Partie machen. Ihr ſeyd noch lange nicht verkrüppelt genug, um mein Eidam werden zu können; ich verlange einen ſolchen, der auch dem unbarmherzigſten Wucherer Mitleid einflößen muß.“ — „Wie!“ ſagte der Soldat, „bin ich denn noch nicht elend genug?“ — „Nicht doch!“ erwiderte der Andere raſch; „Ihr ſeyd ein bloßer Einarm und wagt es, um meine Tochter anzuhalten? Wiſſet Ihr auch, daß ich ſie einem Muldenrutſcher abgeſchlagen habe?“

Das Haus neben dem Hotel der Gräfin — fuhr Asmodi fort — darf füglicher Weiſe auch nicht übergangen werden. Es wohnen darin ein trunkliebender alter Maler und ein Poet, der gerne ſtichelt. Der Maler ging heute früh um ſieben Uhr aus, um für ſeine todtkranke Frau einen Beichtvater zu holen; da begegnete ihm ein guter Freund, der ihn in eine Kneipe ſchleppte, von wo er erſt Abends um zehn Uhr nach Hauſe zurückkam. Der Poet, dem man nachſagt, daß er für ſeine beißenden Verſe zuweilen einen gar jämmerlichen Ehrenſold erhalte, windbeutelte ſo eben auf einem Kaffeehauſe, wo von einem Abweſenden die Rede war. „Er iſt ein Schurke, dem ich hundert Stockprügel geben will.“ — „Das muß Euch

freilich eine Kleinigkeit seyn," versetzte ein Spaßvogel: „Ihr habt ja große Kapitalien angelegt."

Auch den Auftritt darf ich nicht vergessen, der heute bei einem erst neuerdings hier ansäßigen Bankier in dieser Straße statthatte. Es ist noch kein Vierteljahr, daß er mit großen Schätzen von Peru zurückkam. Sein Vater ist ein ehrlicher Schuhflicker aus Viejo de Mediana, einem großen Flecken Altkastiliens, unweit der Gebirge von Sierra d'Avila, wo er mit seinem Weibe, die ungefähr eben so alt, als er, d. h. sechzigjährig ist, in bester Eintracht lebt.

Schon vor langer Zeit hatte ihr Sohn sie verlassen, um in Indien ein besseres Glück zu suchen, als sie ihm verschaffen konnten. Mehr als zwanzig Jahre waren seitdem verflossen, ohne daß sie ihn gesehen hatten. Sie sprachen oft von ihm, baten den Himmel tagtäglich, ihm beizustehen, und ließen ihn regelmäßig jeden Sonntag nach der Predigt durch ihren guten Freund, den Pfarrer, dem ganz besondern Schutze Gottes empfehlen. Der Bankier seinerseits vergaß sie auch nicht. Sobald er sein Geschäft gegründet hatte, beschloß er, sich persönlich zu erkundigen, wie es seinen Aeltern wohl gehen möchte. Er sagte seinen Leuten, sie können seinetwegen unbekümmert seyn, und reiste heut vor vierzehn Tagen zu Pferde ganz allein nach seinem Geburtsorte ab.

Es war etwa zehn Uhr Abends und der gute Schuhflicker schlief neben seinem Weibchen, als sie auf einmal durch ein Pochen an ihre kleine Hausthüre aufgeweckt wurden. Sie fragten: „Wer pocht?" — „Macht auf," antwortete der Bankier; „ich bin's, euer Sohn Francillo." — „Das macht einem Andern weiß," erwiderte der gute Alte; „geht euers Wegs, ihr Diebe, bei mir habt ihr Nichts zu holen. Francillo ist gegenwärtig in Indien, wenn er noch am Leben ist." — „Nein," antwortete der Bankier, „euer Sohn ist aus Peru zurückgekommen und steht vor eurer Thüre. Ihr werdet

ihn doch nicht abweiſen wollen?" — „Wir wollen doch aufſtehen, Jakob," ſagte jetzt die Mutter; „ich glaube, daß es wirklich Francillo iſt; ich meine, ich kenne ihn an der Stimme."

Sie ſtanden alſo Beide auf: der Vater zündete ein Licht an, die Mutter warf eilig etwas um ſich und öffnete die Thüre. Sie faßte den Fremden ſcharf in's Auge, und da ſie ihn ſogleich als ihren Francillo erkannte, ſtürzte ſie ihm um den Hals und ſchloß ihn feſt in ihre Arme. Auch Vater Jakobs

Herz überſtrömte von Freude; er umarmte ihn mehrere Male, und alle Drei fühlten ſich ſo glücklich durch dieſe frohe Wiedervereinigung nach langjähriger Abweſenheit, daß ſie ihrem Vergnügen kaum Worte geben konnten.

Als die erſte Freude vorüber war, zäumte der Bankier ſein Pferd ab und führte es in einen Stall, wo eine Kuh

lag, die Ernährerin des ganzen Hauses; hierauf fing er an, von seinen Reisen zu erzählen und den Schätzen, die er aus Peru mitgebracht. Sein Vortrag war zwar etwas weitschweifig und hätte gleichgültige Zuhörer langweilen können; allein die Herzensergießungen eines Sohnes, der seine Erlebnisse erzählt, können die Aufmerksamkeit eines Vaters und einer Mutter nie ermüden: für sie gibt es keinen geringfügigen Umstand. Sie hörten ihm also begierig zu, und jedes Wörtchen, das er sagte, machte einen lebhaften Eindruck auf sie.

Er schloß seine Erzählung mit der Erklärung, daß er gekommen sey, um ihnen einen Theil seines Vermögens anzubieten, und er ersuche daher seinen Vater, nicht mehr zu arbeiten. „Nein, mein lieber Sohn," sagte Vater Jakob, „ich habe Freude an meinem Handwerk und mag es nicht aufgeben."
„Wie so!" versetzte der Bankier, „wäre es denn nicht endlich Zeit, daß Ihr Euch zur Ruhe begäbet? Ich schlage Euch nicht vor, bei mir in Madrid zu wohnen; ich weiß, daß es Euch in der Stadt nicht gefallen würde, und will Euer ruhiges Leben nicht stören, aber Ihr solltet Euch doch wenigstens schwerer Arbeiten überheben und Euch mehr Bequemlichkeiten verschaffen, da Ihr es sehr gut könnt."

Die Mutter stimmte dem Sohne bei, und Vater Jakob gab endlich nach. „Nun gut, Francillo," sagte er, „dir zu Liebe will ich nicht mehr für alle Leute im Dorfe arbeiten, sondern bloß noch mir selbst und unserm guten Freunde, dem Herrn Pfarrer, die Schuhe flicken." Nach dieser Uebereinkunft aß der Bankier zwei gesottene Eier, legte sich dann zu seinem Vater in's Bett und schlief mit einer Seelenruhe, wovon sich nur Kinder von so vortrefflichem Herzen einen Begriff machen können.

Am andern Morgen übergab Francillo seinen Eltern einen Beutel mit dreihundert Pistolen und kehrte dann nach Madrid zurück. Heute früh aber wurde ihm die große

Ueberraſchung zu Theil, ſeinen Vater Jakob bei ſich zu ſehen. „Was führt Euch hieher, lieber Vater?“ fragte er ihn. „Mein Sohn,“ antwortete der Alte, „ich bringe dir deinen Beutel zurück: nimm dein Geld wieder; ich will von meinem Handwerk leben, denn ich vergehe vor langer Weile, ſeitdem ich nicht mehr arbeite.“ — „Nun gut, mein Vater,“ erwiderte

Francillo, „arbeitet immerhin auf Euerm Handwerk fort, aber nur zu Eurer Unterhaltung. Nehmt den Beutel wieder nach Hauſe und fordert von mir, ſo viel Ihr wollt.“ — „Aber was ſoll ich denn mit all dieſem Gelde anfangen?“ fragte Vater Jakob. „Die Armen unterſtützen,“ antwortete der Bankier; „überhaupt verwendet es ſo, wie Euer Pfarrer Euch rathen wird.“ Mit dieſer Antwort gab ſich der Schuhflicker zufrieden und reiste nach Mediana zurück.“

Dem Don Kleophas gefiel die Geſchichte Francillo's ſehr gut, und er war ſchon im Begriff, dem guten Herzen des Bankiers alles gebührende Lob widerfahren zu laſſen, als ſeine Aufmerkſamkeit auf einmal durch ein gellendes Geſchrei abgelenkt wurde. „Sennor Asmodi," rief er, „was ſoll dieſer Höllenlärm bedeuten?" — „Er kommt aus einem Tollhauſe," antwortete der Teufel, „deſſen Bewohner ſich die Kehlen heiſer ſingen und ſchreien. Wir ſind nicht weit davon." — „Ich dächte," ſagte Don Kleophas, „wir beſehen es auch." — „Recht gern," erwiderte der Dämon; „ich will Euch ſogleich dieſen Spaß machen und zugleich erklären, wie und warum dieſe Narren ihren Verſtand verloren haben." Sprach's und verſetzte den ſtaunenden Muſenſohn in einem Nu auf die **Casa de los locos.**

Neuntes Kapitel.

Wie Don Kleophas und der Teufel das Tollhaus mustern.

Zambullo durchstreifte mit forschenden Blicken alle Gemächer und besah sich die darin eingesperrten Narren und Närrinnen. Hierauf sagte der Teufel zu ihm: „Ihr sehet hier Narren von allen nur erdenklichen Arten: männliche und weibliche, traurige und lustige, junge und alte; jetzt muß ich Euch aber auch sagen, wie sie es geworden sind. Zu dem Ende wollen wir von Zelle zu Zelle gehen und mit den männlichen den Anfang machen.

Der Erste, den wir da sehen, und der sich so wüthend geberdet, ist ein kastilianischer Neuigkeitskrämer und geborner Madrider: ein stolzer Bürgersmann, dem die Ehre seines Vaterlandes wichtiger ist, als weiland einem römischen Bürger. Er wurde närrisch aus Aerger, weil er in einer Zeitung las,

fünfundzwanzig Spanier haben ſich von fünfzig Portugieſen ſchlagen laſſen.

Sein Nachbar iſt ein Licentiat, den es ſo gewaltig nach einer Pfründe gelüſtete, daß er zehn Jahre lang bei Hof den Heuchler machte. Der Verdruß, ſich bei allen Beförderungen übergangen zu ſehen, hat ihm den Kopf verrückt: doch weiß er ſich zu tröſten, denn er lebt des feſten Glaubens, er ſey Erzbiſchof von Toledo. Iſt er es auch nicht wirklich, ſo hat er doch wenigſtens das Vergnügen, es ſich einzubilden, und ich ſchätze ihn um ſo glücklicher, als ich ſeine Narrheit für einen ſchönen Traum anſehe, der nur mit ſeinem Leben verfliegt, und als er in der andern Welt keine Rechenſchaft über die Verwendung ſeiner Einkünfte abzulegen braucht.

Der Nächſte nach ihm iſt ein Unmündiger, den ſein Vormund für wahnſinnig ausgegeben hat, um ſich ſeines Vermögens zu bemächtigen. Der arme Junge iſt aus Wuth über dieſe Einſperrung wirklich närriſch geworden. Nun folgt ein Schulmeiſter, der hieher kam, weil er mit aller Gewalt das **Paulopostfuturum** des griechiſchen Verbums auffinden wollte, und nach dieſem ein Kaufmann, deſſen Vernunft an der Nachricht von einem Schiffbruche ſcheiterte, nachdem ſie dauerhaft genug geweſen war, zweien Bankerotten zu widerſtehen.

Die darauf folgende Zelle bewohnt der alte Capitän Zanubio, ein neapolitaniſcher Cavalier, der ſich in Madrid niedergelaſſen. Eiferſucht hat ihn hieher gebracht. Ich will Euch ſeine Geſchichte erzählen.

Er hatte eine junge Frau Namens Aurora, die er nie aus den Augen ließ: ſein Haus war allen Männern unzugänglich. Aurora ging nie aus, außer etwa in die Meſſe, und auch dahin begleitete ſie ihr alter Tithonus. Zuweilen nahm er ſie auch mit auf ſein Landgut in der Nähe von Alcantara. Trotz all dem hatte ein Cavalier, mit Namen Don Garcias Pacheco, ſie zufällig in der Kirche geſehen und ſich ſterblich

in ſie verliebt: der junge Mann war unternehmend und der Aufmerkſamkeit einer unglücklich verheiratheten hübſchen Dame im vollſten Maße würdig.

So ſchwer es auch war, in Zanubio's Haus zu gelangen, ſo ließ Don Garcias dennoch die Hoffnung nicht ſinken. Da er noch keinen Bart hatte und ein recht hübſcher Burſche war, ſo verkleidete er ſich als Mädchen, ſteckte eine Börſe mit hundert Piſtolen zu ſich und ging auf das Gut des Capitäns, ſobald er erfuhr, daß der Eiferſüchtige demnächſt mit ſeiner Frau dahin kommen wollte. Er wandte ſich an die Gärtnerin und

ſagte zu ihr im Ton einer Heldin in Ritterromanen, die von einem Rieſen verfolgt wird: „Edle Frau, ich werfe mich in

Eure Arme und bitte um Euer Mitleid. Ich bin ein Mädchen aus Toledo und ſtamme aus einer eben ſo vornehmen als reichen Familie. Meine Verwandten wollen mich mit einem Manne vermählen, den ich haſſe. Ich habe mich nächtlicher Weile ihrer Tyrannei entzogen und bedarf jetzt einer Zufluchtsſtätte. Hier wird man mich nicht ſuchen, deßwegen erlaubt, daß ich da bleibe, bis meine Familie mildere Geſinnungen gegen mich zu hegen anfängt. Nehmt dieſe Börſe von mir an: hier iſt Alles, was ich Euch für den Augenblick bieten kann; doch werde ich hoffentlich bald in den Stand kommen, Eure Gefälligkeit beſſer zu belohnen."

„Herzlich gern," erwiderte die Gärtnerin, welcher namentlich der Schluß dieſer Rede ſehr einleuchtete. „Ich kenne mehrere

junge Damen, die alten Männern geopfert wurden, und weiß wohl, daß ſie keine Urſache haben, zufrieden zu ſeyn. Ich nehme Antheil an ihrem Herzeleid, und Ihr hättet Euch an Niemand beſſer wenden können, als an mich. Ich will Euch ein abgeſondertes Stübchen anweiſen, wo Ihr ſo ſicher ſeyn ſollt, wie in Abrahams Schooß."

So brachte Don Garcias mehrere Tage auf dem Gute zu und harrte mit glühender Ungeduld, ob Aurora immer noch nicht komme. Endlich erſchien ſie mit ihrem Eiferſüchtigen, der nach ſeiner löblichen Gewohnheit ſogleich alle Zimmer, Kabinette, Böden und Keller durchſuchte, ob ſich nicht vielleicht irgend ein Feind ſeiner Ehre hieher verſteckt habe. Die Gärtnerin, die ihn ſchon kannte, kam ihm zuvor und erzählte ihm, wie ein junges Mädchen ſie um eine Zufluchtsſtätte angegangen habe.

Zanubio, der ſonſt ſo mißtrauiſche Zanubio, hatte diesmal nicht die mindeſte Ahnung von einem Betrug, wünſchte jedoch die Unbekannte zu ſehen. Sie bat ihn um Erlaubniß, ihren Namen zu verſchweigen, da ſie dieſe Schonung ihrer Familie ſchuldig ſey, auf welche durch ihre Flucht gewiſſermaßen ein Fleck falle; dann aber erzählte ſie ihm mit ſo viel Geiſt einen ganzen Roman, daß der Capitän darüber hocherfreut war. Er fühlte, daß er dieſem liebenswürdigen Mädchen gut ſeyn mußte, und da er ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, irgend einmal Nutzen daraus ziehen zu können, ſo beſtimmte er ſie zur Geſellſchafterin ſeiner Frau.

Sobald Aurora die Unbekannte ſah, erröthete ſie und wurde unruhig, ohne zu wiſſen warum. Der Cavalier bemerkte es und ſchloß daraus, ſie müſſe ihn in der Kirche, wo er ſie geſehen hatte, ebenfalls beobachtet haben. Um nun ſeiner Sache gewiß zu werden, ſagte er zu ihr, ſobald ſie mit einander allein waren: „Sennora, ich habe einen Bruder, der mir immer viel von Euch ſagte; er hat Euch einen Augenblick

in einer Kirche gesehen und von diesem Augenblick an, der ihm beständig vor der Seele schwebt, befindet er sich in einem Zustand, der Euer Mitleid gewiß verdiente."

Bei diesen Worten betrachtete ihn Aurora aufmerksamer und gab ihm dann zur Antwort: „Ihr selbst habt zu viel Aehnlichkeit mit diesem Bruder, als daß ich mich länger durch Eure List sollte täuschen lassen. Ich sehe wohl, daß Ihr ein verkleideter Cavalier seyd, und erinnere mich noch recht gut des Tages, wo sich während der Messe meine Mantille einen Augenblick öffnete und Ihr mich sahet. Aus Neugierde sah ich ebenfalls nach Euch, aber Ihr verwendetet kein Auge von mir. Als ich aus der Kirche ging, seyd Ihr mir wahrscheinlich nachgelaufen, um zu erfahren, wer ich sey und wo ich wohne. Ich vermuthe dies bloß, denn ich wagte es nicht, nach Euch umzusehen; mein Mann, der mich begleitete, hätte es gewiß bemerkt und mir ein Verbrechen daraus gemacht. Am zweiten, dritten und vierten Tag ging ich wieder in dieselbe Kirche; dort sah ich Euch regelmäßig und merkte mir Eure Züge so gut, daß ich Euch trotz aller Verkleidung wieder erkenne."

„Nun gut, Sennora," antwortete Don Garcias, „so muß ich mich also entlarven. Ja, ich bin ein Mann, den Eure Reize um seine Ruhe gebracht haben. Don Garcias Pacheco steht vor Euch, durch die Liebe hieher geführt." — „Und ohne Zweifel," entgegnete Aurora, „hoffet Ihr, ich werde Eure tolle Leidenschaft gutheißen, Eure List begünstigen und das Meinige dazu beitragen, um meinen Mann in seinem Irrthum zu erhalten? Allein Ihr täuschet Euch gewaltig; er soll sogleich Alles erfahren. Es handelt sich um meine Ehre und um meine Ruhe, und überdies freut es mich, eine so schöne Gelegenheit zu finden, wo ich ihm zeigen kann, daß seine Wachsamkeit minder sichere Bürgschaften gewährt, als meine Tugend, und daß ich trotz all seiner argwöhnischen Eifersucht schwerer zu überraschen bin, als er."

Kaum hatte ſie die letzten Worte geſprochen, als der Capitän erſchien und ſich in's Geſpräch miſchte mit der Frage: „Ueber was unterhaltet ihr euch, meine Holden?“ Aurora ergriff ſogleich das Wort und ſagte raſch: „Wir ſprachen eben von den jungen Herren, die ſich bei jungen Frauen, welche alte Männer haben, beliebt zu machen ſuchen, und ich ſagte, wenn je ein ſolcher Geck verwegen genug ſeyn ſollte, ſich in irgend einer Verkleidung in Euer Haus einzuſchleichen, ſo würde ich ſeine Frechheit ſchon zu beſtrafen wiſſen.“

„Und Ihr, Sennora,“ ſagte Zanubio gegen Don Garcias gewendet, „wie würdet Ihr in dieſem Fall mit einem jungen Cavalier umgehen?“ Don Garcias war ſo ganz aus dem Concepte gebracht, daß er nicht wußte, was er dem Capitän antworten ſollte, und dieſer hätte gewiß ſeine Verlegenheit bemerkt, wenn nicht im ſelben Augenblick ein Bedienter gemeldet hätte, ein Herr aus Madrid wünſche ihn zu ſprechen. Er ging alſo hinaus, um zu ſehen, was er von ihm wolle.

Nun warf ſich Don Garcias Auroren zu Füßen und ſagte zu ihr: „Ach, Sennora, wie könnt Ihr Euch ein Vergnügen daraus machen, mich in Verlegenheit zu bringen? Solltet Ihr wohl grauſam genug ſeyn, mich der Rache eines wüthenden Gemahls preiszugeben?“ — „O nein, Pacheco,“ antwortete ſie lächelnd; „junge Frauen, die eiferſüchtige alte Männer haben, ſind nicht ſo grauſam; ſeyd deßhalb ohne Sorgen: ich wollte Euch bloß zum Spaß ein wenig erſchrecken, aber weiter gedenke ich's nicht zu treiben. Das iſt doch wohl nicht zu viel für meine Gefälligkeit, daß ich Euch erlauben will, hier zu bleiben.“ Bei dieſen tröſtenden Worten fiel unſerm Don Garcias ein Stein vom Herzen und er faßte Hoffnungen, welche die gütige Aurora auch nicht Lügen ſtrafte.

Eines Tages, als ſie ſich eben auf Don Pacheco's Zimmer die unzweideutigſten Beweiſe von Freundſchaft gaben, kam der Capitän dazu. Wäre er auch nicht der eiferſüchtigſte

aller Sterblichen geweſen, ſo ſah er doch jetzt mehr als genug, um mit allem Grund annehmen zu können, daß ſeine ſchöne Unbekannte nichts Anderes ſey, als ein verkleideter Cavalier. Dieſer Anblick machte ihn raſend: er rannte auf ſein Zimmer, um Piſtolen zu holen, allein mittlerweile nahmen die Liebenden Reißaus, verſchloſſen ſeine Cabinetsthüre von außen, ſteckten den Schlüſſel ein und erreichten in aller Eile ein benachbartes Dorf, wo Don Garcias ſeinen Kammerdiener mit zwei guten Pferden zurückgelaſſen hatte. Hier legte er ſeine Frauenkleider ab, nahm Aurora hinter ſich auf's Pferd und brachte ſie auf ihre Bitten in ein Kloſter, wo eine Tante von ihr Priorin war. Sodann kehrte er nach Madrid zurück und ſah dem Ausgang dieſes Abenteuers ruhig entgegen.

Indeſſen erhob Janubio, als er ſich eingeſperrt ſah, ein lautes Geſchrei und rief ſeine Leute zu Hülfe. Endlich kam ein Bedienter, fand aber die Thüre verſchloſſen und konnte ſomit nicht öffnen. Der Capitän gab ſich alle Mühe, ſie aufzubrechen; weil dies aber nicht geſchwind genug von Statten ging, ſo ſprang er in ſeiner Ungeduld mit den Piſtolen in der Hand, zum Fenſter hinaus: er fiel rücklings auf den Boden

und verwundete ſich dergeſtalt am Kopfe, daß er bewußtlos liegen blieb. Nun rannten ſeine Bedienten herbei und trugen ihn in einen Saal auf ein Ruhebett. Sie ſpritzten ihm Waſſer in's Geſicht und brachten ihn endlich mit vieler Mühe wieder zu ſich. Mit der Beſinnung erneuerte ſich auch ſeine

Wuth wieder. „Wo iſt meine Frau?“ fragte er wild, und man antwortete ihm, ſie ſey mit der fremden Dame zur kleinen Gartenthüre hinaus gegangen. „Piſtolen her!“ ſchrie er noch wilder und man mußte ſie ihm geben. Endlich ließ er ein Pferd ſatteln und ſprengte, ohne Rückſicht auf ſeine Wunden, davon, nahm aber einen andern Weg als das verliebte Paar. Den ganzen Tag ſtreifte er fruchtlos umher und erſt, als es Nacht wurde, kehrte er in einer Dorfſchenke ein, um Ruhe zu ſchöpfen. Hier zogen ihm ſeine Mattigkeit und ſeine Wunden ein hitziges Fieber zu, an dem er beinahe geſtorben wäre.

Kurz und gut, er lag in dieſem Dorfe vierzehn Tage lang krank. Als er wieder hergeſtellt war, kehrte er auf ſein Gut zurück, wo er ſich unabläſſig mit ſeinem Unglück beſchäftigte, bis er allmälig den Verſtand verlor. Sobald Aurorens Verwandte dies erfuhren, ließen ſie ihn nach Madrid in's Tollhaus ſchaffen. Seine Frau iſt noch im Kloſter, wo die Verwandten ſie einige Jahre laſſen wollen zur Strafe für ihre Untreue, oder wenn Ihr lieber wollt, für einen Fehltritt, den ſie ſelbſt zu verantworten haben.

„Gleich neben Zanubio — fuhr der Teufel fort — wohnt Don Blaz Deſtichado, ein ausgezeichneter Cavalier. Der Tod ſeiner Gemahlin iſt die Urſache ſeines beklagenswerthen Zuſtandes.“ — „Das iſt ſehr merkwürdig,“ ſagte Don Kleophas. „Ein Mann, den der Tod ſeiner Frau um den Verſtand bringt! Ich hätte nie geglaubt, daß man die eheliche Liebe ſo weit treiben könnte.“ — „Nur ſachte,“ unterbrach ihn Asmodi. „Nicht aus Schmerz über den Verluſt ſeiner Frau iſt Don Blaz wahnſinnig geworden, ſondern das hat ihm den Kopf verrückt, daß er, da ſie ihm keine Kinder hinterließ, ihren Verwandten 30,000 Dukaten zurückbezahlen mußte, die er in ſeinem Heirathscontract von ihr empfangen zu haben anerkannte.“ — „Ja, das iſt etwas Anderes,“ verſetzte Leandro; „nun wundere ich mich nicht

mehr. • Aber ſagt mir doch, wenn ich bitten darf, wer der junge Menſch dort im anſtoßenden Kämmerchen iſt, der bald Sprünge macht wie ein Böcklein, bald wieder ſtehen bleibt und dann ein ſchallendes Gelächter aufſchlägt, ſo daß er ſich die Seiten halten muß? Das iſt einmal ein recht luſtiger Narr." — „Seine Narrheit," antwortete Asmodi, „kommt auch von übermäßiger Freude her. Er war Portier in einem vornehmen Hauſe; als ſolcher erfuhr er den Tod eines reichen Contadors, deſſen einziger Erbe er war, und aus Freude darüber wurde er verrückt.

„Jetzt kommen wir an den großen Lümmel, der Guitarre ſpielt und mit Geſang accompagnirt. Dies iſt ein melancholiſcher Narr, ein Liebhaber, den die Strenge ſeiner Dame zur Verzweiflung gebracht hat, ſo daß man ihn einſperren mußte." — „Der arme Schelm!" ſagte der Student, „er dauert mich. Dies Unglück kann dem bravſten Mann widerfahren; wäre ich in eine grauſame Schöne verliebt, weiß Gott, es könnte mir auch ſo gehen." — „Daran," antwortete der Dämon, „erkenne ich Euch als wahren Caſtilianer. Man muß im Herzen von Caſtilien geboren ſeyn, um ſich für fähig zu halten, daß man ſich bis zum Närriſchwerden verlieben könne, wenn man das Unglück hat, nicht zu gefallen. Die Franzoſen ſind nicht ſo zärtlich, und wenn Ihr den Unterſchied zwiſchen einem Franzoſen und einem Spanier in dieſem Punkte wiſſen wollt, ſo darf ich Euch nur das Liedchen ſagen, das dieſer Narr im Augenblick ſingt; er hat es ſo eben erſt gemacht.

Ardo y lloro sin sossiego:
Llorando y ardiendo tanto,
Que ni el llanto apaga el fuego,
Ni le fuego consume el llanto.

Mir brennt das Herz in Liebesglut,
Aus meinen Augen brechen Zähren;
Nicht löſchen kann die Thränenflut
Den Brand, und er ſie nicht verſehren.

„So drückt ſich ein Spanier aus, wenn er von ſeiner Dame mißhandelt wird; ein Franzoſe beklagte ſich neulich in ähnlichem Falle folgendermaßen:

Die Huldin, der mein Leben ich geweiht,
Verſchmäht empfindungslos mein treues Lieben;
Bei meinen Seufzern, meiner Traurigkeit
Iſt immerdar gleichgiltig ſie geblieben.
Kann wohl ein Loos wie meines grauſam ſeyn!
Nun denn! erhört ſie nicht mein Flehen,
Will auch den Tag ich nicht mehr ſehen!
Kommt, Freunde, ſcharret mich bei Payen ein.

„Dieſer Payen iſt vermuthlich ein Traiteur?“ fragte Kleophas. „Ganz richtig,“ antwortete der Teufel. „Nun wollen wir noch zu den andern Narren gehen.“ — „Lieber zu den weiblichen,“ ſagte Don Leandro, „ich bin äußerſt begierig, ſie zu ſehen.“ — „Das kann Euch werden,“ antwortete Asmodi; „doch ſind noch zwei bis drei unglückliche Männer da, die ich Euch vorher gern zeigen möchte. Wer weiß, ob ihre Geſchichte nicht belehrend für Euch ſeyn kann!

„Seht einmal gleich in der nächſten Zelle nach dem Guitarrenſpieler das blaſſe, abgezehrte, zähnefletſchende Geſicht, das die eiſernen Gitter vor ſeinem Fenſter freſſen zu wollen ſcheint. Es iſt ein ehrlicher Mann, aber unter einem ſo unglücklichen Geſtirne geboren, daß er mit allen möglichen Vorzügen und trotz zwanzigjähriger Bemühung ſich keinen ſichern Biſſen Brod erarbeiten konnte. Er kam von Sinnen, als er einen ſehr unbedeutenden Menſchen aus ſeiner Bekanntſchaft, der nichts als ein wenig rechnen konnte, ſich an einem Tage auf die Höhe des Glücksrads emporſchwingen ſah.

„Sein Nachbar, ein alter Secretär, iſt übergeſchnappt, weil er den Undank eines Herrn vom Hofe, dem er ſechzig Jahre gedient, nicht ertragen konnte. Der Eifer und die Treue dieſes Dieners verdient wirklich alles Lob; er forderte nie etwas und es war ihm genug, ſeine Dienſte und ſeinen

Fleiß ſprechen zu laſſen. Nur Schade, daß ſein Herr nicht der macedoniſche König Archelaus war, der abſchlug, wenn man bat, und gab, wenn man nicht bat; er ſtarb ohne ihn zu belohnen und hinterließ ihm kaum ſoviel, daß er den Reſt ſeines Lebens im tiefſten Elend und unter den Narren zubringen kann.

„Jetzt will ich Euch nur noch auf Einen aufmerkſam machen, denjenigen dort, der die Ellbogen auf ſein Fenſter geſtützt hat und in tiefes Nachdenken verſenkt zu ſeyn ſcheint. Ihr erblickt in ihm einen Sennor Hidalgo von Tafalla, einer kleinen Stadt in Navarra. Er kam nach Madrid, wo er ſein Vermögen wirklich ſehr gut angewendet hat. Er hatte nämlich die Wuth, alle Schöngeiſter kennen lernen und bewirthen zu wollen. Täglich waren bei ihm Schmauſereien und wiewohl die Autoren ein undankbares Geſchlecht ohne alle Lebensart ſind und ſich fortwährend über ihren Gaſtgeber luſtig machten, ſo ruhte er doch nicht eher, als bis er ſeine kleine Habe mit ihnen verjubelt hatte.“ — „Wahrſcheinlich,“ ſagte Zambullo, „iſt er dann aus Aerger närriſch geworden, weil er ſich auf eine ſo alberne Art ruinirt hat?“ — „Ganz im Gegentheil,“ antwortete Asmodi: „er wurde es deßwegen, weil er ſich außer Stand ſah, dies Leben fortzuſetzen.

„Jetzt zu den Damen!“ — „Wie?“ rief der Student, „ich ſehe ja bloß ſieben bis acht, es gibt alſo weit weniger als ich gedacht hätte.“ — „Die Närrinnen ſind nicht alle hier,“ antwortete der Dämon lächelnd. „Wenn Ihr es wünſchet, will ich Euch ſogleich in ein anderes Viertel der Stadt bringen, wo ein großes Haus ganz voll von ihnen iſt.“ — „Dies iſt nicht nöthig,“ antwortete Kleophas; „ich begnüge mich mit dieſen hier.“ — „Ihr habt Recht,“ verſetzte der Dämon; „es ſind faſt lauter Damen von Stande, wie Ihr ſchon aus ihrer feinen Wäſche ſehen könnt. Ich will Euch nun erklären, wie und warum ſie närriſch wurden.

„In der erſten Zelle wohnt die Frau eines Corregidors; ſie wurde aus Aerger närriſch, weil eine Dame vom Hof ſie ein Bürgersweib nannte. In der zweiten befindet ſich die Gemahlin des Generalſchatzmeiſters des Raths von Indien: ſie wurde närriſch, weil ſie in einer engen Gaſſe ihren Wagen zurückſchieben laſſen mußte, damit die Herzogin von Medina-Celi vorbeifahren konnte. In der dritten haust eine junge Wittwe aus einer Kaufmannsfamilie, die ihren Verſtand verloren hat, weil es ihr mit einem großen Herrn, den ſie zum Mann zu bekommen hoffte, fehlſchlug. In der vierten eine vornehme Dame, Namens Donna Beatrix, deren Unglück ich ausführlich erzählen muß.

Dieſe Dame hatte eine Freundin, Donna Mencia mit Namen, mit der ſie tagtäglich zuſammenkam. Ein hübſcher und galanter Ritter aus dem St. Jago-Orden machte Bekanntſchaft mit ihnen, und bald wurden aus Freundinnen Nebenbuhlerinnen; ſie kämpften lange um den Beſitz ſeines Herzens, das indeſſen mehr für Donna Mencia fühlte, ſo daß dieſe endlich ſeine Gemahlin wurde.

Donna Beatrix, welche die Zauberkraft ihrer Reize gar hoch anſchlug, ärgerte ſich gewaltig, daß ſie den Kürzern gezogen. Als gute Spanierin nährte ſie im Innerſten ihres Herzens bereits große Begierde nach Rache, als ſie von Don Jacinto de Romarata, ebenfalls einem Liebhaber von Donna Mencia, ein Billet erhielt, worin er ihr ſchrieb, die Heirath ſeiner Geliebten ſey ihm nicht weniger empfindlich als ihr, und er habe im Sinn, ſich mit dem Ritter, der ſie ihm entriſſen, zu ſchlagen.

Dieſer Brief war ihr ſehr willkommen, denn ſie verlangte den Tod des Sünders und hatte keinen ſehnlicheren Wunſch, als daß Don Jacinto ſeinen Nebenbuhler erlegen möchte. Während ſie nun voll Ungeduld dieſer chriſtlichen Genugthuung entgegen ſah, geſchah es zufällig, daß ihr Bruder

mit eben dieſem Jacinto in Streit gerieth und im Duell zwei Stiche von ihm bekam, an denen er auch ſtarb. Donna Beatrix wäre nun verpflichtet geweſen, den Mörder ihres Bruders gerichtlich zu verfolgen; ſie that es aber nicht, um Don Jacinto Zeit zu laſſen, den St. Jago-Ritter anzugreifen. Ein deutlicher Beweis, daß den Damen nichts ſo heilig und theuer iſt, als wobei ihre Schönheit in's Spiel kommt! Eben ſo handelte Pallas, als Ajax die Kaſſandra ſchändete; die Göttin beſtrafte den ruchloſen Griechen, der ihr Heiligthum entweiht hatte, nicht auf der Stelle; er mußte ſie zuvor wegen des Richterſpruches des Paris rächen helfen. Aber ach! Donna Beatrix war nicht ſo glücklich, als Minerva, und ſollte die Süßigkeit der Rache nicht koſten. Romarata fiel im Kampfe mit dem Ritter, und der Verdruß darüber hat die ſchöne Dame um ihren Verſtand gebracht.

„Die beiden folgenden Närrinnen ſind: die eine die Großmutter eines Advocaten, die andere eine alte Marquiſin. Die erſte machte durch ihre wunderlichen Launen ihrem Enkel das Leben ſo ſauer, daß er ſie endlich mit guter Manier hier untergebracht hat. Letztere war von jeher die Anbeterin ihrer eigenen Schönheit. Statt dem Alter mit Ergebung und Gelaſſenheit entgegen zu ſchauen, weinte ſie unaufhörlich, als ſie ihre Reize verblühen ſah, und endlich einmal, als ſie ſich in einem treuen Spiegel betrachtete, ſchnappte ſie über.“

„Dies iſt vielleicht noch ein Glück für ſie,“ ſagte Don Leandro; „in ihrer Verſtandeszerrüttung merkt ſie wohl nicht, welche Verwüſtungen die Zeit an ihr angerichtet hat?“ — „Ganz richtig,“ antwortete der Teufel; „ſie ſieht nicht die mindeſte Spur von Alter auf ihrem Geſichte, ſondern hält im Gegentheil ihren Teint für eine Miſchung von Lilien und Roſen. In ihrer Nähe ſind nichts als Grazien und Liebesgötter, mit Einem Wort, ſie bildet ſich ein, ſie ſey die leibhaftige Göttin Venus.“ — „Iſt ſie alſo,“ fragte der Muſenſohn, „nicht glücklicher in

ihrer Narrheit, als wenn ſie ihren wahren Zuſtand wüßte?" — „Zuverläſſig," antwortete Asmodi. „Nun haben wir nur noch eine einzige Dame zu beobachten; ſie wohnt in der letzten Zelle und iſt nach drei höchſt unruhigen Tagen und Nächten ſo eben endlich eingeſchlafen. Ihr Name iſt Donna Emerenciana. Betrachtet ſie genau und ſagt mir, was Ihr von ihr haltet." — „Ich finde ſie ſehr ſchön," antwortete Zambullo. „Ei wie ſchade, daß eine ſo hübſche Frau wahnſinnig ſeyn muß! Durch welches Unglück iſt ſie es geworden?" — „Hört mir aufmerkſam zu," antwortete Asmodi, „es iſt eine traurige Geſchichte.

Still und heiter lebte Donna Emerenciana, die einzige

Tochter des Don Wilhelm Stephani, im Hauſe ihres Vaters zu Siguenza, als Don Kimen de Lizana durch ſeine

Bemühungen, ihr zu gefallen, ihre Ruhe störte. Sie nahm die Huldigungen des Ritters nicht nur huldvoll auf, sondern war auch schwach genug, zu den listigen Erfindungen die Hand zu bieten, auf welche er verfiel, um mit ihr reden zu können. Bald schwuren sie einander ewige Treue.

An Geburt waren die beiden Liebenden sich gleich, nur daß das Fräulein für eine der besten Partien in ganz Spanien gelten konnte, während Don Kimen ein jüngerer Sohn war. Noch ein anderes Hinderniß stand ihrer Vereinigung entgegen. Don Wilhelm haßte die ganze Familie Lizana und ließ es nur zu deutlich merken, sobald die Rede auf sie fiel. Insbesondere schien er gegen Don Kimen noch mehr Widerwillen zu haben, als gegen seine übrige Familie. Emerenciana grämte sich sehr über diese feindselige Stimmung, die ihr für ihre Liebe nichts Gutes zu weissagen schien; gleichwohl überließ sie sich auf gut Glück dem süßen Triebe ihres Herzens und hielt nach wie vor geheime Zusammenkünfte mit ihrem Lizana, den eine Zofe von Zeit zu Zeit nächtlicher Weile in's Haus ließ.

In einer dieser Nächte geschah es, daß Don Wilhelm zufällig noch wachte, als der Liebhaber seiner Tochter in's Haus schlich. Er glaubte, in ihrem Zimmer, das nicht weit von dem seinigen war, ein Geräusch zu hören, und mehr bedurfte es nicht, um einen so argwöhnischen Vater in Unruhe zu versetzen. Zwar hatte Emerenciana Alles so geschickt eingeleitet, daß er keine Ahnung von ihrem Einverständnisse mit Don Kimen haben konnte, doch war es ihr nicht möglich gewesen, seinen Argwohn ganz einzuschläfern. Er stand leise auf, öffnete ein Fenster nach der Straße zu und hatte die Geduld, so lange hier zu warten, bis er Lizana, den er beim Mondschein erkannte, an einer seidenen Strickleiter vom Balkon hinabklettern sah.

Welch ein Anblick für Stephani, den rachgierigsten und blutdürstigsten aller Sizilianer! Indeß bemeisterte er

ſeinen Zorn, um nicht durch voreiliges Lärmſchlagen das vornehmſte Opfer ſeiner Rache zu verlieren. Er that ſich Gewalt an und wartete, bis ſeine Tochter aufgeſtanden war. Dann ging er zu ihr, und als ſie allein waren zog er ſeinen Dolch und redete ſie mit wuthfunkelnden Augen alſo an: „Unglückſelige, die du dich trotz deiner edlen Herkunft nicht entblödeſt, ein ehrloſes Leben zu führen, mache dich gefaßt, gerechte Strafe dafür zu leiden. Sieh, mit dieſem Dolche

nehme ich dir das Leben. wenn du nicht die Wahrheit geſtehſt. Sag', wer iſt der Verwegene, der heute Nacht in mein Haus kam, es zu entehren?"

Emerenciana erſchrack dermaßen über dieſe Drohungen und war ſo beſtürzt, daß ſie kein Wort vorbringen konnte. „Elende," fuhr der Vater fort, „dein Schweigen und deine Beſtürzung ſind mir nur zu deutliche Beweiſe für dein Verbrechen. Unwürdige Tochter, meinſt du, ich wiſſe von Allem nichts? Ich habe den Verwegenen heute Nacht geſehen, ich habe Don Kimen erkannt; es war dir nicht genug, einen Mann bei Nacht in dein Zimmer zu laſſen: dieſer Mann mußte auch noch mein bitterſter Feind ſeyn. Doch ich will wiſſen, wie weit er es getrieben hat: ſprich ohne Hehl; nur durch Aufrichtigkeit kannſt du dem Tode entgehen."

Der armen Emerenciana leuchtete in dieſen letzten Worten ein Strahl von Hoffnung; ſie faßte ſich ein wenig und antwortete ihrem Vater alſo: „Sennor, ich habe mich nicht erwehren können, Lizana anzuhören, aber der Himmel ſey Zeuge von der Reinheit ſeiner Abſichten. Da er weiß, daß Ihr ſeine Familie haſſet, ſo hat er es noch nicht gewagt, um Eure Einwilligung zu bitten. Nur, um uns über die Mittel, wie dieſe zu erhalten ſeyn möchte, berathen zu können, habe ich ihm bisweilen erlaubt hierher zu kommen." — „Und wer trägt eure Briefe hin und her?" fragte Stephani; „Einer Eurer Pagen," antwortete ſeine Tochter. „Mehr verlange ich nicht zu wiſſen," erwiderte der Vater; „jetzt handelt es ſich nur noch darum, den Plan, den ich mir entworfen habe, auszuführen." Sofort zwang er ſie, fortwährend den Dolch in der Hand, ihrem Geliebten folgendes Billet zu ſchreiben, das er ihr diktirte:

„Theuerſter Gemahl, einzige Freude meines Lebens, ich melde Euch, daß mein Vater ſoeben auf ſein Gut abgereist iſt und erſt morgen zurückkommen wird. Benutzet dieſe Gelegenheit; ich ſchmeichle mir, daß Ihr der Nacht mit gleicher Ungeduld entgegenſehen werdet, wie ich."

Nachdem Emerenciana dieſes verrätheriſche Billet geſchrieben und verſiegelt hatte, ſagte Don Wilhelm weiter

zu ihr: „Jetzt laß den Pagen kommen, der ſein Aemtchen ſo gut verſieht, und befiehl ihm, dieſes Schreiben an Don Kimen zu überbringen. Hoff' indeß nicht, mich zu hintergehen. Ich werde mich hier in deinem Zimmer verſtecken, aber ſo, daß ich dich beobachten kann, wenn du es ihm befiehlſt. Sagſt du ihm nur ein Wörtchen oder gibſt du ihm den kleinſten Wink, der ihm die Botſchaft verdächtig machen könnte, ſieh, dieſen Dolch ſtoße ich dir ſogleich in's Herz." Emerenciana kannte ihren Vater zu gut, als daß ſie ihm Gehorſam hätte verſagen können. Sie gab alſo dem Pagen das Billet wie gewöhnlich.

Stephani ſteckte nun ſeinen Dolch wieder ein, ging aber den ganzen Tag ſeiner Tochter nicht von der Seite, ließ ſie mit keiner Seele reden und machte es ihr auf dieſe Art unmöglich, den armen Lizana vor der Schlinge zu warnen, die ihm gelegt wurde. Der junge Mann ſtellte ſich pünktlich zum Rendezvous ein. Kaum aber war er im Hauſe ſeiner Geliebten, als er ſich auf einmal von drei kräftigen Burſchen

angepackt fühlte. Sie entwaffneten ihn, ohne daß er ſich ihrer erwehren konnte, ſtopften ihm ein Tuch in den Mund,

verbanden ihm die Augen und knebelten ihm die Hände auf den Rücken. In diesem Zustand schleppten sie ihn in eine schon dazu bestellte Kutsche, stiegen zur Sicherheit alle Drei selbst mit hinein und brachten ihn auf Stephani's Landhaus zu Miedes, einem Dorfe vier kleine Meilen von Siguenza. Bald darauf folgte in einem andern Wagen Don Wilhelm mit seiner Tochter, zwei Kammermädchen und einer mürrischen Duenna nach, die er am selben Nachmittage in seine Dienste genommen hatte. Auch seine übrigen Leute nahm er alle mit, bis auf einen alten Bedienten, der von Lizana's Wegschleppung nichts wußte.

Sie kamen Alle vor Tagesanbruch nach Miedes. Hier war Stephani's erstes Geschäft, den armen Don Kimen in einen gewölbten Keller einsperren zu lassen, der nur durch eine ganz schmale Oeffnung ein spärliches Licht erhielt. Hierauf befahl er seinem vertrauten Bedienten Julio, dem Gefangenen keine andere Nahrung zu geben, als Wasser und Brod, und zur Lagerstätte eine Schütte Stroh. So oft er ihm seine Nahrung bringe, solle er jedesmal zu ihm sagen: „Siehst du, niederträchtiger Verführer, so thut Don Stephani denjenigen, die frech genug sind, ihn zu beschimpfen.“ Nicht minder hart behandelte der grausame Sizilianer seine Tochter. Er sperrte sie in eine Kammer, die keine Aussicht in's Freie hatte, nahm ihr ihre Kammermädchen und gab ihr als Kerkermeisterin die neue Duenna, die ihres Gleichen nicht hatte, wenn es darauf ankam, arme Mädchen zu quälen.

So verfuhr er also mit den beiden Liebenden; allein es sollte dabei sein Bewenden nicht haben. Er hatte Don Kimens Tod beschlossen, wollte sich aber zugleich vor aller Strafe sichern und dies schien ihm keine leichte Aufgabe zu seyn. Da er den Cavalier durch seine Bedienten hatte fortschleppen lassen, so konnte er sich nicht schmeicheln, daß eine That, die so viele Mitwisser hatte, lange ein Geheimniß bleiben würde.

Mit den Gerichten wollte er auch nichts zu ſchaffen haben, und was ſollte er alſo thun? Er nahm ſeine Maßregeln als hartgeſottener Böſewicht. Er ließ alle ſeine Mitſchuldigen in einem von dem Schloſſe abgeſonderten Hauſe zuſammenkommen, erklärte ihnen ſeine ungemeine Zufriedenheit mit ihrem Eifer und ſagte zugleich, zum Beweis ſeiner Erkenntlichkeit wolle er ihnen ein gutes Mahl veranſtalten und jedem eine anſehnliche Summe Geldes ſchenken. Sie mußten ſich nun an eine Tafel ſetzen und während ſie im beſten Schmauſen waren, vergiftete ſie Julio auf ſeinen Befehl; hierauf legten Herr und Diener mit einander Feuer im Hauſe an und ehe noch die Bauern zu Hülfe kommen konnten, ermordeten ſie

Emerenciana's beide Kammermädchen ſammt dem ſchon erwähnten kleinen Pagen, deren Leichname ſie hierauf unter die übrigen warfen. Bald wurde das ganze Haus von den Flammen ergriffen und trotz aller Bemühungen der Bauern in einen Aſchenhaufen verwandelt. Ihr hättet ſehen ſollen, wie verzweiflungsvoll ſich der tückiſche Sizilianer geberdete; er ſchien ganz untröſtlich über den Tod ſeiner Bedienten.

Als er ſich nun auf dieſe Art der Verſchwiegenheit Aller, die ihn verrathen konnten, verſichert hatte, ſagte er zu ſeinem Vertrauten: „Jetzt bin ich ruhig, lieber Julio; ich kann den verfluchten Don Kimen umbringen, wann es mir gefällt; ehe ich ihn aber meiner Ehre opfere, will ich zuvor noch die Wonne haben, ihn leiden zu ſehen. Das Elend und das Grauenvolle langer Gefangenſchaft werden für ihn peinigender ſeyn als der Tod.“ In der That weinte auch Lizana unaufhörlich über ſein Unglück, und da er auf keine Erlöſung hoffen konnte, ſo wünſchte er nur, durch ein baldiges Ende von ſeinen Leiden befreit zu werden.

Stephani ſeinerſeits hoffte nach dieſer That vergebens, ſeine Seelenruhe wieder erlangen zu können. Nach drei Tagen quälte ihn eine neue Angſt: er fürchtete nämlich, Julio möchte, wenn er dem Gefangenen ſein Eſſen bringe, ſich durch Verſprechungen gewinnen laſſen; deßhalb beſchloß er den Tod des Einen zu beſchleunigen und ſodann den Andern mit dem Piſtole zuſammen zu ſchießen. Auf der andern Seite war auch Julio nicht ohne Mißtrauen. Er dachte, ſein Herr könnte nach Lizana's Ermordung wohl auf den Gedanken kommen, auch ihn ſeiner Sicherheit aufzuopfern, und nahm ſich daher vor, des Nachts einmal zu entwiſchen und Alles, was ſich leicht fortſchaffen ließe, mitzunehmen.

Solche Plänchen ſchmiedeten die beiden Ehrenmänner ganz im Stillen für ſich, als ſie eines Tags hundert Schritte vom Schloſſe auf einmal von fünfzehn bis zwanzig Häſchern der heiligen

Hermandad überraſcht und mit dem Rufe: „Im Namen des Königs!“ umzingelt wurden. Bei dieſem Anblick erblaßte Don Wilhelm und entſetzte ſich; doch faßte er ſich bald wieder und fragte den Anführer der Häſcher, wen er ſuche? „Niemand anders, als Euch ſelbſt,“ antwortete der Häſcher; „es liegt die Klage gegen Euch vor, Ihr habet den Don Kimen de Lizana fortſchleppen laſſen. Ich habe nun Befehl, genaue Nachſuchung in Euerm Schloſſe anzuſtellen und mich ſogar Eurer Perſon zu verſichern.“ Stephani, der ſein Verderben vor Augen ſah, wurde wüthend, zog zwei Piſtolen aus der Taſche und erklärte, er werde nicht zugeben, daß man ihm ſein Haus durchſuche, ſondern im Gegentheil den Anführer über den Haufen ſchießen, wenn er ſich nicht alsbald mit ſeiner Schaar zurückziehe. Der Anführer der heiligen Brüderſchaft verachtete dieſe Drohung und ging auf den Sizilianer zu, der ein Piſtol nach ihm abfeuerte und ihn im Geſicht verwundete. Dies kam jedoch den Verwegenen theuer zu ſtehen, denn zwei oder drei Häſcher gaben, um ihren Hauptmann zu rächen, ſogleich Feuer auf ihn, ſo daß er todt zu Boden ſtürzte. Julio ließ ſich ohne Widerſtand gefangen nehmen; man brauchte ihn nicht lange zu fragen, ob Don Kimen im Schloß ſey, er geſtand Alles, ſchob jedoch, als er ſeinen Herrn todt ſah, die ganze Schuld auf ihn.

Endlich führte er den Befehlshaber ſammt ſeinen Häſchern in den Keller, wo ſie den armen Lizana, gefeſſelt und geknebelt, auf Stroh liegen ſahen. Der Unglückliche, der in beſtändiger Todesangſt ſchwebte, glaubte nicht anders, als daß dieſe viele Bewaffneten kommen, um ihn zu tödten. Welch angenehme Ueberraſchung daher, als er erfuhr, daß die vermeintlichen Henker ihn befreien wollten! Als ſie ihn losgebunden und aus dem Keller geführt hatten, dankte er ihnen für ſeine Befreiung und fragte ſie, wie ſie ſeine Gefangenſchaft im Schloſſe erfahren hätten. „Das will ich Euch mit wenigen Worten erzählen,“ ſagte der Kommandant.

„In der Nacht, als Ihr fortgeſchleppt wurdet, war einer von Euren Räubern, der ein paar Schritte von Don Wilhelms Hauſe eine Liebſchaft hatte, unvorſichtig genug, ihr beim Abſchied Stephani's Vorhaben zu entdecken. Das Mädchen behielt dieſe Sache zwei oder drei Tage für ſich; als ſich aber in Siguenza das Gerücht von dem Brande in Miedes verbreitete und es Jedermann ſehr ſeltſam vorkam, daß ſämmtliche Bediente des Sizilianers bei dieſem Unglück umgekommen ſeyn ſollen, ſo kam ſie auf den Gedanken, dieſe Feuersbrunſt könnte wohl ein Werk Stephani's ſeyn. Um nun ihren Geliebten zu rächen, ging ſie zu Don Felix, Euerm Herrn Vater, und erzählte ihm Alles, was ſie wußte. Don Felix erſchrack gewaltig über die Nachricht, daß Ihr in der Gewalt eines Mannes ſeyet, der zu Allem fähig war. Er führte das Mädchen zum Corregidor, der nach einem kurzen Verhör ſich

dahin aussprach, Stephani werde Euch lange und grausame Martern erstehen lassen, und ohne Zweifel sey er auch der teuflische Urheber der Feuersbrunst. Um nun der Sache auf den Grund zu kommen, schickte er mir heute früh nach Retortillo, wo ich stationirt bin, Befehl, zu Pferde zu steigen, mich mit meiner Brigade auf das Schloß zu verfügen, Euch aufzusuchen, und Don Wilhelm todt oder lebendig zurück zu bringen. In Ansehung Eurer habe ich meinen Auftrag glücklich vollzogen, aber sehr leid thut es mir, daß ich den Bösewicht nicht lebendig nach Siguenza liefern kann. Er hat uns durch seinen Widerstand genöthigt, ihn zu tödten."

„Jetzt aber, Sennor Caballero," fuhr der Alguazil fort, „will ich über Alles, was hier vorgegangen ist, ein Protokoll aufsetzen; dann wollen wir schnell abreisen, denn Ihr sehnet Euch ohne Zweifel sehr darnach, Eure Familie aus ihrer Unruhe zu reißen?" — „Nur noch eine kleine Geduld," rief Julio, „ich kann Euch gar viel sagen, was auch in Euer Protokoll passen wird: es gibt noch einen Gefangenen zu befreien: Donna Emerenciana ist in eine dunkle Kammer eingesperrt, wo eine unbarmherzige Duenna ihr unaufhörlich mit kränkenden Worten das Leben verbittert und keinen Augenblick Ruhe läßt." — „Gerechter Gott!" rief Lizana, „dem grausamen Stephani war es also nicht genug, mich allein seine Unmenschlichkeit fühlen zu lassen. Geschwind, geschwind! laßt uns die Unglückliche von der Tyrannei ihrer Aufseherin befreien."

Hierauf führte Julio den Alguazil und Don Kimen nebst fünf bis sechs Häschern nach der Kammer, wo Don Wilhelms Tochter eingekerkert war. Sie pochten an die Thüre, die Duenna öffnete. Ihr könnt Euch denken, welch Entzücken sich Lizana von dem Wiedersehen seiner Geliebten versprach, woran er bereits verzweifelt hatte. Er faßte jetzt neue Hoffnungen, ja er glaubte zuverlässig an sein Glück, da die einzige Person, die Einsprache thun konnte, nicht mehr lebte.

Kaum erblickte er ſeine Emerenciana, als er ſich zu ihren Füßen ſtürzte: allein wer vermöchte ſeinen Schmerz zu beſchreiben,

als er ſtatt einer Geliebten, die ſein Entzücken theilen ſollte, eine Wahnſinnige fand! Die Duenna hatte ſie ſo lange gequält, bis ſie von Sinnen gekommen war. Sie war lange in düſteres Nachdenken verſunken, dann aber kam ſie auf einmal auf den Wahn, als wäre ſie die ſchöne Angelika, die in der Feſtung Albaraka von den Tartaren belagert wurde, und betrachtete alle die Männer, die in ihr Zimmer kamen, als Paladine, die zu ihrer Unterſtützung erſchienen ſeyen. Den Anführer der heiligen Brüderſchaft hielt ſie für Roland, Lizana für Brandimar, Julio für Hubert mit dem Löwen, die Häſcher aber waren Antifort, Clarion, Adrian und die beiden Söhne Oliviers. Sie empfing ſie mit vieler Höflichkeit und ſagte zu ihnen: „Ihr tapfern Ritter, jetzt fürchte ich Niemand mehr, weder den Kaiſer Agrigant, noch die Königin Marphiſa. Eure Tapferkeit vermag mich vor allen Kriegern des Erdkreiſes zu ſchützen.“

Bei dieſer ſeltſamen Anrede konnten ſich die Häſcher und ihr Anführer des Lachens nicht enthalten. Ganz anders war es Don Kimen zu Muthe: er war tief gebeugt, die Geliebte ſeines Herzens in dieſem elenden Zuſtande zu ſehen, und es fehlte nicht viel, ſo wäre er auch wahnſinnig geworden. Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, daß ſie wieder zu ſich kommen könnte, und ſagte in zärtlichem Tone zu ihr: „Meine theuerſte Emerenciana, erkennt Ihr denn Euern Lizana nicht mehr? Unſere Leiden ſind jetzt zu Ende; der Himmel will zwei Herzen, die er für einander geſchaffen hat, nicht länger trennen, und Euer grauſamer Vater, der uns ſo ſehr quälte, kann uns nicht mehr im Wege ſtehen.“

Darauf antwortete die Tochter des Königs Galafron abermals mit einer Anrede an die tapfern Vertheidiger der Burg Albaraka, welche jetzt doch nicht mehr darüber lachten. Selbſt der Anführer der Häſcher, ſonſt ein ſehr harthäutiger Kamerad, fühlte ein menſchliches Rühren und ſagte zu Don Kimen, der in dumpfen Schmerz verſunken daſtand: „Sennor Caballero, gebt nicht alle Hoffnung auf, das Fräulein kann vielleicht noch gerettet werden. Es gibt geſchickte Aerzte in Siguenza. Doch wollen wir uns nicht länger hier aufhalten. Ihr, Hubert mit dem Löwen,“ fügte er gegen Julio hinzu, „wißt, wo die Ställe dieſer Burg ſind; führt Antifort und die beiden Söhne Oliviers dahin, ſucht die beſten Pferde aus und ſpannt ſie an den Wagen der Prinzeſſin. Ich will indeß mein Protokoll aufſetzen.“

So ſprechend zog er ſein Schreibzeug und Papier aus der Taſche, und als er fertig war, bot er Angelika die Hand, um ſie in den Hof hinab zu führen, wo ſie in Folge des Dienſteifers der Paladine einen mit vier Mauleſeln beſpannten Wagen bereit fand. Er ſtieg mit dem Fräulein und Don Kimen hinein und ließ auch die Duenna mitfahren, da er glaubte, der Corregidor werde ſie gerne verhören wollen.

Julio wurde in Ketten geſchlagen und nebſt dem Leichnam des Don Stephani in einem andern Wagen fortgeſchafft. Die Häſcher ſetzten ſich nun wieder zu Pferde und ſo ging der Zug fort nach Siguenza.

Unterwegs ſagte Stephani's Tochter noch mancherlei Albernheiten, die für ihren Liebhaber eben ſo viele Dolchſtiche waren. Er konnte die Duenna nicht ohne Zorn anſehen. „Ihr, grauſames Weib," ſagte er oft, „Ihr ſeyd an Allem Schuld. Ihr habt durch Eure Verfolgungen die arme Emerenciana auf's Aeußerſte getrieben und um ihren Verſtand gebracht." Die Alte rechtfertigte ſich mit heuchleriſchen Thränen und ſchob Alles auf den Verſtorbenen. „Don Wilhelm," ſagte ſie, „hat ganz allein dieſen Jammer angerichtet: er war gar zu hart und erſchreckte das arme Mädchen jeden Augenblick ſo ſehr mit Drohungen, daß ſie endlich wahnſinnig werden mußte."

Als ſie nach Siguenza kamen, ging der Häſcher zum Corregidor, um ihm Bericht abzuſtatten. Dieſer verhörte ſogleich Julio und die Duenna und ſchickte darauf Beide in das Stadtgefängniß, wo ſie noch ſind. Auch Lizana wurde vernommen, verabſchiedete ſich aber bald, um zu ſeinem tiefgebeugten Vater zurückzukehren und ihm nach langer Betrübniß die Freude des Wiederſehens zu bereiten. Die unglückliche Emerenciana ließ der Corregidor nach Madrid bringen, wo ſie einen Oheim von mütterlicher Seite hat. Dieſer vortreffliche Vetter, der keinen ſehnlichern Wunſch hatte, als das Vermögen ſeiner Nichte verwalten zu dürfen, wurde zu ihrem Vormund ernannt. Da er ſich ehrenhalber den Anſchein geben mußte, als läge ihm Alles an ihrer Wiederherſtellung, ſo wandte er ſich an die berühmteſten Aerzte und hatte auch keine Urſache, dies zu bereuen; ſie verſchwendeten ihr Latein umſonſt und erklärten dann die Krankheit als unheilbar. Auf ihren Ausſpruch hin hat nun der Vormund ſeine Pflegbefohlene hier einſperren laſſen, wo ſie allem Anſchein nach den Reſt ihrer Tage verbleiben wird."

„Gerechter Gott!“ rief Don Kleophas, „das iſt wirklich ſehr traurig. Donna Emerenciana hätte ein beſſeres Loos verdient. Und was iſt denn aus Don Kimen geworden? Ich bin ſehr neugierig, was er angefangen hat.“ — „Das Vernünftigſte, was hier zu thun war,“ antwortete Asmodi; „als er ſah, daß ſich an der Sache nichts mehr ändern ließe, iſt er nach Neuſpanien geſegelt. Er hofft ſich durch Reiſen zu zerſtreuen und nach und nach eine Dame zu vergeſſen, an die er aus Liebe zu ſeiner Vernunft und Ruhe nicht mehr denken darf..... Doch,“ fuhr der Dämon fort, „ich habe Euch jetzt genug eingeſperrte Narren gezeigt, nun ſollt Ihr auch ſolche zu ſehen bekommen, welche eingeſperrt zu werden verdienten.

Zehntes Kapitel.

Dessen Stoff unerschöpflich ist.

Gehen wir nun einmal wieder nach der Stadt, ob wir nicht Leute entdecken, die wohl werth wären, hier eine Stelle einzunehmen: ich will Euch dann näher mit ihnen bekannt machen. Da kommt schon Einer, den wir nicht hinauslassen dürfen. Es ist ein junger Ehemann. Vor acht Tagen hörte er viel von den Koketterien einer Abenteurerin sprechen, in die er sich vergafft hatte; voll Wuth lief

er zu ihr hin, zerſchlug einen Theil ihrer Möbel, warf die andern zum Fenſter hinaus, und den Tag darauf führte er ſie zum Altar." — „Dieſer Mann," ſagte Zambullo, „verdient offenbar die erſte Stelle, welche erledigt wird."

„Sein Nachbar," fuhr Asmodi fort, „iſt nicht viel geſcheiter. Er iſt ein Junggeſelle von fünfundvierzig Jahren, hat Vermögen genug, um davon leben zu können, und will durchaus in einen Herrendienſt gehen. Ei, da bemerke ich ja auch die Wittwe eines Rechtsgelehrten. Die gute Frau hat ſechzig volle Jahre auf dem Rücken; vor einigen Tagen iſt ihr Mann geſtorben und nun will ſie in ein Kloſter gehen, um, wie ſie ſagt, ihren Ruf vor böſen Zungen zu ſchützen.

„Auch zwei Jungfern erblicke ich, oder vielmehr zwei Mädchen von fünfzig Jahren. Sie flehen zum Himmel, daß er die Güte haben möge, ihren Vater abzurufen, der ſie noch ebenſo eingeſchloſſen hält, wie in ihrem ſechzehnten Jahre; ſie hoffen nämlich mit Beſtimmtheit, nach ſeinem Tode artige Männer zu finden, die ſie aus Neigung heirathen werden." — „Warum nicht?" ſagte der Student, „es gibt wohl ſo ſonderbare Käuze." — „Allerdings," antwortete Asmodi, „ſie können wohl noch Männer finden, aber ſie ſollten ſich nicht damit ſchmeicheln. Eben darin beſteht ihre Narrheit.

„Es wird nicht wohl ein Land geben, wo die Frauen in Beziehung auf ihr Alter ehrlich ſind. Vor etwa einem Monate mußten in Paris ein Mädchen von achtundvierzig und eine Frau von neunundſechzig Jahren vor einem Commiſſär erſcheinen, um für eine ihnen befreundete Wittwe, deren Tugend angegriffen wurde, Zeugniß abzulegen. Der Commiſſär vernahm zuerſt die Verheirathete und fragte nach ihrem Alter. Obſchon ihr nun der Taufſchein auf die Stirne geſchrieben war, ſo ſagte ſie dennoch keck und dreiſt, ſie ſey erſt vierzig Jahre alt. Nachdem er ſie verhört hatte, wandte er ſich an die Ledige und fragte: „Wie alt ſeyd Ihr, mein Fräulein?" — „Wir wollen auf

andere Fragen übergehen, Herr Commiſſär," antwortete ſie, „darnach muß man uns nicht fragen." — „Was fällt Euch ein?" verſetzte er, „wißt Ihr nicht, daß bei Gericht....." — „Ei, was geht das die Gerichte an, wie alt ich bin?" unterbrach ſie ihn haſtig. „Darum haben ſie ſich nicht zu bekümmern." — „Aber," ſagte der Commiſſär, „ich kann ja Eure Ausſage nicht annehmen, wenn Euer Alter nicht angegeben iſt; dies wird

ganz unumgänglich erfordert." — „Nun, wenn es denn durchaus ſeyn muß," ſagte ſie, „ſo ſeht mich einmal genau an und bemerkt dann mein Alter auf gut Gewiſſen."

Der Commiſſär ſah ſie an und war galant genug, ihr nur achtundzwanzig Jahre zu geben. Hierauf fragte er ſie, ob ſie die Wittwe ſchon lange kenne. — „Ja," antwortete ſie, „ſchon vor ihrer Verheirathung." — „Demnach, verſetzte er, „hätte ich Euer Alter falſch beurtheilt; ich habe Euch bloß achtundzwanzig Jahre gegeben und die Wittwe hat ſich vor neunundzwanzig verheirathet." — „Nun gut!" rief das Mädchen, „ſo ſchreibt dreißig, ich habe ja die Wittwe möglicher Weiſe ſchon als einjähriges Kind gekannt." — „Das läßt ſich nicht wohl annehmen, ſchreiben wir noch ein Dutzend hinzu." — „Um Gottes willen nicht!" ſagte ſie; „Alles, was ich zur Befriedigung des Gerichts thun kann, iſt, daß ich noch ein Jahr zugebe, auch nicht einen Monat mehr, und wenn meine Ehre darauf beruhte."

Auf dem Heimweg ſagte die Verheirathete zur Ledigen: „Seht doch einmal dieſen Gimpel, der uns für dumm genug hält, ihm unſer Alter richtig anzugeben. Schlimm genug, daß es im Taufbuche ſteht; er braucht es nicht auch noch in ſeine Papiere zu ſchreiben, damit Jedermann es erfährt. Das wäre doch höchſt angenehm für uns, wenn öffentlich vor Gericht abgeleſen würde: Madame Richard, ſo und ſo viel ſechzig Jahre alt, und Jungfer Perinella, achtundvierzig Jahre alt, bezeugen das und das. Ich muß lachen darüber, ich habe zwanzig Jahre unterſchlagen: Ihr habt wohl daran gethan, es eben ſo zu machen."

„Wie meint Ihr das?" antwortete die Jungfer in auffahrendem Tone. „Eure gehorſamſte Dienerin, Madame, ich bin höchſtens fünfunddreißig Jahre alt." — „Ha ha, mein liebes Kind," antwortete die Andere boshaft, „wem wollt Ihr das weismachen? Ich war dabei, als Ihr geboren wurdet, und das iſt ſchon lange Zeit her. Ich erinnere mich auch Euern Vater geſehen zu haben: als er ſtarb, war er nicht mehr jung, und nun iſt er ſeit etwa vierzig Jahren todt." — „O mein

Vater," fiel ihr die Jungfer, ärgerlich über die Freimüthigkeit der Andern, ſchnell in's Wort; „als mein Vater meine Mutter heirathete, ſo war er ſchon ſo alt, daß er keine Kinder mehr zeugen konnte."

„Nicht weit davon — fuhr der Dämon fort, — bemerke ich zwei Menſchen, die auch nicht beſonders geſcheit ſind. Der eine iſt ein Mutterſöhnchen, der ſein Geld weder zuſammenhalten, noch ohne Geld leben kann; nun iſt er auf ein gutes Mittel gerathen, immer bei Kaſſe zu ſeyn. Wenn er gerade viel beiſammen hat, ſo kauft er Bücher, und ſobald er auf dem Trocknen iſt, ſchlägt er ſie um die Hälfte des Ankaufspreiſes wieder los. Der Andere iſt ein fremder Portraitmaler, hauptſächlich für das ſchöne Geſchlecht. Er iſt geſchickt, ſeine Zeichnung iſt richtig, ſein Colorit vortrefflich und dabei trifft er auf's Haar. Allein er ſchmeichelt nicht und bildet ſich dennoch ein, man werde ihn ſehr ſuchen. Inter stultos referatur."

„Wie!" rief der Student, „Ihr ſprecht auch lateiniſch?" — „Darüber dürft Ihr Euch nicht wundern," antwortete der Teufel: „ich verſtehe alle Sprachen aus dem Ff; ich kann hebräiſch, türkiſch, griechiſch, arabiſch, was man nur will, und dennoch bilde ich mir nichts darauf ein und bin nichts weniger als ein Pedant. Dieſen Vorzug habe ich vor Euren gelehrten Schulfüchſen voraus.

„In dem großen Hotel hier linker Hand werdet Ihr eine kranke Dame ſehen und mehrere Frauen, die ihrer warten. Es iſt die Wittwe eines berühmten und reichen Baumeiſters und auf die abgeſchmackteſte Art adelſtolz. Sie hat ſo eben ihr Teſtament gemacht. Ihr ungeheures Vermögen hinterläßt ſie Perſonen vom höchſten Rang, die ſie nicht einmal kennen, bloß wegen der großen Namen, welche ſie führen. Man hat ſie gefragt, ob ſie einem gewiſſen Manne, der ihr bedeutende Dienſte geleiſtet hat, nicht auch etwas ausſetzen wolle? „Ach

nein," antwortete ſie mit trauriger Miene; „es thut mir zwar leid, allein es iſt nicht möglich. Ich bin nicht ſo undankbar, meine Verbindlichkeit gegen ihn verkennen zu wollen; allein er iſt aus dem Pöbel und es wäre eine Schande für mich, wenn ſein Name in meinem Teſtamente ſtünde."

„Sennor Asmodi," unterbrach hier Leandro den Kleinen, „ſagt mir doch einmal, ob der alte Mann, den ich dort in einem Cabinete leſen ſehe, nicht auch ein Plätzchen hier verdiente." — „Ganz gewiß," antwortete der Dämon: „es iſt ein alter Licentiat, der einen Druckbogen von einem Buche lieſt, das er unter der Preſſe hat." — „Vermuthlich ein moraliſches oder theologiſches Werk?" fragte Don Kleophas. — „Nein," antwortete Asmodi, „es ſind luſtige Gedichte, die er in ſeiner Jugend gemacht hat. Statt ſie zu verbrennen oder wenigſtens mit ſich zu Grabe gehen zu laſſen, gibt er ſie noch bei ſeinen Lebzeiten heraus, aus Furcht, ſeine Erben möchten nach ſeinem Tode in Verſuchung gerathen, ſie bekannt zu machen, und aus ſchuldiger Rückſicht für ſein Andenken ihnen alles Salz und alle Anmuth nehmen.

„Es wäre nicht recht, wenn ich ein Dämchen vergeſſen wollte, das bei dem Licentiaten wohnt; ſie iſt ſo vollkommen überzeugt, daß ſie allen Männern gefalle, daß ſie Jeden, der nur einmal ein Wörtchen mit ihr geſprochen hat, in das Verzeichniß ihrer Liebhaber einträgt.

„Jetzt kommen wir zu einem reichen Canonicus, den ich zwei Schritte von da ſehe. Ein ganz beſonderer Heiliger! er lebt äußerſt frugal, aber nicht um ſich zu kaſteien und auch nicht aus Mäßigkeit; er hält keine Equipage, aber nicht aus Geiz." — „Ei warum hält er denn ſeine Sachen ſo zuſammen?" — „Um Geld aufzuhäufen." — „Was will er damit thun? etwa Almoſen austheilen?" — „Nein, er kauft Gemälde, koſtbare Möbel und Schmuckſachen zuſammen. Und meint Ihr vielleicht, er wolle dies Alles, um ſich ſein Leben angenehm

zu machen? Ganz und gar nicht: er will bloß ſein Inventarium damit zieren." — „Ihr tragt wohl etwas zu dick auf," ſagte Zambullo, „wie kann man annehmen, daß es einen ſolchen Narren gebe?" — „Und doch," verſetzte der Dämon, „iſt es wirklich ſo, er hat nun einmal dieſe Grille; ſein angenehmſter Gedanke iſt, man werde dereinſt ſein Inventar bewundern. Hat er z. B. ein ſchönes Schreibepult gekauft, ſo läßt er es gar ſäuberlich einpacken und in der Möbelkammer aufheben, damit die Trödler, die es nach ſeinem Tode kaufen werden, es noch für ganz neu halten ſollen.

„Bei einem ſeiner Nachbarn iſt es ebenfalls nicht richtig unter der Kappe: es iſt ein alter Hageſtolz, der vor Kurzem von den Philippiniſchen Inſeln nach Madrid kam mit einer reichen Erbſchaft, die ihm ſein Vater, weiland Auditor bei der Audiencia zu Manilla, hinterlaſſen hat. Er führt eine ganz abſonderliche Lebensweiſe. Den ganzen Tag ſieht man ihn in den Vorzimmern des Königs und des erſten Miniſters ſtehen. Ihr dürft ihn nicht für einen Ehrgeizigen halten, der um einen hohen Poſten nachſucht; er wünſcht ſich gar keinen und verlangt auch ſonſt nichts. Alſo, werdet Ihr ſagen, geht er nur hin, um ſeine Aufwartung zu machen? Noch weniger. Er ſpricht niemals mit dem Miniſter; er iſt ihm gar nicht bekannt und wünſcht es auch nicht zu werden." — „Was hat er denn für eine Abſicht?" — „Er möchte gern die Leute auf den Glauben bringen, daß er etwas gelte."

„Ein drolliger Burſche!" rief der Student laut auflachend; „viel Mühe um nichts! Er gehört mit Recht auf die Liſte der Narren, die noch nicht eingeſperrt ſind." — „O," verſetzte Asmodi, „ich kann Euch noch eine Menge Anderer zeigen, denen Ihr kein Quentchen Verſtand mehr zutrauen dürft. Seht einmal dort in dem großen Hauſe, wo ſo viele Wachskerzen ſchimmern, die drei Herren und die zwei Damen, die um einen Tiſch ſitzen. Sie haben mit einander ſoupirt

und ſpielen jetzt Karten, um die Nacht vollends hinzubringen; dann werden ſie auseinander gehen. So leben dieſe Herren und Damen beſtändig! Jeden Abend kommen ſie regelmäßig zuſammen, verlaſſen ſich erſt mit Anbruch der Morgenröthe und ſchlafen dann, bis der Tag der Dunkelheit wieder weichen muß. Dem Anblick der Sonne und den Schönheiten der Natur haben ſie längſt entſagt. Wenn man ſie ſo mit Lichtern umgeben ſieht, ſo könnte man ſie für Todte halten, die ihren Leichenzug erwarten." — „Dieſe Narren," ſagte Don Kleophas, „braucht man nicht einzuſperren, ſie ſind es bereits."

„Dort," ſagte der Dämon, „ſehe ich in den Armen des Schlafs einen Mann, den ich wohl leiden mag und der auch mir ſehr zugethan iſt; ein Herrchen ganz nach meinem Herzen. Es iſt ein alter Baccalaureus, und der Gott, den er anbetet, iſt das ſchöne Geſchlecht. Sobald Ihr ihm von einer hübſchen Dame ſagt, könnt Ihr Freude und Wohlgefallen aus ſeinen Augen leuchten ſehen. Sagt Ihr ihm, ſie habe einen zartgeſchnittenen Mund, roſenrothe Lippen, Zähne von Elfenbein und eine Haut wie Alabaſter; kurz, malt Ihr ihm die Schöne Zug für Zug, dann ſeufzt er bei jedem Zuge, verdreht die Augen, die Wolluſt treibt ihm das Blut ſchneller durch die Adern. Vor zwei Tagen kam er in der Alcala-Straße am Laden eines Frauen-Schuſters vorbei. Auf einmal blieb er ſtehen, um einen kleinen Pantoffel zu betrachten, der ihm in die Augen fiel. „Ach!" ſagte er, nachdem er ihn mit unverdienter Aufmerkſamkeit lange beſchaut hatte, mit ſchmachtendem Tone zu einem Herrrn, der bei ihm ſtand: „ach, mein Freund, dieſer allerliebſte Pantoffel bezaubert meine Phantaſie! Wie niedlich muß nicht der Fuß ſeyn, für den er gemacht iſt! Laßt uns geſchwind weiter gehen, dieſer Anblick macht mich ganz wollüſtig. Eine gefährliche Straße das!"

trägt sie seit fünfzig Jahren immer noch zum Trotze der Mode, die sich in seinem Lande mit jedem Tage ändert. Das Lustigste aber dabei ist, daß er sich einbildet, er besitze noch immer dieselbe Anmuth, die man in seiner Jugend bei ihm fand."

„Ganz unbedenklich," sagte Don Kleophas, „gehört dieser Herr auch in das Verzeichniß unserer Pensionäre für die casa de los locos." — „Noch ein Zimmer," versetzte der Dämon, „muß ich für eine Dame bestimmen, die neben dem Hotel des Grafen auf einem Speicher wohnt. Es ist eine alte Wittwe, die aus allzugroßer Zärtlichkeit für ihre Kinder die Güte hatte, ihnen ihr sämmtliches Vermögen durch eine Schenkung gegen eine kleine Leibrente zu überlassen, welche ihr besagte Kinder bezahlen sollten, aber aus Dankbarkeit nicht zu bezahlen für gut finden.

„Auch einen alten Hagestolz können wir dahin schicken. Er ist von guter Familie, bekommt aber kaum einen Dukaten in die Hand, so hat er ihn schon verthan; weil er nun durchaus Geld haben muß, so ist er zu Allem fähig, um sich welches zu verschaffen. Vor vierzehn Tagen kam seine Wäscherin, der er dreißig Louisd'or schuldig war, und mahnte ihn darum, weil sie ihr Geld zur Heirath mit einem Kammerdiener, der sich um sie bewerbe, nothwendig brauche. „Du mußt also noch außerdem Geld haben," sagte er zu ihr, „denn wo beim Teufel wäre der Kammerdiener, der für dreißig Louisd'or dein Mann werden wollte?" — „Nun ja," antwortete sie, „ich habe auch sonst noch zweihundert Dukaten." — „Zweihundert Dukaten!" wiederholte er hastig; „mein Seel, das ist kein Spaß. Gib sie her, ich heirathe dich und wir sind glücklich." Sie nahm ihn beim Wort und seine Wäscherin ist jetzt seine Frau.

„Noch drei Plätze müssen wir für die drei Herren aufbewahren, die vom Abendessen zurückkommen und in dieses Hotel da rechter Hand gehen, wo sie wohnen. Der eine ist

ein Graf und affectirter Beſchützer der ſchönen Wiſſenſchaften; der andere, ſein Bruder, iſt ein Licentiat; der dritte, ein Schöngeiſt, ihr Günſtling. Sie ſtecken faſt immer beiſammen und gehen nie ohne einander aus. Des Grafen einziges Geſchäft iſt, ſich ſelbſt zu loben; ſein Bruder lobt ihn auch und ſich zugleich; dem Schöngeiſt aber liegt die dreifache Mühwaltung ob, die beiden Herren zu loben und in ihr Lob zugleich ſein eigenes zu miſchen.

„Noch zwei Plätze! Den erſten für einen alten Spießbürger, einen Blumenliebhaber, der nichts zu leben hat, aber gleichwohl einen Gärtner und eine Gärtnerin halten will, um ein Dutzend Blumen in ſeinem Gärtchen zu pflegen. Den andern für einen Comödianten, der ſich neulich über die mancherlei mit dem Bühnenleben verbundenen Beſchwerlichkeiten beklagte und unter Anderem zu einigen von ſeinen Cameraden ſagte: „Mein Seel, Brüder, mir iſt die Sache entleidet; ja ich wollte lieber ein kleiner Landedelmann mit 1000 Dukaten Einkünfte ſeyn.“

„Wohin ich nur blicke, — fuhr Asmodi fort — entdecke ich überall kranke Gehirne. Dort fällt mir ein Calatrava-Ritter in die Augen, der auf ſeine geheimen Zuſammenkünfte mit der Tochter eines Granden ſo ſtolz und eitel iſt, daß er ſich den erſten Perſonen am Hofe gleichdünkt. Er hat etwas Aehnliches mit jenem Villius, der ſich einbildete, Sulla's Schwiegerſohn zu ſeyn, weil er mit der Tochter des Dictators gut ſtand. Die Vergleichung iſt um ſo treffender, weil der Ritter wie der Römer ebenfalls einen Longarenus, d. h. einen höchſt unbedeutenden Menſchen, zum Nebenbuhler hat, der noch mehr begünſtigt wird, als er.

„Man ſollte faſt glauben, von Zeit zu Zeit kommen dieſelben Menſchen, nur unter neuen Geſtalten, wieder auf die Welt. In dieſem Commiſſair des Miniſters erkenne ich den Bollanus, der allen Leuten Grobheiten machte und Jedem, deſſen Geſicht ihm mißfiel, geradezu ſeine Meinung ſagte. In dem alten Präſidenten dort ſehe ich den Fuſidius wieder, der ſein

Geld gegen fünf Procent monatlich auslieh, und Marſäus, der ſein väterliches Haus der Schauſpielerin Origo ſchenkte, lebt wieder auf in dem jungen Herrn dort, der ſein Haus in der Nähe des Eſcurials mit einer Theater-Prinzeſſin durchjagt."

Asmodi wollte fortfahren, als er auf einmal Inſtrumente ſtimmen hörte. Er hielt ein wenig an und ſagte dann zu Kleophas: „Da unten in der Straße ſind Muſikanten, die der Tochter eines Alkalde de Corte ein Ständchen bringen wollen. Wenn Ihr Luſt habt, die Herrlichkeit in der Nähe mit anzuhören, ſo dürft Ihr nur befehlen." — „Ja wohl," antwortete Zambullo, „ich habe eine große Freude an Serenaden; laßt uns näher hinzutreten, vielleicht wird auch geſungen." Er hatte noch nicht ausgeſprochen, ſo befand er ſich ſchon auf dem Nachbarhauſe des Alkalde.

Zuerſt wurden einige italieniſche Arien geſpielt, hernach ſangen zwei Sänger wechſelsweiſe folgende Verſe:

Si de tu hermosura quieres
Una copia con mil gracias;
Escucha, porque pretendo
El pintarla.

Willſt du deine Lieblichkeit
Schauen in getreuen Bildern,
Lauſche mir! ich bin bereit,
Sie zu ſchildern.

Es tu frente tota nieve
Y el alabastro, batallas
Offreciò al Amor, haziendo
En ella vaya.

Nicht gefärbt hat Amor je
Deine Stirn: ſie leuchtet reiner
Als der Marmor, als der Schnee,
Spottet ſeiner.

Amor labrò de tus cejas
Dos arcos para su aljava;
Y debaxo ha descubietto
Quien le mata.

Deine Brau'n hat Amor kühn
Sich als Bogen zugerichtet,
Deren Pfeilgeſchoß doch ihn
Selbſt vernichtet.

Eres duena de el lugar,
Vandolera de las almas,
Iman de los alvedrios,
Linda alhaja.

Herrin biſt du, die's verſteht,
Herzen aus der Bruſt zu ſtehlen,
Biſt der mächtige Magnet
Aller Seelen.

Un rasgo de tu hermosura
Quisiera yo retratarla.
Que es estrella, es cielo, es sol;
Nos es sino el alva.

Daß dem Abbild eine Spur
Deiner Herrlichkeit ſich böte!
Stern du! Sonne! nein erſt nur
Morgenröthe!

„Recht hübſche und artige Verſe," verſetzte der Muſenſohn. „Ja, ſie gefallen Euch," ſagte der Dämon, „weil Ihr ein Spanier ſeyd; aber z. B. in's Franzöſiſche überſetzt würden ſie ſich nicht beſonders gut ausnehmen. Die Franzoſen können ſo kühnen Figuren keinen Geſchmack abgewinnen und würden eine bizarre Phantaſie darin finden, worüber ſie lachen müßten. Jedes Volk hat ſeinen eigenen Geſchmack und ſeinen eigenen Genius, den es für den beſten hält. Doch laſſen wir die Verſe jetzt gut ſeyn, Ihr ſollt ſogleich eine andere Muſik hören.

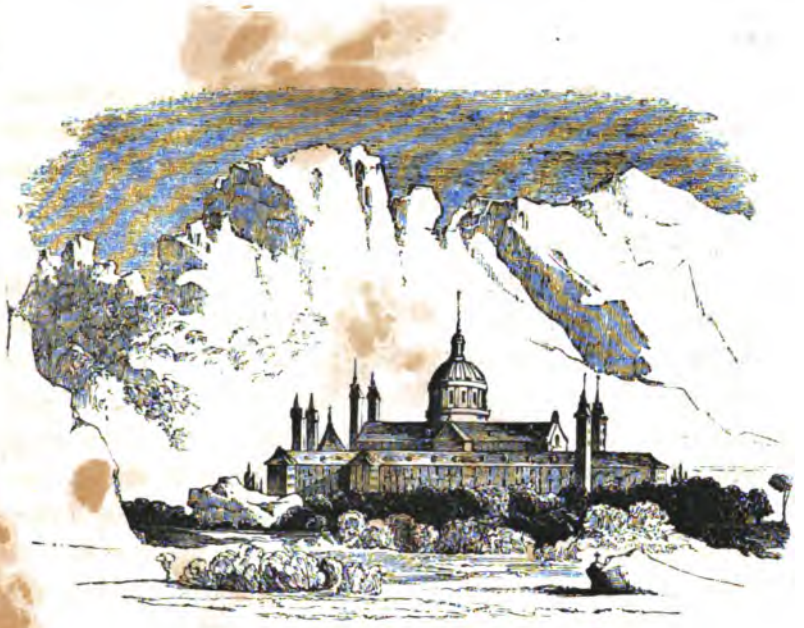
„Folgt mit den Augen dieſen vier Männern, die auf einmal auf der Straße erſchienen ſind. Seht, jetzt greifen ſie die Muſiker an. Dieſe machen ſich Schilde aus ihren Inſtrumenten, die aber den Hieben und Stößen nicht widerſtehen können, ſondern in Stücke zerfahren. Schaut, jetzt kommen ihnen zwei Cavaliere entgegen, von denen der eine die Serenade veranſtaltet hat. Mit welcher Wuth ſie auf die Angreifer losſtürzen! Allein die letzteren ſind nicht minder gewandt und ſtark und empfangen ſie unerſchrockenen Muthes. Wie das Feuer aus den Degen ſprüht! Seht, eben fällt einer von den Vertheidigern der Serenade, eben der, welcher ſie gab; er iſt tödtlich verwundet. Sein Gefährte ſpringt davon, die Angreifer flüchten ſich und die Muſikanten laufen auseinander. Auf dem ganzen Platze bleibt Niemand, als der unglückliche Cavalier, der den Tod als Lohn für ſeine Serenade empfängt. Zu gleicher Zeit könnt Ihr die Tochter des Alkalde beobachten. Sie ſteht am Fenſter, von wo aus ſie Alles mit angeſehen hat. Sie iſt ſo ſtolz und eitel auf ihre ziemlich mittelmäßige Schönheit, daß ſie, ſtatt den unſeligen Vorgang zu beweinen, eine grauſame Freude darüber empfindet und ſich nur um ſo liebenswürdiger vorkommt.

„Es iſt noch nicht genug! da kommt ein anderer Herr und bleibt bei dem Unglücklichen, der in ſeinem Blute ſchwimmt,

ſtehen, um ihm wo möglich noch zu helfen; während er aber dieſe Pflicht der Menſchenliebe erfüllt, kommt die Schaarwache dazu und führt ihn in's Gefängniß, wo er lange wird bleiben müſſen. Die Geſchichte kann ihm leicht ſo viel koſten, als wenn er ſelbſt der Mörder wäre."

„Wie viel Unglück in einer einzigen Nacht!" ſagte Zambullo. „Dies iſt noch nicht das letzte," antwortete der Teufel; „wäret Ihr jetzt beim Sonnenthore, ſo würdet Ihr über ein Schauſpiel, das eben beginnen wird, Euch entſetzen. Durch die Nachläſſigkeit eines Bedienten iſt in einem Hotel Feuer ausgebrochen und hat ſchon eine Menge koſtbarer Möbel verzehrt. Allein alle ſeine Reichthümer werden den Beſitzer dieſes prachtvollen Hotels, Don Pedro de Escolano, nicht ſchmerzen, wenn er nur ſeine einzige Tochter Seraphine, die ebenfalls in Todesgefahr iſt, retten kann."

Don Kleophas wünſchte den Brand in der Nähe zu ſehen und der Dämon ſetzte ihn im Augenblick auf ein Haus neben dem Sonnenthor, gegenüber von dem, welches brannte.



Elftes Kapitel.

Von der Feuersbrunſt und was Asmodi bei dieſer Gelegenheit dem Don Kleophas zu Liebe thut.

Im Anfang tönte ihnen nur wildes, verworrenes Geſchrei entgegen: Feuer! riefen die Einen, Andere ſchrien nach Waſſer. Bald darauf ſahen ſie eine große Treppe, die zu den vornehmſten Zimmern in Don Pedro's Hotel führte, in vollen Flammen ſtehen. Aus den Fenſtern drang in Wirbeln Rauch und Feuer heraus.

„Jetzt wüthet das Feuer am ärgſten," ſagte Asmodi; „ſchon iſt es bis unter's Dach gedrungen und bald wird es durchbrechen; überall ſprühen Funken umher. Die Flamme nimmt ſo überhand, daß das von allen Seiten herbeiſtrömende Volk nicht mehr löſchen, ſondern bloß zuſehen kann. Bemerkt Ihr vielleicht im Gewühl einen alten Mann im Schlafrock? Es iſt der Herr von Escolano, der die Luft mit ſeinen Wehklagen erfüllt. Er wendet ſich an die Leute um ihn her, beſchwört ſie, ſeine Tochter zu retten, verſpricht ihnen Alles, aber umſonſt: Niemand will für dieſe Dame, die erſt ſechzehn Jahre alt iſt und Alle ihres Geſchlechts an Schönheit übertrifft, ſein Leben wagen. Da er ſieht, daß ſeine Bitten vergebens ſind, zerrauft er ſich Kopf- und Barthaare, ſchlägt ſich an die Bruſt und geberdet ſich in ſeinem unnennbaren Schmerz wie ein Wahnſinniger. Auf der andern Seite liegt Seraphine, von allen ihren Frauen verlaſſen, ohnmächtig vor Schreck in ihrem Zimmer, wo bald ein dicker Rauch ſie erſticken wird. Kein Sterblicher vermag ihr Hülfe zu bringen."

„Ach, Sennor Asmodi!" rief Leandro Perez, von edlem Mitleid dahingeriſſen, „laßt Euch erweichen und verſchmäht meine Bitte nicht. Rettet dieſe junge Dame aus der augenſcheinlichen Todesgefahr: dies ſey mein Lohn dafür, daß ich Euch befreit habe. Wenn Ihr mir es abſchlüget, ich könnte Euch nie wieder gut werden."

Der Teufel lächelte bei dieſen Worten des Muſenſohnes. „Sennor Zambullo," ſagte er hierauf zu ihm, „Ihr habt alle Eigenſchaften eines wackern fahrenden Ritters: Ihr ſeyd muthig, mitfühlend bei den Leiden Anderer und ſtets bereit zum Dienſte junger Damen. Wäret Ihr wohl Manns genug, Euch wie ein zweiter Amadis in die Flammen zu ſtürzen, um Seraphine zu retten und geſund und unverſehrt ihrem Vater zurückzubringen?" — „Wollte Gott, es wäre möglich!"

antwortete Don Kleophas, „ich würde mich nicht lange besinnen.“ — „Euer Tod,“ erwiderte der Dämon, „wäre der Lohn für diese schöne That. Wie gesagt, menschlicher Muth vermag hier nichts auszurichten, und Euch zu gefallen werde ich mich wohl selbst in die Sache mischen müssen. Seht einmal zu, wie ich es anfangen werde, und gebt Acht auf alle meine Operationen.“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so nahm er zum großen Erstaunen des Musensohns dessen ganze Gestalt an, mischte sich unter das Volk, drängte sich hindurch und sprang in's Feuer, wie in sein Element. Die Zuschauer entsetzten sich darüber und mißbilligten sein Beginnen durch ein allgemeines Geschrei. „Dieser Narr!“ sagte der Eine; „wie konnte ihn Gewinnsucht so blenden? Er muß im höchsten Grade verrückt seyn, sonst hätte ihn die versprochene Belohnung gewiß nicht gereizt.“ — „Ohne allen Zweifel,“ sagte ein Anderer, „ist der junge Wagehals ein Liebhaber von Don Pedro's Tochter, und in der Verzweiflung wird er sich vorgenommen haben, entweder seine Geliebte zu retten oder mit ihr unterzugehen.“

Kurz, Jedermann glaubte, es würde ihm um kein Haar besser gehen, als dem Philosophen Empedokles; [1] aber es währte kaum eine Minute, so sah man ihn mit Seraphine in den Armen aus den Flammen herauskommen. Jetzt erscholl die Luft von jauchzendem Beifall und Alles überhäufte den braven Cavalier, der eine so schöne That gewagt hatte, mit Lobsprüchen. Sobald ein verwegenes Unternehmen gelingt, findet es keine Tadler mehr, und das Wunder hier war jetzt in den Augen des Volks eine sehr natürliche Wirkung spanischer Hochherzigkeit.

[1] Ein sizilianischer Dichter und Philosoph, der sich in den Aetna stürzte.

Seraphine war indeß immer noch ohnmächtig, sodaß ihr Vater seine Freude mäßigen mußte. Er fürchtete, sie möchte nach dieser glücklichen Rettung vor seinen Augen sterben, da Schrecken und Angst zu gewaltsam auf das zarte Wesen gewirkt haben könnten. Doch beruhigte er sich bald; denn es gelang den angestrengten Bemühungen ihrer Angehörigen, sie ins Leben zurückzurufen. Ihr erster Blick fiel auf ihren alten Vater. „Sennor," sagte sie in zärtlichem Tone zu ihm, „ich würde mich über die Erhaltung meines Lebens mehr betrüben, als freuen, wenn das Eurige nicht auch erhalten wäre." — „Ach, meine

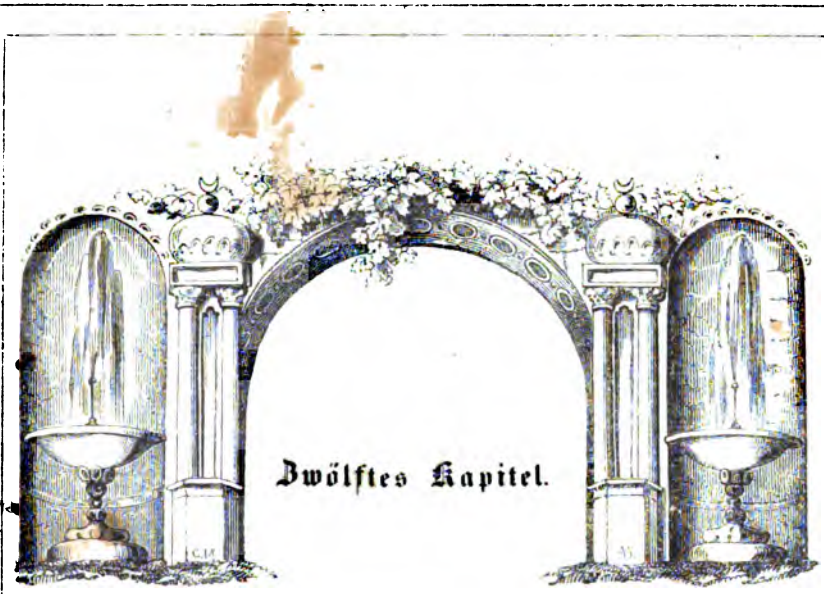
geliebte Tochter," antwortete er, sie umarmend, „ da ich dich wieder habe, so kann ich alles Andere verschmerzen. Laß uns diesem jungen Cavalier unsern Dank sagen," setzte er hinzu, indem er ihr den falschen Don Kleophas vorstellte: „er hat dich errettet, ihm verdankst du dein Leben. Wir können nicht erkenntlich genug gegen ihn seyn, und die Summe, die ich versprach, entbindet mich noch lange nicht von meiner Verpflichtung."

„Sennor," erwiderte der Teufel gar höflich, „die Belohnung, die Ihr ausseztet, hat keinen Theil an dem Dienste, den ich so glücklich war, Euch zu leisten. Ich bin von Adel und ein Castilianer; das Vergnügen, Eure Thränen getrocknet und Eure reizende Tochter den Flammen entrissen zu haben, ist hinreichender Lohn für mich."

Die Uneigennützigkeit und Großmuth des Erretters erwarben ihm die ganze Hochachtung des Herrn von Escolano, der ihn auch bat, ihn zu besuchen und sein Freund zu werden. Nach vielen Complimenten von beiden Seiten begaben sich Vater und Tochter in ein Haus am Ende des Gartens; der Dämon aber ging in seiner ursprünglichen Gestalt zu dem Studenten zurück, der voll Verwunderung zu ihm sagte: „Wie! Sennor Diablo, entweder haben mich meine Augen getäuscht, oder Ihr waret so eben in meiner Gestalt aufgetreten." — „Allerdings," antwortete Asmodi; „ich bitte um Verzeihung und will Euch sogleich die Ursache dieser Verwandlung mittheilen. Ich habe nämlich einen großen Plan im Kopfe. Seraphine muß Eure Frau werden; ich habe ihr in Eurer Gestalt bereits eine ungeheure Leidenschaft für Eure Herrlichkeit eingeflößt. Auch Don Pedro ist Euch sehr gewogen, weil ich sehr höflich zu ihm sagte, — ich habe seine Tochter nur deßwegen befreit, um ihnen Beiden eine Freude zu machen, und die Ehre, ein so gefährliches Abenteuer so glücklich durchgeführt zu haben, sey Lohns genug für einen spanischen Edelmann. Der gute Mann denkt edel;

er wird an Großmuth nicht zurückbleiben wollen, und unter uns gesagt, in diesem Augenblick denkt er bei sich selbst nach, ob die Wohlthat, die er von Euch empfangen zu haben glaubt, gehörig belohnt sey, wenn er Euch seine Tochter gebe.

„Bis er indeß einen Entschluß faßt," setzte der Dämon hinzu, „wollen wir einen andern Ort suchen, wo wir unsere Beobachtungen mit mehr Muße fortsetzen können." So sprechend versetzte er den Studenten auf eine hohe Kirche, worin eine Menge Grabmäler waren.



Zwölftes Kapitel.

Von den Gräbern, den Schatten und dem Tode.

Asmodi fuhr hier also fort: „Wir wollen nun die Lebendigen einige Augenblicke in Ruhe lassen und die stillen Wohnungen der Todten in dieser Kirche durchwandern; ich will Euch enthüllen, wen diese Gräber in sich verschließen und wer die Denkmäler hier alle errichten ließ.

„Das erste rechter Hand enthält die traurigen Reste eines Generals, der wie Agamemnon bei seiner Rückkehr aus dem Kriege einen Aegisth in seinem Hause fand. Im zweiten liegt ein junger Cavalier von vornehmer Herkunft, der einstmals bei einem Stiergefechte seiner Dame zeigen wollte, wie geschickt und tapfer er sey, aber von einem solchen wüthenden Thiere

jämmerlich getödtet wurde. Das dritte bewohnt ein alter Prälat, der ziemlich ſchnell dieſe Welt verlaſſen mußte, weil er bei beſter Geſundheit ſein Teſtament gemacht und ſeinen Bedienten vorgeleſen hatte, denen er als ein guter Herr Allen etwas ausſetzte. Der Koch konnte es nicht erwarten, bis er ſein Vermächtniß erhielt.

„Im vierten Mauſoleum ruht ein Herr vom Hofe, der von keinem andern Geſchäfte wußte, als dem König ſeine Aufwartung zu machen. Sechzig Jahre lang ſah man ihn täglich beim Aufſtehen, bei der Mittags- und Abendtafel und beim Schlafengehen des Königs, der ſeinen Eifer auch anerkannte und ihn mit Wohlthaten überhäufte.“ — „Ohne Zweifel,“ ſagte Don Kleophas, „hat er andern Leuten gern einen Dienſt erwieſen?“ — „Keiner lebendigen Seele,“ antwortete der Teufel: „er war zwar ſehr freigebig mit Verſprechungen, hielt aber niemals ſein Wort.“ — „Der Elende!“ rief Don Leandro. „Wenn man die bürgerliche Geſellſchaft von überflüſſigen Mitgliedern befreien wollte, mit Höflingen dieſes Gelichters müßte der Anfang gemacht werden.“

„Das fünfte Grab,“ fuhr Asmodi fort, „verſchließt die ſterbliche Hülle eines vornehmen Herrn, der für die Ehre der ſpaniſchen Nation und ihres Beherrſchers großen Eifer an den Tag gelegt hat. Er war ſein ganzes Leben lang Geſandter in Rom, Frankreich, England oder Portugal und ruinirte ſich auf ſeinen hohen Poſten ſo gründlich, daß er nach ſeinem Tode nicht einmal die Begräbnißkoſten hinterließ. Der König übernahm ſie zur Anerkennung ſeiner Dienſte.

„Gehen wir nun auf die andere Seite. Das erſte Grab gehört einem reichen Handelsmann, der ſeinen Kindern ein unermeßliches Vermögen hinterließ. Damit ſie ihre Herkunft nie vergeſſen möchten, ließ er ſeinen Namen und Stand auf ſeinen Leichenſtein eingraben, was den reichen Erben keineswegs behagen will.

„Das folgende Grab, das alle andern an Pracht übertrifft, iſt ein Werk, das die Reiſenden mit Bewunderung anſchauen.“ — „Und mit Recht,“ ſagte Zambullo, „mir gefällt es auch ungemein wohl, beſonders die beiden knienden Figuren; ſie ſind herrlich und von wahrer Meiſterhand gearbeitet. Aber ſagt einmal, wer waren die Perſonen, die ſie vorſtellen?“

„Ein Herzog und ſeine Gemahlin,“ antwortete der Dämon. „Er war Oberkellermeiſter und ſtand ſeinem Poſten mit vieler Ehre vor; ſeine Frau dagegen galt für ſehr fromm. Von dieſer guten Herzogin muß ich Euch doch eine Geſchichte erzählen, die Ihr für eine Betſchweſter ziemlich luſtig finden werdet.

Sie hatte ſeit langer Zeit zum Gewiſſensrath einen Mönch vom Orden de la Mercede, Don Geronimo d'Aguilar mit Namen, einen rechtſchaffenen Mann und berühmten Prediger, mit dem ſie auch immer ſehr wohl zufrieden war, bis ein Dominikaner in Madrid auftrat, deſſen Predigten das ganze Volk bezauberten. Bruder Placido hieß der neue Redner. Man drängte ſich zu ſeinen Predigten, wie beim Cardinal Ximenes; ſein Ruf drang auch an den Hof, und er gefiel dort noch beſſer als in der Stadt.

Unſere Herzogin hielt es im Anfang für eine Ehrenſache, ſich von der öffentlichen Meinung nicht hinreißen zu laſſen, und widerſtand lange der Verſuchung ihrer Neugierde, ſich ſelbſt von der Beredſamkeit des Bruders Placido zu überzeugen. Sie wollte damit ihrem Gewiſſensrathe beweiſen, daß ſie als zartfühlendes Beichtkind aufrichtigen Antheil an der Eiferſucht und dem Verdruß nehme, den der neue Ankömmling ihm verurſachen mußte. Gleichwohl war es nicht möglich, beſtändig zu widerſtreben; der Dominikaner machte ſo viel Lärm, daß ſie nicht umhin konnte, ihn zu ſehen. Sie ſah ihn, hörte ihn predigen, und er gefiel ihr wie noch kein Prieſter; kurz und gut, der kleine Flattergeiſt beſchloß, ſich ſeiner geiſtlichen Führung anzuvertrauen.

Zuvor aber mußte ſie den Pater de la Mercede los ſeyn, und das war nicht leicht. Ein geiſtlicher Führer läßt ſich nicht abdanken, wie ein Liebhaber; eine Betſchweſter aber will ſich nicht für flatterhaft anſehen laſſen und ſich immer wenigſtens die Hochachtung des Gewiſſensrathes ſichern, den ſie verabſchiedet. Was that die Herzogin? Sie ging zu Don Geronimo und ſagte zu ihm im Tone wahrhafter Niedergeſchlagenheit: „Ehrwürdiger Vater, ich bin in Verzweiflung; Ihr ſeht mich in einem Erſtaunen, in einer Betrübniß, einer Verlegenheit, wovon Ihr Euch keinen Begriff machen könnt.“ — „Was iſt Euch denn, Sennora?“ fragte Don d'Aguilar. „Würdet Ihr es wohl glauben?“ verſetzte ſie. „Mein Gemahl, der jederzeit ein unbedingtes Vertrauen auf meine Tugend geſetzt hatte, nachdem er mich ſo lange unter Eurer Führung geſehen, mein Gemahl, der bisher nie eine Spur von Beſorgniß verrieth, gibt jetzt auf einmal eiferſüchtigem Argwohne Raum und verlangt durchaus, ich ſolle einen andern Gewiſſensrath annehmen. Habt Ihr jemals von einer ſolchen Grille gehört? Alle meine Vorſtellungen, daß er dadurch einen wahrhaft frommen und von der Tyrannei der Leidenſchaften freien Mann empfindlich beleidigen würde, waren vergebens; er wurde nur noch mißtrauiſcher, als ich mich Eurer ſo warm annahm.“

Don Geronimo war ein ſehr geſcheiter Mann, glaubte aber dennoch das Mährchen; ſie hatte es ihm auch mit einem Schein von Aufrichtigkeit vorgetragen, der die ganze Welt hätte hintergehen können. So leid es ihm nun that, ein Beichtkind von ihrem Stande zu verlieren, ſo ermahnte er ſie doch, ſich den Launen ihres Gemahls zu unterwerfen. Bald aber gingen Sr. Hochwürden die Augen auf, als er erfuhr, daß die Dame den Bruder Placido zum Gewiſſensrath gewählt hatte.

„Neben dem Oberkellermeiſter und ſeiner abgefeimten Gemahlin ruht von einem etwas beſcheidenern Grabmal bedeckt ein ſeltſames Paar: ein Präſident des Rathes von Indien und

ſeine junge Frau. Dieſer Präſident heirathete in ſeinem dreiundſechzigſten Jahre ein Mädchen von zwanzig. Er hatte aus ſeiner erſten Ehe zwei Kinder, die er zu enterben im Begriff war, als ein Schlagfluß ihn hinwegriß. Seine Frau ſtarb vierundzwanzig Stunden nach ihm aus Verdruß, daß er nicht drei Tage ſpäter geſtorben war.

„Nun kommen wir an das ehrwürdigſte Denkmal in der ganzen Kirche. Den Spaniern iſt dies Grab ſo heilig, als den Römern das Grab des Romulus.“ — „Nun, wer iſt denn der hochanſehnliche Mann, deſſen Aſche es verſchließt?“ fragte Leandro Perez. „Ein Premierminiſter der ſpaniſchen Krone,“ antwortete Asmodi, „ein Mann, deßgleichen die Monarchie vielleicht nie wieder bekommen wird. Auf ſeine kräftigen Schultern legte der König alle Regierungsgeſchäfte nieder und er wußte ſich die höchſte Zufriedenheit ſowohl des Monarchen als der Unterthanen zu erwerben. So lange er am Ruder ſtand, war der Staat immer blühend und das Volk glücklich. Dieſer gewandte Miniſter war wahrhaft fromm und ein vortrefflicher Menſch: keine Gewiſſensbiſſe verbitterten ſeine letzte Stunde und dennoch zitterte er bei dem Gedanken an die Schwierigkeit ſeines Poſtens.

„Etwas entfernt von dem Grabmale dieſes würdigen Miniſters werdet Ihr in einem Winkel eine Tafel von ſchwarzem Marmor ſehen, die an einem Pfeiler befeſtigt iſt. Soll ich Euch vielleicht das Grab darunter öffnen und zeigen, was von einem Mädchen bürgerlichen Standes übrig geblieben iſt, die in der Blüthe ihrer Tage ſtarb und deren Schönheit alle Augen entzückte? Nichts als ein bischen Staub. Und doch war dies einſtens ein ſo liebreizendes Mädchen, daß ihr Vater in beſtändiger Angſt ſchwebte, irgend ein Liebhaber möchte ſie ihm entführen, was auch wohl geſchehen wäre, wenn ſie länger gelebt hätte. Drei Cavaliere beteten ſie an, und untröſtlich über ihren Verluſt tödteten ſie ſich ſelbſt aus Verzweiflung.

Ihre tragiſche Geſchichte iſt mit goldenen Buchſtaben in dieſe Marmortafel eingegraben. Die drei kleinen Figuren ſind die verzweifelnden Liebhaber, wie ſie im Begriff ſtehen, Abſchied von dieſer Welt zu nehmen. Der eine verſchluckt Gift, der andere durchbohrt ſich mit dem Degen, und der dritte legt ſich einen Strick um den Hals."

Hier fing der Student an herzlich zu lachen, und fand es ſehr luſtig, daß man die Grabſchrift des Bürgermädchens mit dieſen drei Figuren geſchmückt hatte. „Gefällt Euch das?" ſagte der Dämon zu ihm. „Ich hätte faſt Luſt, Euch im Augenblick an das Ufer des Tajo zu verſetzen, und das Grabmal zu zeigen, das ein dramatiſcher Schriftſteller in der Kirche eines Dorfes bei Almaraz ſetzen ließ, wo er ſtill und einſam wohnte, nachdem er in Madrid lange Zeit in Saus und Braus gelebt hatte. Dieſer Autor hat die Bühne mit einer großen

Menge derber und zotiger Luſtſpiele beſchenkt, kroch aber vor ſeinem Tode noch zum Kreuz, und um das von ihm geſtiftete Aergerniß abzubüßen, ließ er auf ſein Grab eine Art Scheiterhaufen aus Büchern malen, die einige ſeiner Arbeiten vorſtellen; die Göttin der Schamhaftigkeit ſteht mit einer Fackel in der Hand bereit, ſie anzuzünden.

„Außer den Todten in dieſen Grabmälern hier gibt es deren noch ſehr viele, die ganz einfach in die Erde verſcharrt wurden. Ich ſehe ihre Schatten umherirren; ſie ſtreifen unaufhörlich an einander vorüber, ohne die tiefe Stille zu ſtören, die an dieſem ehrwürdigen Orte herrſcht. Sie ſprechen nichts mit einander, aber in ihrem Schweigen leſe ich alle ihre Gedanken.“ — „Ei!“ rief der Student, „wenn ich nur auch das Vergnügen haben könnte, ſie zu ſehen!“ — „Das kann wohl ſeyn,“ ſagte Asmodi: „es iſt mir eine Kleinigkeit.“ Mit dieſen Worten berührte ihm der Dämon die Augen und ließ ihn durch ein Blendwerk eine große Schaar weißer Geſtalten ſehen.

Zambullo ſchauderte beim Anblick der Geſpenſter. „Wie?“ ſagte Asmodi, „Ihr ſchaudert? Ihr fürchtet Euch vor dieſen Schatten? Die weißen Gewänder müſſen Euch nicht erſchrecken; gewöhnt Euch nur ſogleich an dieſe Kleidung, Ihr werdet ſie auch einmal tragen. Es iſt die Uniform der Schatten. Deßhalb beruhigt Euch und fürchtet nichts. Wie könnte es Euch jetzt an Feſtigkeit fehlen, da Ihr Muth genug hattet, meinen Anblick zu ertragen? Die Leutchen hier ſind alle nicht ſo ſchlimm als ich.“

Der Muſenſohn ermannte ſich und ſah unverzagten Blicks nach den Geſtalten. „Betrachtet ſie Alle aufmerkſam,“ ſagte der Dämon zu ihm. „Diejenigen, denen Mauſoleen errichtet wurden, ſind jetzt mit ſolchen vermengt, die nur eine elende Bahre bekamen. Jetzt weiß man nichts mehr von dem Verhältniß der Unterordnung, das ſie zu ihren Lebzeiten von

einander fern hielt. Der Oberkellermeiſter und der Premierminiſter gelten hier nicht mehr als der Bettler. Die Herrlichkeit dieſer vornehmen Schatten hat mit ihrem Leben aufgehört, wie die Herrlichkeit eines Theaterhelden, wenn der Vorhang fällt."

„Ei!" ſagte Don Leandro, „dort bemerke ich Etwas, das mir auffällt: ein Schatten, der ganz allein hin und her geht und die Geſellſchaft der andern zu fliehen ſcheint." — „Im Gegentheil," antwortete der Dämon, „die andern weichen ihm aus. Es iſt dies der Schatten eines alten Notars, der die Eitelkeit hatte, ſich in einem bleiernen Sarge begraben zu laſſen. Dies hat die andern bürgerlichen Schatten, deren Gräber beſcheidener ſind, ſehr verdroſſen, und nun wollen ſie, um den Stolzen zu demüthigen, ſeinen Schatten nicht in ihre Geſellſchaft laſſen."

„Noch Etwas," ſagte Don Leandro: „ſo eben ſind zwei Schatten im Vorbeigehen einen Augenblick ſtehen geblieben, haben einander angeſehen, und ſind dann erſt weiter gegangen." — „Dies ſind," antwortete der Dämon, „zwei Buſenfreunde, von denen der eine Maler, der andere Muſiker war: Beide ſahen etwas gern in's Glas, waren aber im Uebrigen recht gute Leutchen. Sie ſtarben in einem Jahre. Wenn ihre Schatten ſich begegnen, ſo überkommt ſie die Erinnerung froh durchlebter Stunden, und ſie ſagen ſich durch ihr trauriges Stillſchweigen: „Ach, beſter Freund! hier gibt es nichts mehr zu trinken!"

„Himmel, was ſehe ich dort!" rief der Student. „Am Ende der Kirche bemerke ich zwei Schatten, die mit einander auf und abgehen. Sie ſcheinen nicht ſehr zuſammen zu paſſen, denn ſie ſind in Wuchs und Gang auffallend unterſchieden: der eine iſt übermäßig groß und ſchreitet ſehr gravitätiſch einher, der andere iſt klein und hat einen tänzelnden Gang." — „Der Große," antwortete Asmodi, „iſt der Schatten eines Deutſchen, der um's Leben kam, weil er in einer luſtigen

Nacht drei Geſundheiten mit Tabak im Weine trank; der kleine gehört einem Franzoſen an, welcher vermöge der ſeinem Volke angeborenen Galanterie ſich einfallen ließ, einer jungen Dame an der Kirchthüre höflich das Weihwaſſer zu reichen: noch an demſelben Tage wurde er zum Lohne für ſeine Artigkeit durch einen Büchſenſchuß aus der Welt geſchickt.

„Ich meinerſeits — fuhr Asmodi fort, — bemerke drei Schatten, die ich im Gewühle unterſcheiden muß. Soll ich Euch ſagen, wie ſie von ihrer irdiſchen Hülle getrennt wurden? Sie belebten die hübſchen Körperchen von drei Komödiantinnen, die zu ihrer Zeit in Madrid ſo viel Aufſehen machten, als Origo, Citheris und Arbuſcula einſtens in Rom; auch beſaßen ſie eben ſo gut wie dieſe die Kunſt, die Männer öffentlich zu

beluſtigen und unter vier Augen zu ruiniren. Das Lebensende dieſer drei Kronen der ſpaniſchen Bretterwelt war folgendes: die eine platzte vor Neid über das Klatſchen des Parterre's beim erſten Auftreten einer neuen Schauſpielerin; die andere fand in zügelloſen Schmauſereien den Tod, der ihnen unfehlbar folgt; die dritte endlich hatte ſich in der Rolle einer Veſtalin zu ſtark angegriffen und ſtarb an einer frühzeitigen Niederkunft hinter der Bühne.

„Doch laſſen wir alle dieſe Schatten jetzt in Ruhe, wir haben ſie zur Genüge betrachtet. Dagegen will ich Euch ein Schauſpiel neuer Art zeigen, das gewiß noch einen ſtärkern Eindruck auf Euch machen wird. Kraft derſelben Macht, die Euch dieſe Schatten ſehen ließ, werde ich Euch nun den Tod ſichtbarlich vor Augen führen. Ihr ſollt ihn mit eigenen Augen ſchauen, dieſen grauſamen Feind Euers Geſchlechtes, der beſtändig unter den Menſchen umherwandelt, ohne daß ſie ihn ſehen, der alle Theile des Erdbodens in einem Nu durchläuft und die verſchiedenen Völker, die ihn bewohnen, in demſelben Augenblicke ſeine Gewalt fühlen läßt.

„Blickt zuerſt gegen Morgen; dort wird er ſich Euch zeigen. Eine große Schaar von Unglücksvögeln fliegt vor ihm her und verkündet ſein Kommen durch klägliches Geſchrei. Seine nimmermüde Hand iſt mit einer furchtbaren Senſe bewaffnet, die alle Generationen nach einander zu Boden mäht. Auf einem ſeiner Flügel ſind Gemälde von Krieg, Peſt, Hunger, Brand, Schiffbruch und andern Schreckniſſen, die ihm jeden Augenblick neue Beute liefern. Auf dem andern Flügel ſieht man junge Mediziner, die ſich in ſeiner Gegenwart zu Doctoren creiren laſſen. Er ſetzt ihnen den Doctorshut auf und läßt ſie ſchwören, daß ſie ihre Kunſt niemals anders als nach der gegenwärtig eingeführten Praxis ausüben werden.“

Wiewohl nun Don Kleophas recht gut wußte, daß Alles, was er ſah, nichts weniger als wirklich war, und der

Dämon ihm nur Spaßes halber den Tod in dieſer Geſtalt gezeigt hatte, ſo konnte er ihn doch nicht ohne Entſetzen betrachten. Bald faßte er ſich jedoch wieder und ſagte zu ſeinem Führer: „Ohne Zweifel wird dieſe ſchreckliche Geſtalt über Madrid nicht bloß hinfliegen, ſondern auch Spuren ihres Flugs hinterlaſſen?“ — „Ganz gewiß,“ antwortete Asmodi; „ſie kommt nie vergebens, und wenn es Euch Vergnügen macht, ſo könnt Ihr ihr Thun und Treiben ſelbſt mit anſehen.“ — „Ich nehme Euch beim Wort,“ ſagte der Student. „Laßt uns ihm nachfliegen und ſehen, auf welche unglückliche Familie ſeine ſchwere Hand fallen wird. O wie viele Thränen werden nicht fließen!“ — „Das glaube ich wohl,“ erwiderte Asmodi; „aber auch viele falſche darunter. Sehr oft bringt der Tod trotz des Schreckens, womit er ſich umgibt, eben ſo viel Freude als Trauer.“

Unſere beiden Beobachter flogen alſo dem Tode nach. Er trat zuerſt in ein Bürgershaus, wo der Hausvater in den letzten Zügen dalag. Er berührte ihn mit ſeiner Senſe und

der Mann ſtarb mitten unter ſeiner Familie, die ſofort ein herzzerreißendes Klagegeſchrei anhob. „Hier,“ ſagte der Dämon, „iſt keine Verſtellung. Das Weib und die Kinder dieſes Bürgers liebten ihn zärtlich; auch bedurften ſie ſeiner Arbeit, um ihr Leben zu friſten. Ihre Thränen kommen wirklich aus dem Herzen.

„Nicht ſo verhält es ſich in dem andern Hauſe dort, wo der Tod einen bettlägerigen Greis anrührt. Es iſt dies ein Rathspräſident, ein alter Hageſtolz, der ſich Alles verſagte, um nur recht viel Gold aufzuhäufen. Er hinterläßt ſein Vermögen drei Neffen, die ſogleich in ſein Haus rannten, als ſie erfuhren, daß es mit ihm zu Ende gehen wollte. Sie haben ſich äußerſt betrübt geſtellt und ihre Rollen ſehr gut geſpielt. Jetzt werfen ſie ihre Masken weg, vergeſſen die verwandtſchaftlichen Rückſichten und zeigen ſich als Erben. Sie ſchicken ſich an, Alles zu durchſuchen, und werden auch eine Menge Gold und Silber vorfinden. „Welch ein Vergnügen,“ ſagte ſo eben einer von ihnen zu den andern, „welch ein Vergnügen für Neffen, alte filzige Oheime zu haben, die den Süßigkeiten des Lebens entſagen, um ſie ihnen zu verſchaffen!“ — „Eine ſchöne Leichenrede!“ ſagte Don Leandro Perez. „Mein Seel,“ antwortete Asmodi, „die meiſten Väter, die reich ſind und lange leben, dürfen von ihren eigenen Kindern keine andere erwarten.

„Indeß dieſe Erben voll Freude nach den Schätzen des Verſtorbenen ſpähen, fliegt der Tod nach einem großen Hotel, wo ein junger Herr an den Blattern darnieder liegt. Dieſer junge Cavalier, der liebenswürdigſte von Allen bei Hof, muß in ſeinen ſchönſten Tagen ſterben, obgleich der berühmteſte Arzt ſich alle Mühe um ihn gibt; vielleicht ſtirbt er gerade deßwegen, weil er dieſen Arzt hat.

„Da ſeht, wie reißend ſchnell der Tod zu Werke geht. Schon hat er den Lebensfaden des jungen Cavaliers

abgeſchnitten und iſt bereits wieder an einem andern Geſchäfte. Er verweilt über einem Kloſter, ſenkt ſich in eine Zelle hinab auf einen guten Mönch und macht einem bußfertigen, ſtrengen Leben, das dieſer ſeit vierzig Jahren führte, ein Ende. So

ſchrecklich der Tod iſt, ſo hat er dieſen Ordensmann doch nicht geängſtigt; dagegen kommt er jetzt in ein Hotel, das er mit Grauſen und Schrecken erfüllen wird. Er nähert ſich einem Licentiaten von Stande, der erſt kürzlich zum Biſchof von Albarazin ernannt wurde. Dieſer Prälat iſt ganz mit den Zurüſtungen zur Abreiſe nach ſeiner Diöceſe beſchäftigt, wo er mit aller Pracht, die heutzutage die Fürſten der Kirche umgibt, aufzuziehen gedenkt. Nichts iſt ſeinen Gedanken ferner als der Tod, und dennoch muß er jetzt ſogleich in die andere

Welt abziehen, wo er wie der arme Mönch ohne Gefolge ankommen wird, und ich weiß nicht, ob er dort einen so guten Empfang zu gewarten hat, wie dieser."

„Himmel!" rief Zambullo, „da fliegt der Tod über den Palast des Königs hin. Wenn der Grausame nur nicht mit einem Sensenhieb ganz Spanien in Trauer versetzt!" — „Ihr fürchtet mit Recht," sagte Asmodi; „er schont die Könige so wenig als ihre Bedienten. Doch beruhigt Euch," setzte er nach einem Augenblick hinzu, „er sucht den König noch nicht heim, sondern hat sich nur einen von seinen Höflingen ausersehen, deren ganzes Geschäft darin besteht, ihm nachzugehen und ihre Aufwartung zu machen. Das sind eben nicht diejenigen Leute im Staat, die am schwersten zu ersetzen wären."

„Aber es dünkt mich doch," versetzte Don Kleophas, „als ob sich der Tod damit nicht begnügte: er verweilt noch über dem Palast auf dem Flügel, den die Königin bewohnt." — „Ganz richtig," antwortete Asmodi, „und zwar, um ein recht gutes Werk zu thun. Er will eine böse Frau zum Schweigen bringen, die ihre größte Freude daran hatte, am Hofe der Königin den Samen der Zwietracht auszustreuen, und aus Aerger krank wurde, als sie sah, daß zwei Damen, die sie gegen einander aufgehetzt hatte, sich aufrichtig versöhnten.

„Jetzt — fuhr der Dämon fort — werdet Ihr sogleich ein herzzerbrechendes Geschrei hören. So eben ist der Tod in dem schönen Hotel dort linker Hand eingezogen, um daselbst den traurigsten Auftritt herbeizuführen, den man nur auf dem Welttheater sehen kann. Betrachtet einmal diese Scene des Jammers und der Betrübniß." — „Ja," sagte Don Kleophas, „ich sehe eine Dame, welche sich die Haare ausrauft und ohnmächtig ihren Frauen in die Arme sinkt. Warum mag sie wohl so betrübt seyn?" — „Seht einmal in das Zimmer gegenüber," antwortete Asmodi, „so wird Euch die Ursache klar werden. Der Todte, der auf dem prachtvollen

Bette dort liegt, war ihr Gemahl und hat ſo eben den Geiſt aufgegeben. Sie iſt untröſtlich darüber. Die Geſchichte dieſes Paares iſt rührend und verdient zu ewigem Gedächtniſſe aufgezeichnet zu werden: ich will ſie Euch doch erzählen."

„Ihr werdet mich ſehr verbinden," antwortete Leandro; „ſo herzlich ich über luſtige Affairen lachen kann, ſo innigen Antheil nehme ich auch an traurigen Begebenheiten." — „Meine Erzählung," verſetzte Asmodi, „iſt zwar nicht gerade kurz, aber doch viel zu intereſſant, als daß ſie Euch langweilen könnte. Ueberdies muß ich Euch geſtehen, daß ich trotz meiner teufliſchen Natur dem Tode nicht länger nachfolgen mag. Laſſen wir ihn allein auf neue Opfer ausgehen." — „Ganz gut," ſagte Zambullo, „ich höre viel lieber die Geſchichte an, die Ihr mir verſprecht, als daß ich einen Menſchen um den andern todt dahinſinken ſehe." Hierauf verſetzte der Dämon den Studenten auf eines der höchſten Häuſer in der Alkala-Straße und begann dann ſeine Erzählung folgendermaßen:

Dreizehntes Kapitel.

Die Macht der Freundſchaft.

Eine Erzählung.

Ein junger Cavalier von Toledo entfernte ſich, von ſeinem Kammerdiener begleitet, in großen Tagreiſen von ſeiner Geburtsſtadt, um den Folgen eines tragiſchen Abenteuers auszuweichen. Zwei kleine Meilen von der Stadt Valencia begegnete ihm am Eingang eines Waldes eine Dame, die ſehr haſtig aus ihrem Wagen ſtieg. Kein Schleier bedeckte das von Schönheit ſtrahlende Geſicht, und das holde Kind ſah ſo verſtört um ſich, daß der Cavalier ſie für eine Hülfsbedürftige hielt und ihr unbedenklich ſeine Dienſte anbot.

„Großherziger Unbekannter!“ ſagte die Dame zu ihm, „ich nehme Euer Anerbieten an; gewiß hat der Himmel Euch hierher geſandt, um das Unglück, das ich fürchte, abzuwenden. Zwei Cavaliere haben ſich in dieſen Wald zu einem Zweikampfe beſchieden und ich habe ſie ſo eben hineingehen ſehen. Habt die Gefälligkeit, mir zu folgen und ſie trennen zu helfen.“ Mit dieſen Worten ging ſie ſchnell in den Wald: der Toledaner aber übergab ſein Pferd dem Bedienten und eilte ihr nach.

Kaum waren ſie hundert Schritte gegangen, ſo tönte ihnen Degengeklirr entgegen, und bald erblickten ſie zwei Männer in wüthendem Kampfe begriffen. Der Jüngling lief auf ſie

zu und nach vielen Bitten und Anſtrengungen gelang es ihm, ſie zu trennen. Hierauf fragte er ſie nach der Urſache ihres Streites.

„Tapferer Unbekannter," antwortete ihm einer der beiden Cavaliere: „ich heiße Don Fadriquez de Mendoza und mein Gegner Don Alvaro Ponce. Wir lieben Beide Donna Theodora, die Dame, die mit Euch gekommen iſt; ſie hat aber von jeher unſere Bewerbungen ſehr wenig beachtet, und mit allen nur erdenklichen Bemühungen, ihr zu gefallen, vermochten wir der Grauſamen keinen freundlichen Blick abzugewinnen. Was mich betrifft, ſo hatte ich im Sinn, ihr trotz ihrer Gleichgültigkeit auch fernerhin fortwährend meine Dienſte zu weihen, nicht ſo aber mein Nebenbuhler, der mich forderte."

„Es iſt wahr," fiel Don Alvaro ein, „ich habe dieſen Schritt nöthig gefunden; denn ich glaube, wenn ich keinen Nebenbuhler hätte, ſo würde mich Donna Theodora möglicherweiſe erhören. Deßhalb will ich Don Fadriquez zu tödten ſuchen, um einen Mann loszuwerden, der meinem Glück im Wege ſteht."

„Edle Herren," ſagte hierauf der Toledaner: „ich kann euern Kampf nicht gut heißen, da er für Donna Theodora beleidigend iſt. Bald wird man im ganzen Königreich Valencia erfahren, daß ihr euch ihretwegen geſchlagen habt, und die Ehre eurer Dame ſollte euch doch theurer ſeyn, als eure Ruhe und euer Leben. Ueberdies, welchen Lohn hat der Sieger zu erwarten? Glaubt er vielleicht, ſeine Geliebte werde ihn mit günſtigeren Augen betrachten, wenn er ihren Ruf bloßgeſtellt habe? Laßt euch einen Rath geben, deſſen Befolgung eurer edlen Namen würdiger iſt. Bemeiſtert eure wüthende Erbitterung und verpflichtet euch durch einen unverbrüchlichen Eid, den Vergleich einzugehen, den ich euch vorſchlagen will: euer Streit kann ohne Blutvergießen entſchieden werden."

„Wie denn?" rief Don Alvaro. „Die edle Dame," verſetzte der Toledaner, „ſoll unter euch Beiden wählen, und der verkürzte Liebhaber ſeinem Nebenbuhler das Feld räumen." — „Ich bin's zufrieden," ſagte Don Alvaro, „und

ſchwöre es bei Allem, was heilig iſt. Donna Theodora möge nun entſcheiden: wenn ſie auch meinem Nebenbuhler den Vorzug gibt, ſo wird mir dies doch weniger unerträglich ſeyn, als dieſe ſchreckliche Ungewißheit!" — „Auch ich," ſagte Don Fadriquez, „rufe den Himmel zum Zeugen an: wenn die Göttin, die ich anbete, nicht zu meinen Gunſten entſcheidet, ſo will ich ihre Reize zu vergeſſen ſuchen und, gelingt es mir nicht, ſie wenigſtens nie mehr ſehen."

Sofort wandte ſich der Toledaner zu Donna Theodora und ſagte zu ihr: „Jetzt, Sennora, iſt es an Euch zu ſprechen. Ihr könnt mit einem einzigen Worte dieſe zwei Nebenbuhler entwaffnen und braucht nur denjenigen zu nennen, deſſen Beſtändigkeit Ihr belohnen wollt." — „Sennor Caballero," antwortete die Dame, „ſucht einen andern Ausweg. Warum ſoll ich das Opfer ihrer Verſöhnung werden? Ich ſchätze ſowohl Don Fadriquez als Don Alvaro hoch, aber ich liebe ſie nicht, und es wäre durchaus unbillig, wenn ich bloß aus Rückſicht auf den Schaden, den meine Ehre durch ihren Kampf leiden könnte, Hoffnungen erwecken müßte, die mein Herz nicht anzuerkennen vermöchte."

„Sennora," erwiderte der Toledaner, „Verſtellung iſt hier nicht mehr am Platze: Ihr müßt die Gefälligkeit haben, Euch zu erklären. Obwohl die beiden Cavaliere gleich ſtattlich ſind, ſo bin ich doch überzeugt, daß Ihr zum Einen mehr Zuneigung habt, als zum Andern. Der deutlichſte Beweis iſt die Todesangſt, in der ich Euch ſo eben noch ſah."

„Ihr deutet dieſe Angſt falſch," verſetzte Donna Theodora. „Der Tod des Einen oder Andern der beiden Herren würde mir allerdings nahe gehen, und ich müßte mir ewig Vorwürfe darüber machen, obwohl ich nur die unſchuldige Urſache deſſelben wäre; aber wenn ich Euch ängſtlich vorkam, ſo bezog ſich dies einzig und allein auf die Gefahr, die meiner Ehre drohte."

Don Alvaro Ponce, ein brutaler Sterblicher, verlor endlich die Geduld und ſagte in barſchem Tone: „Schon gut! Da Donna Theodora ſich weigert, die Sache in Güte beizulegen, ſo mag alſo das Loos der Waffen entſcheiden.“ So ſprechend ſchickte er ſich an, Don Fadriquez zu Leibe zu gehen, der ſeinerſeits bereits Anſtalten traf, ihn gehörig zu empfangen.

Jetzt rief die Dame mehr aus Angſt über dieſe drohenden Bewegungen, als um ihr Herz ſprechen zu laſſen: „Haltet ein, Sennores; ich will euern Willen thun. Wenn es kein anderes Mittel gibt, einen Kampf zu verhindern, bei dem meine Ehre betheiligt iſt, ſo erkläre ich, daß ich Don Fadriquez de Mendoza den Vorzug gebe.“

Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als der hintangeſtellte Ponce, ohne ein Wort zu ſagen, auf ſein Pferd zulief, es abband und mit wüthenden Blicken auf ſeinen Nebenbuhler und ſeine Geliebte davonſprengte. Der glückliche Mendoza dagegen wußte ſich vor Freude kaum zu faſſen;

bald warf er ſich vor Donna Theodora auf die Knie, bald umarmte er den Toledaner und konnte nicht Worte genug finden, um die Dankbarkeit auszudrücken, von der ſein Herz überſtrömte.

Indeſſen bereute es die Dame, die nach Don Alvaro's Entfernung ruhiger geworden war, daß ſie ſich verpflichtet hatte, die Bewerbungen eines Liebhabers zu dulden, deſſen gute Eigenſchaften ſie zwar anerkannte, für den aber ihr Herz nichts fühlte.

„Sennor Don Fadriquez," ſagte ſie zu ihm, „ich hoffe, daß Ihr den Vorzug, den ich Euch gegeben habe, nicht mißbrauchen werdet; Ihr verdankt ihn einzig der Nothwendigkeit, zwiſchen Euch und Don Alvaro zu wählen. Nicht als ob ich Euch nicht von jeher höher geſtellt hätte, als ihn; ich weiß recht gut, daß er bei Weitem nicht alle die Vorzüge hat, die Euch auszeichnen; auch laſſe ich Euch die Gerechtigkeit widerfahren, daß Ihr der vortrefflichſte Cavalier von ganz Valencia ſeyd. Ich will ſogar hinzuſetzen, die Bewerbung eines Mannes, wie Ihr, könne der Eitelkeit einer Frau ſchmeicheln; aber ſo ehrenvoll ſie auch für mich ſeyn mag, ſo muß ich doch geſtehen, daß ſie durchaus nicht nach meinem Sinn iſt, und Ihr ſeyd zu beklagen, wenn Ihr mich ſo zärtlich liebt, wie Ihr Euch den Anſchein gebet. Gleichwohl will ich Euch nicht alle Hoffnung nehmen, mein Herz zu rühren; meine Unempfindlichkeit iſt vielleicht nur eine Nachwirkung des noch nicht ganz geheilten Schmerzes über den Verluſt meines Gemahls, Don Andre de Cifuentes, der vor einem Jahre ſtarb. Obgleich wir nicht lange mit einander lebten und er ſchon im vorgerückten Alter war, als meine Eltern, durch ſeine Reichthümer geblendet, mich zwangen, ihn zu heirathen, ſo betrübte mich dennoch ſein Tod ſehr, und ich weihe ſeinem Andenken täglich einige Augenblicke.

„Und warum ſollte ich es nicht?" fuhr ſie fort; „er war keiner von den griesgrämigen, eiferſüchtigen, alten Männern,

die einer jungen Frau nicht Leidenſchaftsloſigkeit genug zutrauen, um ihnen ihre Schwäche zu verzeihen, und ſie daher auf jedem Schritt und Tritt entweder ſelbſt belauern oder von einer Duenna, dem blinden Werkzeug ihrer Tyrannei, belauern laſſen. Ach! er vertraute auf meine Tugend, wie kaum ein angebeteter junger Ehemann zu vertrauen vermöchte. Dabei war er in allen Stücken ſo gefällig gegen mich, und ich darf wohl ſagen, daß dieſer gute Don Andre de Cifuentes es zum einzigen Beſtreben ſeines Lebens machte, allen meinen Wünſchen zuvorzukommen. Ihr könnt Euch denken, Mendoza, daß man einen ſo liebenswürdigen Mann nicht leicht vergißt; er ſchwebt mir beſtändig vor Augen und ohne Zweifel trägt das nicht wenig dazu bei, meine Aufmerkſamkeit von Allem abzulenken, wodurch Andere mir zu gefallen ſuchen."

Don Fadriquez konnte nicht umhin, Donna Theodora hier zu unterbrechen: „Ach, Sennora," rief er, „wie wohl thut es mir, aus Euerm eigenen Munde zu vernehmen, daß Ihr nicht aus perſönlicher Abneigung gegen mich meine Bewerbung bisher verſchmähtet! Ich hoffe, Ihr werdet dereinſt doch meine Beſtändigkeit anerkennen." — „Von meiner Seite ſoll kein Hinderniß in den Weg gelegt werden," antwortete die Dame. „Ich erlaube Euch hiemit, mich zu beſuchen und manchmal von Eurer Liebe zu ſprechen. Gebt Euch Mühe, daß ich an Euren Galanterien Geſchmack finden und Euch lieben muß; ich werde Euch keinen Hehl daraus machen, ſobald Ihr mich zu Euren Gunſten geſtimmt haben werdet. Wenn Euch aber dies trotz aller Bemühungen nicht gelingen will, dann, Mendoza, bedenket, daß Ihr kein Recht habt, mir Vorwürfe zu machen."

Don Fadriquez wollte etwas darauf erwidern, hatte aber nicht mehr Zeit, denn die Dame nahm des Toledaners Arm und ging ſchnell nach ihrem Wagen zurück; er band ſein Pferd ab, führte es am Zügel und folgte ſeiner Angebeteten,

die in eben ſo großer Aufregung wieder in ihren Wagen ſtieg, als ſie herausgeſtiegen war, wiewohl aus ganz andern Gründen. Die beiden Cavaliere ritten neben ihrem Wagen her bis an die Thore von Valencia, wo ſich die Geſellſchaft trennte. Die Dame fuhr nach ihrer Wohnung, Don Fadriquez aber nahm den Toledaner mit in die ſeinige.

Nachdem er ſeinem Gaſt einige Ruhe gegönnt und ein tüchtiges Mahl vorgeſetzt hatte, fragte er ihn unter vier Augen, was ihn nach Valencia führe, und ob er ſich lange hier aufzuhalten gedenke? „Nein," antwortete der Toledaner, „ſo kurz als nur immer möglich. Ich reiſe bloß durch, um das Meer zu erreichen und mich auf dem nächſten beſten Fahrzeug, das die ſpaniſche Küſte verläßt, einzuſchiffen. Es liegt mir nichts daran, an welchem Orte der Welt ich mein unglückſeliges Daſeyn vollenden ſoll; nur muß ich dieſes Land des Jammers fliehen."

„Was ſagt Ihr?" verſetzte Don Fadriquez höchlich erſtaunt; „wie mögt Ihr gegen Euer Vaterland ſo aufgebracht ſeyn, und haſſen, was alle Menſchen unwillkürlich lieben müſſen!" — „Nach dem, was mir begegnet iſt," antwortete der Toledaner, „verabſcheue ich mein Geburtsland und hege keinen ſehnlicheren Wunſch, als es auf immer zu verlaſſen." — „Ach, Sennor Caballero!" rief Mendoza gerührt, „wie ſehr wünſchte ich die Geſchichte Euers Unglücks zu kennen! vermag ich Euer Leid auch nicht zu verſüßen, ſo würde ich es doch wenigſtens theilen. Eure Phyſiognomie hat mich auf den erſten Blick für Euch eingenommen, Euer ganzes Weſen gefällt mir ungemein gut, und ich fühle, daß ich mich ſchon jetzt lebhaft für Euch intereſſire."

„Ein ſehr großer Troſt für mich," antwortete der Toledaner, „und um das Wohlwollen, das Ihr mir bezeigt, wenigſtens einigermaßen zu vergelten, will ich Euch offen geſtehen, daß auch Ihr mir gleich im erſten Augenblick beſſer gefielet, als Don Alvaro Ponce. Ich fühlte mich, wie noch

bei Niemand, auf den erſten Anblick ſogleich zu Euch hingezogen und war daher ſehr in Angſt, Donna Theodora möchte Euerm Nebenbuhler den Vorzug geben; um ſo größer war aber auch meine Freude, als ſie zu Euren Gunſten entſchied. Ihr habt mich nun in dieſem erſten Eindruck ſo vollkommen beſtärkt, daß ich Euch Alles offenbaren will, und es mir eine Art Vergnügen machen wird, mein Herz gegen Euch auszuſchütten. So vernehmt denn die Geſchichte meines Unglücks.

Ich bin in Toledo geboren und heiße Don Juan de Zarata. Meine Aeltern ſtarben, als ich noch ein kleines Kind war, und ſo kam ich ſehr früh in den Beſitz von 4000 Dukaten jährlicher Renten, die ſie mir hinterließen. Da ich ganz unabhängig war und mich reich genug glaubte, um bei der Wahl einer Gemahlin nur auf die Stimme meines Herzens hören zu können, ſo heirathete ich ein ausgezeichnet ſchönes Mädchen, aber arm und von niedriger Herkunft. Ich fühlte mich überglücklich in ihrem Beſitze, und um meine Freude deſto ungeſtörter genießen zu können, führte ich ſie einige Tage nach der Vermählung auf mein Landgut in der Nähe von Toledo.

Hier lebten wir froh wie Engel mit einander, als der Herzog von Narera, der ebenfalls ein Schloß in dieſer Gegend hatte, nach einer Jagdpartie bei mir einſprach. Er ſah meine Frau und verliebte ſich in ſie; wenigſtens glaubte ich ſo, und es wurde mir immer klarer, als er ſich bald darauf ſehr angelegentlich um meine Freundſchaft bewarb, die ihm bisher höchſt gleichgültig geweſen war. Er lud mich zu ſeinen Jagden ein, machte mir eine Menge Geſchenke und erbot ſich zu allen nur möglichen Gefälligkeiten.

Dies machte mich im Anfang etwas unruhig, und ich hatte eine Zeitlang im Sinn, mit meiner Frau nach Toledo zurückzugehen. Gewiß hatte mir dieſen Gedanken ein guter Engel eingegeben, denn hätte ich dem Herzog jede Gelegenheit

genommen, meine Frau zu ſehen, ſo wäre mir all dies Unglück nicht zugeſtoßen; allein im Vertrauen auf ihre Tugend beruhigte ich mich wieder. Es ſchien mir unmöglich, daß eine Frau, die ich ohne Mitgift geheirathet und aus der Niedrigkeit hervorgezogen hatte, undankbar genug ſeyn ſollte, meine Güte zu vergeſſen. Aber ach, ich kannte ſie ſchlecht. Ehrgeiz und Eitelkeit, dieſe zwei Erbfehler weiblicher Natur, waren auch meiner Frau im höchſten Grade zu Theil geworden.

Sobald der Herzog Gelegenheit fand, ihr ſeine Empfindungen mitzutheilen, ſo bildete ſie ſich Wunder was auf dieſe wichtige Eroberung ein. Die Aufmerkſamkeiten eines Mannes, der Excellenz betitelt wurde, kitzelten ihren Stolz und erregten ihren Hochmuth. Sie bekam eine viel höhere Meinung von ſich, aber ihre Liebe zu mir erkaltete immer mehr. Statt das, was ich für ſie gethan, dankbar anzuerkennen, verachtete ſie mich: ſie glaubte, ich ſey ihrer Schönheit nicht würdig, und wenn dieſer vornehme Herr, der ſich jetzt in ihre Reize vergafft, ſie vor ihrer Vermählung mit mir geſehen hätte, ſo würde er ſie unfehlbar auch geheirathet haben. In dieſem tollen Wahn und verführt durch einige Geſchenke, die ihr ſchmeichelten, pflegte ſie geheimen Umgang mit dem Herzog.

Sie ſchrieben einander ziemlich häufig, ohne daß ich die geringſte Ahnung von ihrem Einverſtändniß hatte; endlich aber war ich unglücklich genug, aus meinem Schlafe zu erwachen. Eines Tags kam ich früher als gewöhnlich von der Jagd zurück und ging geradezu auf's Zimmer meiner Frau, die mich nicht ſo bald erwartete: ſie hatte ſo eben einen Brief vom Herzog erhalten und war im Begriff, ihn zu beantworten. Als ſie mich ſah, gerieth ſie in augenſcheinliche Verlegenheit; ich zitterte vor Zorn, denn das Papier und die Tinte auf dem Tiſch waren mir Beweis genug, daß ſie meine Ehre verkaufte. Ich beſtand darauf, ſie ſolle mir zeigen, was ſie ſchreibe, allein ſie weigerte ſich ſo hartnäckig, daß ich Gewalt brauchen mußte,

gehörig verſchloſſen waren. Da nun drei Tage lang weder der Herzog, noch Jemand von ſeinen Leuten kam, ſo ſchloß ich daraus, meine Frau werde ihren Fehltritt bereut und allen Verkehr mit ihrem Liebhaber abgebrochen haben.

Dieſer Glaube machte mich wieder verſöhnlich und ſanft wie ein Lamm, und die durch Zorn unterbrochene Liebe trat auf's Neue in alle ihre Rechte ein. Ich lief auf's Zimmer meiner Frau, umarmte ſie zärtlich und ſagte zu ihr: „Sennora, ich ſchenke Euch meine ganze Hochachtung und Freundſchaft wieder. Ich will es nur geſtehen, daß ich nicht in Toledo war, ſondern dieſe Reiſe bloß vorgeſchützt habe, um Euch auf die Probe zu ſtellen. Verzeiht dieſen Fallſtrick einem Ehemann, deſſen Eiferſucht nicht ungegründet war. Ich fürchtete, Euer Herz möchte ſich durch falſche Vorſpiegelungen von Glanz und Herrlichkeit vom rechten Wege abbringen laſſen; aber Gott ſey's gedankt, Ihr habt Euern Irrthum eingeſehen, und ich hoffe, von nun an ſoll nichts mehr unſere Einigkeit ſtören."

Meiner Frau ſchienen dieſe Worte ſehr zu Herzen zu gehen; ſie ließ ſogar einige Thränen fallen und rief: „Ach! wie unglücklich bin ich, daß ich Euch Veranlaſſung gegeben habe, an meiner Treue zu zweifeln! So ſehr ich nun verabſcheue, was Euch ſo mit Recht gegen mich aufgebracht hat, obſchon ich mir dieſe zwei Tage her die Augen krank geweint habe, all mein Schmerz, all meine Gewiſſensbiſſe werden mir zu nichts helfen, ich werde nie mehr Euer Vertrauen gewinnen." — „O freilich, Sennora," unterbrach ich ſie, im Innerſten gerührt durch ihre augenſcheinliche Betrübniß; „ich will alles Frühere vergeſſen, da Ihr es ſo aufrichtig bereut."

Wirklich ſchenkte ich ihr von dieſem Augenblicke an meine ganze Zärtlichkeit wieder und begann auf's Neue Freuden mit ihr zu genießen, die ſo grauſam geſtört worden waren. Sie wurden jetzt nur noch um ſo pikanter, denn meine Frau ſchien alle Spuren der mir angethanen Kränkung aus meinem

Gedächtniß verwischen zu wollen und gab sich weit mehr Mühe, mir zu gefallen, als bisher. Ich fand sie viel lebhafter in ihren Liebkosungen, und wenig fehlte, so hätte ich ihr noch für den Kummer gedankt, den sie mir verursacht hatte.

Um diese Zeit wurde ich krank. Mein Leiden war zwar nicht gefährlich, aber dennoch zeigte meine Frau die ängstlichste Besorgniß. Sie brachte den ganzen Tag bei mir zu und in der Nacht kam sie wenigstens zwei- bis dreimal aus ihrem Zimmer, um nach mir zu sehen: kurz sie war ganz außerordentlich bemüht, allen meinen Wünschen und Bedürfnissen entgegen zu kommen, wie wenn ihr Leben an das meinige geknüpft wäre. Ich meinerseits war hoch erfreut über diese Beweise von Zärtlichkeit und gab ihr auch meinen Dank zu erkennen. Aber ach! Sennor Mendoza, ich hatte mich bitter getäuscht.

Eines Nachts, als ich schon wieder auf dem Wege der Besserung war, weckte mich mein Kammerdiener und sagte in sehr bewegtem Tone zu mir: „Gnädiger Herr, es thut mir sehr leid, daß ich Euch in der Ruhe stören muß; allein meine Treue gegen Euch erlaubt mir nicht, Euch zu verschweigen, was in diesem Augenblicke in Euerm Hause vorgeht: der Herzog von Naxera ist bei der gnädigen Frau."

Ich war wie vom Himmel gefallen und konnte eine Zeitlang meinen Bedienten bloß starr ansehen, ohne ein Wort zu sprechen; je mehr ich über seine Meldung nachdachte, je schwieriger wurde es mir, daran zu glauben. „Nein, Fabio!" rief ich, „es ist unmöglich; meine Frau kann sich dieser schändlichen Verrätherei nicht schuldig machen! Du bist deiner Sache nicht gewiß." — „Sennor," antwortete Fabio, „wollte Gott, ich dürfte daran zweifeln! Aber ich habe mich durch falschen Schein nicht hintergehen lassen. Seit Eurer Krankheit habe ich Verdacht, daß man beinahe jede Nacht den Herzog in's Schlafzimmer der gnädigen Frau einläßt; ich versteckte mich,

um darüber in's Klare zu kommen, und weiß es nur zu gewiß, daß ich recht vermuthet habe."

Jetzt stand ich wüthend auf, warf meinen Schlafrock um und lief mit dem Degen in der Hand gerade auf's Zimmer meiner Frau zu. Fabio mußte leuchten. Als wir in's Zimmer traten, stand der Herzog, der auf ihrem Bette saß, schnell auf, zog ein Pistol aus seinem Gürtel, ging auf mich zu und drückte los; allein er hatte vor Schreck so den Kopf verloren, daß er mich fehlte. Ich lief nun schnell auf ihn zu und stieß ihm meinen Degen in's Herz. Sofort wandte ich mich zu meiner Frau, die mehr todt als lebendig war, und schrie ihr zu: „Auch du, Ehrlose, sollst jetzt den Lohn deiner Verrätherei empfangen." So sprechend, durchbohrte ich sie mit meinem vom Blute ihres Galans noch rauchenden Degen.

Ich ſehe wohl ein, Sennor Don Fadriquez, daß ich mich vom Zorn zu ſehr hinreißen ließ, und daß ich eine ungetreue Gemahlin auch ſonſt hätte ſtrafen können, ohne ihr gerade das Leben zu nehmen; allein welcher Mann könnte in einem ſolchen Falle kalt bleiben! Stellt Euch einmal vor, wie zärtlich das treuloſe Weib in meiner Krankheit um mich zu ſorgen ſchien, wie liebevoll ſie mich pflegte und wie ſchändlich ſie mich verrieth: dann ſprecht, ob ich nicht mit Recht wüthend wurde und ſie tödtete.

Ich kann meine tragiſche Geſchichte jetzt vollends kurz faſſen. Nachdem ich meine Rache ſattſam gekühlt hatte, kleidete ich mich in aller Eile an, denn ich dachte wohl, ich werde keine Zeit zu verlieren haben, und die Verwandten des Herzogs werden mich in ganz Spanien verfolgen laſſen. Da

nun seine Familie weit mächtiger ist, als die meinige, und ich bloß im Ausland Sicherheit hoffen zu können glaubte, so steckte ich all mein baares Geld und meine Juwelen zu mir, wählte meine zwei besten Pferde und verließ in Begleitung des Bedienten, der seine Treue so schön bewährt hatte, vor Tagesanbruch mein Schloß. Ich schlug den Weg nach Valencia ein, in der Absicht, mich auf's erste beste Schiff zu werfen, das nach Italien segeln würde. Heute nun, als ich an dem Walde vorbeiritt, wo Ihr waret, begegnete mir Donna Theodora: sie bat mich, sie zu begleiten und Euch trennen zu helfen."

Als der Toledaner seinen Vortrag beendet hatte, sagte Don Fadriquez zu ihm: „Sennor Don Juan, Ihr habt dem Herzog von Naxera nur sein Recht angethan. Seyd unbesorgt über die allenfallsigen Verfolgungen von Seiten seiner Verwandten und thut mir den Gefallen, so lang bei mir zu bleiben, bis sich eine günstige Gelegenheit nach Italien zeigt. Mein Oheim ist Gouverneur von Valencia; Ihr werdet hier sicherer seyn, als überall sonst, und überdies bei einem Manne, der Euch hiemit seine aufrichtigste Freundschaft anbietet."

Zarata bezeigte seinen gerührtesten Dank und nahm das ihm angebotene Asyl an. Hier, Sennor Don Kleophas — fuhr Asmodi fort — habt Ihr Gelegenheit, die Macht der Sympathie zu bewundern; diese zwei jungen Cavaliere fühlten sich so zu einander hingezogen, daß sich binnen weniger Tage ein Freundschaftsband zwischen ihnen festknüpfte, das nur mit der Freundschaft des Orestes und Pylades verglichen werden kann. Neben gleichen geistigen Vorzügen hatten sie ganz dieselbe Gemüths- und Denkungsart, und Alles, was dem Don Fadriquez gefiel, war sicherlich auch Don Juan angenehm: mit Einem Wort, sie waren recht eigentlich für einander geschaffen. Don Fadriquez besonders war ganz entzückt über das Benehmen seines Freundes und konnte nicht umhin,

seine Liebenswürdigkeit jeden Augenblick gegen Donna Theodora zu rühmen.

Oft gingen sie Beide zusammen zu dieser Dame, die Mendoza's Galanterien und Huldigungen fortwährend mit Gleichgültigkeit erwiderte. Dies schmerzte ihn tief und er klagte es häufig seinem Freunde, der ihn dann durch allerlei Vorstellungen zu trösten suchte. Auch die kieselherzigsten Frauen, sagte er zu ihm, lassen sich endlich doch erweichen, und es fehle den Liebhabern in der Regel nur an der nöthigen Geduld, um diesen günstigen Zeitpunkt abzuwarten; er solle nur den Muth nicht sinken lassen, seine Dame werde ihn gewiß früher oder später belohnen. So wahr diese Erfahrungssätze auch sind, so vermochten sie doch den verzagten Mendoza nicht zu beruhigen, und er fürchtete immer, er möchte der Wittwe des Cifuentes nie gefallen können. Dies machte ihn so unglücklich, daß Don Juan ihn von ganzem Herzen bemitleidete, und doch war Don Juan bald noch beklagenswerther als sein Freund.

So gerechte Ursachen der Toledaner hatte, nach dem schändlichen Verrathe seiner Frau über ihr ganzes Geschlecht erbittert zu seyn, so verliebte er sich doch unwillkürlich in Donna Theodora. Er hing übrigens dieser Leidenschaft, die seinen Freund beleidigen mußte, nicht nach, sondern gab sich alle Mühe, sie zu bekämpfen, und da er wohl einsah, daß dies nur dann möglich sey, wenn er die Augen, welche das Feuer der Liebe in ihm entzündet hatten, auf immer fliehe, so beschloß er, die Wittwe nie mehr zu besuchen. So oft ihn daher Mendoza zu ihr führen wollte, wußte er immer eine Entschuldigung zu finden.

Auf der andern Seite kam Don Fadriquez nie zu seiner Angebeteten, ohne daß sie ihn fragte, warum denn Don Juan sich nicht mehr sehen lasse. Eines Tags, als sie abermals diese Frage an ihn richtete, antwortete er lächelnd, sein Freund habe seine Gründe. „Und welche Gründe kann er haben, mich zu

fliehen?" fragte Donna Theodora weiter. „Sennora," antwortete Mendoza, „ich wollte ihn heute zu Euch führen, allein er weigerte sich, mich zu begleiten; als ich ihm nun meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, gestand er mir etwas, was ich Euch zu seiner Rechtfertigung auch mittheilen muß. Er sagte mir nämlich, er habe eine Eroberung gemacht, und da er sich nicht mehr lange hier aufzuhalten gedenke, so sey ihm jeder Augenblick kostbar."

„Faule Fische," gab die schöne Wittwe erröthend zur Antwort; „man darf seine Freunde nie verlassen, wenn man auch noch so verliebt ist." Don Fadriquez bemerkte die Röthe auf ihren Wangen, schrieb sie aber bloß beleidigter Eitelkeit einer Dame zu, die sich vernachlässigt glaubte. Der liebe Mann irrte sich aber gewaltig: es war ein weit lebhafteres Gefühl, als Eitelkeit, was sich in diesem Augenblick so gewaltsam im Busen seiner Schönen regte. Um sich nicht zu verrathen, brach sie schnell das Gespräch ab und affektirte, so lange Mendoza bei ihr war, eine solche Lustigkeit, daß sein Scharfsinn nothwendig daran hätte scheitern müssen, wenn er nicht schon zum voraus einer irrigen Ansicht gewesen wäre.

Als Donna Theodora allein war, dachte sie ernstlich über die Sache nach und jetzt erst wurde sie sich der ganzen Gewalt der Leidenschaft bewußt, die sie für Don Juan gefaßt hatte. Da sie nun ihre Liebe schlechter belohnt glaubte, als sie es wirklich war, so sagte sie seufzend: „Welche ungerechte und barbarische Macht mag wohl ihre Freude daran finden, Herzen zu entflammen, die nicht für einander passen! Don Fadriquez betet mich an und ich kann ihn nicht lieben; dagegen glühe ich für Don Juan und diesem steckt eine Andere im Kopf! Ach, Mendoza, schilt mich nicht länger wegen meiner Gleichgültigkeit; dein Freund rächt dich bitter genug."

Sie weinte sogar vor Schmerz und Eifersucht, aber die Hoffnung, welche unglückliche Liebende nie verläßt, führte ihr

bald angenehmere Bilder vor die Augen. Sie dachte ſich, ihre Nebenbuhlerin könne nicht ſehr gefährlich ſeyn: Don Juan ſey vielleicht weniger durch ihre Reize gefeſſelt, als daß ihre zuvorkommende Güte ihm einige Unterhaltung gewähre, und ſo ſchwache Bande werden ſich unſchwer zerreißen laſſen. Um nun darüber in's Klare zu kommen, beſchloß ſie, den Toledaner unter vier Augen zu ſprechen. Sie ließ ihn zu ſich bitten; er kam, und als ſie allein waren, nahm Donna Theodora folgendermaßen das Wort:

„Ich hätte nie geglaubt, daß die Liebe einen Ritter wie Euch ſeine Pflichten gegen die Damen ganz vergeſſen ließe, und doch, Don Juan, kommt Ihr nimmer zu mir, ſeit Ihr verliebt ſeyd. Ich habe gewiß Urſache, mich über Euch zu beklagen. Doch will ich glauben, daß Ihr nicht aus eigenen Stücken und aus freier Wahl mich fliehet; ohne Zweifel hat Eure Dame Euch verboten, mich zu beſuchen. Geſteht es mir, Don Juan, und ich will Euch entſchuldigen. Ich weiß, verliebte Herren können nicht immer thun, wie ſie wollen, und dürfen es nicht wagen, ihren Damen ungehorſam zu ſeyn.“

„Sennora,“ antwortete der Toledaner, „ich gebe zu, daß mein Benehmen Euch auffallend erſcheinen muß, aber habt die Güte, mir meine Rechtfertigung zu erlaſſen, und begnügt Euch mit der Erklärung, daß ich meine Gründe habe, Euch zu fliehen.“ — „Dieſe Gründe mögen ſeyn, welche ſie wollen,“ verſetzte Donna Theodora ſehr aufgeregt, „ich verlange, daß Ihr ſie mir ſagt.“ — „So muß ich Euch denn gehorchen, Sennora,“ erwiderte Don Juan; „aber beklagt Euch nicht, wenn Ihr mehr hören müſſet, als Ihr zu wiſſen begehret.

„Don Fadriquez — fuhr er fort, — hat Euch erzählt, warum ich Caſtilien verlaſſen mußte. Bei meiner Abreiſe von Toledo war ich über das ganze weibliche Geſchlecht ſo erbittert, daß ich glaubte, keine einzige werde mir je wieder etwas anhaben können. In dieſer ſtolzen Gemüthsſtimmung näherte ich

mich Valencia; ich begegnete Euch, und was vielleicht noch Niemanden gelungen iſt, ich vermochte Eure erſten Blicke auszuhalten, ohne meine Ruhe darüber zu verlieren. Ich habe Euch ſogar nachher noch einige Male ungeſtraft geſehen; aber ach! wie ſchwer mußte ich einige wenige Tage des Stolzes büßen! Ihr habt endlich meinen Widerſtand überwunden; Eure Schönheit, Euer Geiſt, alle Eure Reize haben den Rebellen gezähmt. Mit Einem Wort, ich liebe Euch mit all der Liebe, die Ihr und nur Ihr einzuflößen im Stande ſeyd.

„Dies, Sennora, ſind meine Gründe, warum ich Euch ferne blieb. Die Perſon, von der Ihr glaubtet, daß ſie meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen habe, lebt nur in der Phantaſie meines Freundes Mendoza, dem ich dies weismachte, damit er ſich über meine beharrliche Weigerung, Euch in ſeiner Geſellſchaft zu beſuchen, keine Gedanken machen ſollte.“

Donna Theodora war hocherfreut über dieſe Erklärung, zumal da ſie nicht im Mindeſten darauf gefaßt war. Sie konnte ihr Vergnügen darüber nicht verbergen, wollte es aber auch nicht, und ſtatt ihre Augen mit kalter Strenge zu wappnen, blickte ſie den Toledaner gar zärtlich an und ſagte zu ihm: „Ihr habt mir Euer Geheimniß geoffenbart, Don Juan, nun will ich Euch das meinige auch mittheilen. Hört mich einmal an.

„Gleichgültig gegen die Seufzer Alvaro Ponce's, ungerührt durch die flammende Liebe Mendoza's, führte ich ein heiteres und ruhiges Leben, als der Zufall Euch an dem Walde vorbeiführte, wo wir uns begegneten. Trotz meiner damaligen Aufregung bemerkte ich recht gut, daß Ihr mir mit ungemein viel Anſtand Eure Hülfe anbotet, und die Art, wie Ihr die zwei wüthenden Nebenbuhler zu trennen wußtet, flößte mir einen hohen Begriff von Eurer Gewandtheit und Tapferkeit ein. Der Vergleich aber, den Ihr vorſchluget, wollte mir gar nicht gefallen. Es kam mich ſehr ſauer an, mich für den Einen

oder den Andern auszusprechen, und um Alles geradezu zu sagen, ich glaube, daß Ihr ein wenig Schuld daran waret; denn in demselben Augenblick, da mein Mund nothgedrungen den Namen Don Fadriquez aussprach, fühlte ich, daß mein Herz sich für den Unbekannten erklärte. Von diesem Tage an, den ich nach dem Geständniß, welches Ihr so eben ablegtet, unter die glücklichen zählen darf, hat sich meine Hochachtung für Euch fortwährend gesteigert.

„Ich will Euch, — fuhr sie fort — kein Geheimniß aus meinen Empfindungen machen, sondern gestehe sie mit derselben Offenherzigkeit, womit ich Mendoza sagte, daß ich ihn nicht liebe. Eine Frau, die das Unglück hat, ihrem Geliebten nicht angehören zu können, mag sich mit Recht Zwang anthun und ihre Schwachheit wenigstens durch ewiges Schweigen rächen; einem Manne aber, der nur ehrliche Absichten hat, kann man, glaube ich, eine unschuldige Zärtlichkeit ohne alles Bedenken entdecken. Ja, es freut mich herzlich, daß Ihr mich liebt, und ich danke dem Himmel, der uns ohne Zweifel für einander bestimmt hat."

Die Dame schwieg jetzt, um Don Juan sprechen zu lassen und ihm Gelegenheit zu den wärmsten Ergießungen der Freude und Dankbarkeit zu geben, wozu sie ihn verpflichtet zu haben glaubte; allein er schien durchaus nicht so entzückt, wie sie hoffte, sondern versank in düsteres Nachdenken.

„Was sehe ich, Don Juan!" sagte sie endlich zu ihm. „Wenn ich, um Euch ein Loos zu bereiten, das jeder Andere als Ihr beneidenswerth finden könnte, den Stolz meines Geschlechtes vergesse und Euch mein ganzes Entzücken sehen lasse, wie könnt Ihr da noch der Freude widerstehen, die eine so verbindliche Erklärung Euch machen muß? Warum dieses starre Stillschweigen? Ja, ich sehe sogar Schmerz in Euren Augen. Ach, Don Juan, ich hatte mir einen ganz andern Erfolg von meiner Güte versprochen!"

„Sennora," antwortete der Toledaner traurig, „von einem Herzen, wie das meinige, konntet Ihr nichts anderes erwarten. Ich bin um so unglücklicher, je gewisser ich Eurer Neigung seyn darf. Es ist Euch nicht unbekannt, was Mendoza für mich gethan hat; Ihr wißt, wie fest die zärtlichste Freundschaft uns an einander knüpft; wie könnte ich auf den Ruin seiner süßesten Hoffnungen mein Glück gründen wollen?" — „Ihr seyd gar zu delikat," sagte Donna Theodora. „Ich habe Don Fadriquez nichts versprochen; ich kann Euch meine Hand anbieten, ohne seine Vorwürfe zu verdienen, und Ihr könnt sie annehmen, ohne einen Raub an ihm zu begehen. Ich gestehe, daß der Gedanke an einen unglücklichen Freund Euch einigen Kummer bereiten kann: aber, Don Juan, darf er wohl gegen das glückliche Loos in Betracht kommen, das Euch erwartet?"

„Allerdings, Sennora," erwiderte er in festem Tone; „ein Freund, wie Mendoza, hat mehr Gewalt über mich, als Ihr glaubt. Wenn es Euch möglich wäre, unsere Freundschaft in ihrer ganzen Zärtlichkeit, ihrer ganzen Kraft zu begreifen, so würdet Ihr mich sehr beklagenswerth finden. Don Fadriquez hat nicht das mindeste Geheimniß vor mir und meine Interessen sind die seinigen geworden: seiner Aufmerksamkeit entgeht nichts, was nur die entfernteste Beziehung auf mich haben könnte; mit Einem Wort, ich theile seine Seele mit Euch.

„Ach! wenn Ihr gewollt hättet, daß ich von Eurer Güte Nutzen ziehen soll, so hättet Ihr sie zeigen müssen, bevor sich diese Freundschaftsbande so fest geknüpft hatten. Entzückt über das Glück, Euch zu gefallen, hätte ich dann Mendoza nur als meinen Nebenbuhler betrachtet; mein Herz wäre vor seiner liebevollen Zuneigung auf der Hut gewesen und hätte sie nicht erwidert; ich würde ihm nicht verdanken, was ich ihm verdanke. Jetzt aber, Sennora, ist es nicht mehr Zeit: ich habe so viele Gefälligkeiten von ihm angenommen und mich von meiner Neigung zu ihm gänzlich hinreißen lassen. Dankbarkeit und

Trieb des Herzens binden mir die Hände und verſetzen mich in die grauſame Nothwendigkeit, dem glorreichen Looſe zu entſagen, das Ihr mir anbietet."

Der Donna Theodora traten die Thränen in die Augen und ſie nahm ihr Tuch, um ſie zu trocknen. Dieſer Anblick

war für den Toledaner zu ſtark: er fühlte daß ſein Muth wankte und fing an, für nichts mehr gut zu ſtehen. „Lebt

wohl, Sennora," fuhr er unter vielen Seufzern fort; „lebt wohl, ich muß Euch fliehen, um meine Tugend zu retten. Ich kann Eure Thränen nicht ansehen; sie machen Euch zu furchtbar. Ich will mich auf ewig von Euch entfernen und den Verlust dieser göttlichen Reize beweinen, die meine unerbittliche Freundschaft durchaus als Opfer verlangt." So sprechend entfernte er sich mit einem mühsam zusammengehaltenen Rest von Festigkeit.

Tausend Empfindungen bestürmten jetzt die Brust der schönen Wittwe. Sie schämte sich, daß sie sich gegen einen Mann erklärt hatte, den sie nicht fesseln konnte; da sie aber an seiner glühenden Gegenliebe nicht zweifeln durfte und er die angebotene Hand nur aus Rücksicht auf seinen Freund ausgeschlagen hatte, so war sie vernünftig genug, sich nicht darüber zu ärgern, sondern eine so seltene Aufopferung zu bewundern. Weil es jedoch in der Natur jedes Menschen liegt, daß er sich betrübt, wenn seine Angelegenheiten nicht den gewünschten Fortgang nehmen, so beschloß sie, gleich am andern Morgen auf's Land zu gehen, um ihren Kummer zu zerstreuen oder vielmehr zu vermehren; denn die Einsamkeit ist weit geeigneter, die Liebe zu verstärken, als sie zu schwächen.

Don Juan seinerseits hatte sich, da er Mendoza nicht zu Hause fand, auf sein Zimmer verschlossen, um ungestört seinem Schmerz nachzuhängen. Nach dem, was er für seinen Freund gethan hatte, glaubte er wenigstens seufzen zu dürfen; aber Don Fadriquez unterbrach ihn bald in seiner Träumerei, und da er auf seinem Gesichte Spuren von Unwohlseyn zu bemerken glaubte, so zeigte er sich darüber so besorgt und ängstlich, daß Don Juan ihn mit der Erklärung beruhigen mußte, er bedürfe lediglich nur einiger Ruhe. Mendoza entfernte sich sogleich, um ihn nicht zu stören, aber er ging so traurig von dannen, daß dem Toledaner sein Unglück immer schwerer auf's Herz fiel. „O Gott!" sagte er bei sich selbst,

„warum muß die zärtlichſte Freundſchaft von der Welt das ganze Elend meines Lebens machen!“

Am andern Morgen war Don Fadriquez noch nicht aufgeſtanden, als man ihm meldete, Donna Theodora ſey mit ihrer ganzen Dienerſchaft nach ihrem Schloſſe Villareal abgereist und werde allem Anſchein nach ſobald nicht zurückkehren. Dieſe Nachricht kränkte ihn tief, nicht ſowohl weil es einem Liebhaber überhaupt unangenehm iſt, vom Gegenſtand ſeiner Liebe entfernt zu ſeyn, ſondern hauptſächlich, weil man ihm kein Wort davon geſagt hatte. Er wußte nicht, was er davon denken ſollte, konnte ſich aber einer düſtern Ahnung nicht erwehren.

Er ſtand ſchnell auf, um zu ſeinem Freunde zu gehen: denn er wollte ſich nach ſeinem Befinden erkundigen und ihm dann ſein Leid klagen. Aber, als er eben mit ſeinem Anzuge fertig war, trat Don Juan in ſein Zimmer und ſagte zu ihm: „Ich komme, um Euch nicht länger meinetwegen in Unruhe zu laſſen; ich befinde mich heute wieder recht wohl.“ — „Dieſe gute Nachricht,“ antwortete Mendoza, „tröſtet mich wieder einigermaßen für die ſchlimme, die ich ſo eben erhalten habe.“ Der Toledaner fragte, was er damit ſagen wolle, worauf Don Fadriquez alle ſeine Leute hinaus gehen hieß und zu ihm ſagte: „Donna Theodora iſt heute früh auf's Land abgereist und man glaubt, ſie werde lange dort bleiben. Die Sache iſt mir ſehr auffallend. Warum hat man mir denn kein Wörtchen davon geſagt? Was haltet Ihr davon, Don Juan? habe ich nicht alle Urſache unruhig zu ſeyn?“

Zarata hütete ſich wohl, ihm ſeine wahre Meinung zu offenbaren, und ſuchte ihn zu überreden, daß Donna Theodora wohl auf's Land gegangen ſeyn könne, ohne daß er darob zu erſchrecken brauche. Mendoza aber begnügte ſich nicht mit den Beruhigungsgründen ſeines Freundes, ſondern fiel ihm in's Wort und ſagte: „Dies Alles kann den Verdacht nicht entkräften, der

mir gleich im Anfang aufgestiegen ist. Wahrscheinlich habe ich unbesonnenerweise etwas gethan, was Donna Theodora mißfiel, und nun verläßt sie mich zur Strafe und hält es nicht einmal der Mühe werth, mir mein Vergehen vorzuhalten.

„Wie dem auch seyn mag, diese Ungewißheit ist mir so peinlich, daß ich sie nicht länger aushalten kann. Kommt, Don Juan, und laßt uns sie aufsuchen; ich will sogleich satteln lassen." — „Ich rathe Euch," sagte der Toledaner, „Niemand mitzunehmen; eine Erklärung dieser Art geschieht immer am besten ohne Zeugen." — „Don Juan wird nie überflüssig seyn," antwortete Don Fadriquez; „Donna Theodora weiß recht gut, daß Euch nichts verborgen ist, was in meinem Herzen vorgeht: sie schätzt Euch hoch und Ihr werdet mich nicht nur nicht belästigen, sondern mir auch behülflich seyn, sie zu meinen Gunsten wieder zu beruhigen."

„Nein, Don Fadriquez," antwortete dieser, „meine Gegenwart könnte Euch zu nichts helfen. Ich beschwöre Euch, gehet allein dahin." — „Nein, mein lieber Don Juan," erwiderte Mendoza, „wir müssen zusammen gehen; ich erwarte diese Gefälligkeit von Eurer Freundschaft." — „Welche Tyrannei!" rief der Toledaner ärgerlich; „warum verlangt Ihr durchaus gerade das von meiner Freundschaft, was sie Euch nicht gewähren darf!"

Don Fadriquez begriff diese Worte nicht, und der heftige Ton, womit sie gesagt wurden, war ihm sehr auffallend. Er blickte seinen Freund scharf an und sagte dann zu ihm: „Don Juan, was soll ich davon denken? Welch entsetzlicher Verdacht steigt in mir auf! Ihr dürft nicht länger mit der Sprache zurückhalten und müßt jetzt sprechen. Warum weigert Ihr Euch so bestimmt, mich zu begleiten?"

„Ich wollte Euch meine Gründe verschweigen," antwortete der Toledaner; „da Ihr mich aber genöthigt habt, offen zu sprechen, so darf ich mich nicht länger verstellen. Mein lieber

Don Fadriquez, hören wir auf, uns zur Gleichheit unserer beiderseitigen Neigungen Glück zu wünschen; diese Gleichheit geht nur zu weit: die Pfeile, die Euch verwundet, haben auch Euern Freund nicht verschont. Donna Theodora....." — „Ihr wäret also mein Nebenbuhler!" unterbrach ihn Mendoza erblassend. „Sobald ich mir dieser Liebe bewußt wurde," antwortete Don Juan, „so habe ich sie zu bekämpfen gesucht. Ihr wißt selbst, wie beharrlich ich die Wittwe floh, und habt mir sogar Vorwürfe darüber gemacht. Ich triumphirte wenigstens über meine Leidenschaft, wenn ich sie auch nicht zerstören konnte.

„Gestern aber ließ sie mir sagen, sie wünsche mich zu sprechen. Ich ging zu ihr. Sie fragte mich, warum ich ihr aus dem Wege zu gehen scheine. Ich erfand allerhand Ausflüchte, allein sie ließ keine einzige gelten. Endlich sah ich mich genöthigt, ihr den wahren Grund zu entdecken. Ich glaubte, sie würde nach dieser Erklärung mein Benehmen gut heißen, allein das seltsame Gestirn, unter dem ich geboren bin..... Ja, Mendoza, ich muß es Euch sagen, Theodora war für mich eingenommen."

So sanftmüthig und vernünftig Don Fadriquez sonst war, so gerieth er doch bei diesen Worten in Wuth. Er unterbrach seinen Freund abermals und sagte zu ihm: „Haltet ein, Don Juan, und stoßt mich lieber nieder, als daß Ihr diese unglückselige Erzählung fortsetzet. Ihr gesteht nicht bloß, daß Ihr mein Nebenbuhler seyd, sondern sagt mir auch noch, daß man Euch liebe! Bei allen Heiligen, wie mögt Ihr mir das bieten! Ihr stellt unsere Freundschaft auf eine gar zu harte Probe. Doch was sage ich Freundschaft? Ihr habt sie selbst verletzt, indem Ihr die verrätherischen Gefühle in Euch aufkommen ließet, die Ihr so eben bekanntet.

„Ach! ich habe mich grausam getäuscht! Ich hielt Euch für großherzig, für edelmüthig, und entdecke nun einen falschen Freund, der im Stande ist, eine Liebe zu nähren, die mich

beſchimpft. Dieſer unerwartete Schlag ſtürzt mich zu Boden: ich fühle ihn um ſo lebhafter, als er mir von einer Hand verſetzt wurde, die....." — „Seyd nicht ſo ungerecht gegen mich," rief der Toledaner, „und habt nur noch einen Augenblick Geduld: ich bin Nichts weniger, als ein falſcher Freund. Hört mich an, und Ihr werdet bereuen, mich ſo geſchmäht zu haben."

Er erzählte ihm hierauf umſtändlich, was zwiſchen der Wittwe und ihm vorgegangen war, wie ſie ihm zärtlich ihre Liebe geſtanden und ihn zu veranlaſſen geſucht habe, ohne weiteres Bedenken auf ihre Leidenſchaft einzugehen. Er wiederholte, was er darauf geantwortet hatte, und als er auf die Feſtigkeit zu ſprechen kam, die er dabei an den Tag gelegt, wurde Don Fadriquez allmählig wieder ruhiger. „Kurz und gut," ſetzte Don Juan hinzu, „die Freundſchaft hat über die Liebe geſiegt, ich ſchlug Theodora's Hand aus. Sie weinte vor Verdruß, und großer Gott! welchen Sturm haben dieſe Thränen nicht in meinem Herzen erregt! Noch jetzt kann ich nicht ohne Zittern an die Gefahr denken, in der ich ſchwebte. Ich fing an, mich ſelbſt grauſam zu ſchelten, und einige Augenblicke, Mendoza, wurde mein Herz Euch untreu. Gleichwohl ließ ich mich nicht von meiner Schwachheit hinreißen, ſondern entzog mich durch ſchleunige Flucht dieſen gefährlichen Thränen. Es iſt übrigens noch nicht genug, daß ich dieſer Gefahr entgangen bin: auch für die Zukunft iſt noch Alles zu fürchten. Ich muß meine Abreiſe beſchleunigen und will mich Theodora's Blicken nie mehr ausſetzen. Wird mich Don Fadriquez noch immer des Undanks und der Verrätherei beſchuldigen?"

„Nein," antwortete Mendoza, ihn umarmend, „ich erkenne jetzt Eure ganze Unſchuld an, und es fällt mir wie Schuppen von den Augen. Verzeiht dieſe ungerechten Vorwürfe der erſten Aufwallung eines Liebenden, der ſich alle ſeine Hoffnungen entreißen ſieht. Ach! wie mochte ich auch glauben,

daß Theodora Euch längere Zeit ſehen könnte, ohne Euch zu lieben, ohne ſich dieſem Zauber hinzugeben, deſſen Macht ich an mir ſelbſt verſpürt habe? Ja, Ihr ſeyd ein wahrer Freund. Ich ſchreibe mein Unglück fortan nur noch dem feindſeligen Schickſal zu, und ſtatt Euch zu haſſen, ſchenke ich Euch wieder meine vollſte Zärtlichkeit. Wie? Ihr wolltet mir zu Liebe dem Beſitz Theodora's entſagen! Ihr bringt unſrer Freundſchaft dies ungeheure Opfer, und ich ſollte nicht dadurch gerührt werden? Ihr vermögt Eure Liebe zu bezwingen, und ich ſollte mich nicht bemühen, die meinige zu überwinden? Nein, Don Juan, ich muß Eure Großmuth vergelten. Folget immerhin dem ſüßen Triebe Euers Herzens und heirathet die Wittwe: mag mein Herz auch darob brechen, ich bitte Euch darum."

„Alles umſonſt!" erwiderte Zarata. „Ich geſtehe, daß ich leidenſchaftlich in ſie verliebt bin, aber doch iſt mir Eure Ruhe weit theurer, als mein Glück." — „Und Theodora's Ruhe?" verſetzte Don Fadriquez: „darf dieſe Euch gleichgiltig ſeyn? Wir wollen einander nicht ſchmeicheln; ihre Neigung zu Euch entſcheidet über mein Schickſal. Wenn Ihr Euch auch von ihr entfernen, wenn Ihr, um ſie mir abzutreten, fern von ihren Augen ein beklagenswerthes Daſeyn hinſchleppen wolltet, ſo würde mir dies Alles doch zu Nichts helfen. Da ich ihr bis jetzt nicht gefallen konnte, ſo werde ich ihr nie gefallen; der Himmel hat dieſen Ruhm nur Euch allein vorbehalten. Sie hat Euch vom erſten Augenblick an, da ſie Euch ſah, geliebt und ſich unwillkürlich zu Euch hingezogen gefühlt; mit Einem Wort, ſie könnte nur mit Euch glücklich ſeyn. Deßhalb nehmt die Hand an, die ſie Euch bietet; erfüllet ihre und Eure eigenen Wünſche, und überlaſſet mich meinem Unglück. Macht nicht drei Menſchen elend, da ein Einziger die ganze Härte des Schickſals auf ſich allein ablenken kann."

Hier wurde Asmodi in seinem Vortrag von dem Studenten unterbrochen, der zu ihm sagte: „Eure Erzählung ist sehr merkwürdig; sollte es in der Wirklichkeit so herrliche Charaktere geben? Ich sehe überall nur Freunde, die sich, ich will nicht sagen, wegen Damen wie Donna Theodora, sondern sogar wegen ganz gewöhnlicher Dirnen entzweien. Kann auch ein Liebender, nur um seinen Freund nicht unglücklich zu machen, einer Dame entsagen, die er anbetet und von der er geliebt wird? Ich hielt dies nur in Romanen für möglich, wo man die Menschen schildert, wie sie seyn sollen, nicht wie sie sind." — „Sehr wahr," antwortete der Teufel, „dies ist einer von den seltneren Fällen; doch gehört diese Erscheinung nicht bloß dem Roman, sondern wirklich der edleren Natur des Menschen an. Ja, ich habe seit der Sündfluth zwei solche Beispiele mit angesehen, das vorliegende dazu gerechnet. Kommen wir indeß auf meine Geschichte zurück.

Die beiden Freunde bestanden also darauf, einander ihre Leidenschaft zum Opfer zu bringen, und da keiner dem Andern an Großmuth nachstehen wollte, so blieben ihre verliebten Empfindungen einige Tage hindurch ganz eingestellt. Sie sprachen nicht mehr von Theodora und wagten es nicht einmal, ihren Namen zu nennen. Während indeß in der Stadt Valencia die Freundschaft auf diese Art über die Liebe triumphirte, herrschte die Liebe, gleich als wolle sie sich rächen, andern Ortes mit tyrannischer Gewalt und erzwang sich widerstandslosen Gehorsam.

Donna Theodora gab sich auf ihrem Schlosse Villareal, das nahe am Meere liegt, ganz ihrer Zärtlichkeit hin. Sie dachte unaufhörlich an Don Juan und konnte sich von der Hoffnung nicht lossagen, dereinst die Seinige zu werden, so wenig Aussichten auch nach obengedachter Erklärung ihres Angebeteten in Betreff seines Freundschaftsverhältnisses zu Don Fadrique; vorhanden waren.

Eines Abends, als sie noch nach Sonnenuntergang mit einer ihrer Frauen am Meeresufer spazieren ging, bemerkte sie eine kleine Schaluppe, die stark auf das Land zusteuerte. Die sieben bis acht Männer, die darin saßen, kamen ihr etwas häßlich vor; als sie dieselben aber mehr in der Nähe sah und aufmerksamer betrachtete, erkannte sie, daß sie Masken für Gesichter gehalten hatte. Wirklich waren es maskirte Leute, sämmtlich mit Degen und Bajonetten bewaffnet.

Sie erschrack, und da sie sich von der Landung dieser Kameraden, wozu sie sich eben anschickten, nichts Gutes versprach, so kehrte sie schnell nach ihrem Schlosse um. Von Zeit zu Zeit sah sie zurück, um die Fremden zu beobachten, und da sie bemerkte, daß sie festen Fuß gefaßt hatten und anfingen sie zu verfolgen, so lief sie aus Leibeskräften; weil sie aber minder leichtfüßig war, als Atalanta, die Masken dagegen flinke und muntere Bursche, so wurde sie vor dem Thore ihres Schlosses eingeholt und festgenommen.

Die beiden Frauen schlugen ein lautes Geschrei auf, das sogleich einige Bedienten herbeizog, und da diese im Schlosse Lärm machten, so kam bald die gesammte männliche Dienerschaft Theodora's mit Stecken und Stangen auf den Platz gesprungen. Gleichwohl nahmen zwei der stärksten Masken Gebieterin und Zofe in ihre Arme und trugen sie trotz alles Sträubens und Widerstrebens nach der Schaluppe, indeß die Uebrigen den Leuten vom Schlosse Stand hielten, die ihnen lebhaft zuzusetzen anfingen. Der Kampf dauerte lang; endlich aber führten die Masken ihr Unternehmen glücklich aus und erreichten kämpfend die Schaluppe. Es war hohe Zeit, daß sie sich zurückzogen; denn noch waren nicht Alle auf dem Schiffe, als sie von der Straße nach Valencia her vier bis fünf Reiter erblickten, die im stärksten Galopp auf sie losſprengten und Theodora zu Hülfe kommen zu wollen schienen. Bei diesem Anblick sputeten sich die Räuber, und es gelang ihnen, noch

vor der Ankunft ihrer neuen Gegner die offene See zu gewinnen.

Die Reiter waren Niemand anders als Don Fadriquez und Don Juan. Der Erstere hatte an demselben Tage einen Brief erhalten, worin ihm gemeldet wurde, man habe aus guter Quelle in Erfahrung gebracht, daß Alvaro Ponce sich auf der Insel Majorka aufhalte und eine Art Tartane ausgerüstet habe, um mit etwa zwanzig Burschen, die Nichts zu verlieren haben, die Wittwe des Cifuentes zu entführen, sobald sie sich auf ihrem Schlosse zeige. Auf diese Nachricht hin waren der Toledaner und er sogleich von Valencia abgereist, um Donna Theodora zu warnen. Sie hatten schon

von ferne am Ufer ziemlich viele Leute bemerkt, die mit einander zu kämpfen schienen, und da sie nun fürchteten, das Entsetzliche möchte eben jetzt geschehen, so sprengten sie mit verhängtem Zügel heran, um Don Alvaro zu bekämpfen. Allein umsonst: sie kamen nur noch, um Zeugen der Entführung zu seyn, die sie verhindern wollten.

Indeß entfernte sich Alvaro Ponce, stolz auf den glücklichen Erfolg seiner Verwegenheit, mit der schönen Beute, und seine Schaluppe vereinigte sich mit einem wohl ausgerüsteten kleinen Schiffe, das ihn in offener See erwartete. Man kann sich keinen größern Schmerz denken, als den der beiden Freunde. Sie verfluchten Don Alvaro zur Hölle, und erfüllten die Lüfte mit eben so jammervollem als nutzlosem Klagegeschrei. Die gesammte Dienerschaft Theodora's folgte diesem schönen Beispiel und ließ es ebenfalls nicht an Thränen und Wehklagen fehlen. Das ganze Ufer widerhallte von ihrem Geschrei: Wuth, Verzweiflung und Jammer schienen ihren Wohnsitz allda aufgeschlagen zu haben. Helena's Raub hat am Hof von Sparta keine größere Bestürzung verursacht."

Vierzehntes Kapitel.

Wichtiger Streit eines Tragödiendichters mit einem Luſtſpielſchreiber.

Der Student unterbrach hier den Teufel auf's Neue und ſagte zu ihm: „Sennor Asmodi, ſo ausnehmend mir auch Eure Geſchichte gefällt, ſo zieht doch in dieſem Augenblick etwas Anderes meine Aufmerkſamkeit auf ſich, und ich kann der Neugierde nicht widerſtehen, zu erfahren, was es bedeuten ſolle. Ich bemerke dort in einem Zimmer zwei Leute im bloßen Hemde, die ſich an der Kehle und bei den Haaren halten, und verſchiedene andere

Leute im Schlafrock, die sich alle Mühe geben, sie auseinander zu bringen. Sagt mir doch, was soll ich davon denken?" Der Dämon, der seinem Freund in Allem gefällig war, gab ihm hierauf folgende Erklärung:

„Die beiden Raufer," sagte er, „sind zwei französische Autoren, und die Leute, die sie auseinander zu bringen suchen, sind zwei Deutsche, ein Flamänder und ein Italiener. Sie wohnen alle in diesem Hause, das ein **Hôtel garni** ist, wo fast nur Ausländer ihr Quartier nehmen. Der eine der Autoren verfertigt Tragödien, der andere Komödien. Ersterer ging nach Spanien, weil er in Frankreich allerhand Verdruß hatte; dem Letzteren wollte es in Paris ebenfalls nicht recht gefallen, und er machte daher dieselbe Reise, in der Hoffnung, in Madrid ein besseres Loos zu finden.

Der Tragiker ist ein eitler und aufgeblasener Mensch, der sich dem besseren Theile des Publicums zum Trotz in seinem Heimathlande einigen Ruf zu erwerben gewußt hat. Um seine Muse beständig in Athem zu erhalten, dichtet er alle Tage, und heute Nacht fing er, weil er nicht schlafen konnte, ein neues Stück an, dessen Stoff er aus der Ilias entlehnt hat. Er ist bereits mit einer Scene fertig, und da sein kleinster Fehler darin besteht, daß ihn, wie seine übrigen Brüder in Apoll, beständig der Kitzel sticht, die Leute mit Vorlesung seiner Werke zu Tode zu quälen, so stand er auf, nahm sein Licht und klopfte im bloßen Hemde gewaltig an die Thüre des komischen Dichters, der seine Zeit besser anwandte und in tiefem Schlafe lag.

Der Komikus erwachte von dem Lärmen und öffnete seinem Collega, der wie ein Besessener auf ihn losging und ihm zurief: „Zu meinen Füßen, Freund, zu meinen Füßen! Verehret ein Genie, dem Melpomene lächelt. Ich habe so eben Verse gemacht..... Doch was sage ich, ich? Apollo selbst hat sie mir in die Feder diktirt. Wäre ich in Paris, ich würde

ſie heute noch von Haus zu Haus vorleſen. Ich warte nur bis es Tag wird, um unſern Herrn Geſandten und überhaupt alle Franzoſen in Madrid damit zu entzücken. Bevor ich ſie aber Jemand zeige, will ich ſie Euch vorleſen."

„Ich danke ſehr für die Auszeichnung," antwortete der Komikus, aus Leibeskräften gähnend. „Es iſt ſchlimm, daß Ihr Eure Zeit ſo übel wählet; ich bin ſpät zu Bette gegangen und ſehr ſchläfrig, kann daher nicht dafür ſtehen, daß ich alle Eure Verſe ohne einzuſchlafen anhören werde." — „O, dafür

ſtehe ich gut," erwiderte der Tragiker; „die Scene, die ich ſo eben gemacht habe, müßte Euch ſogar vom Tode wieder erwecken. Meine Verſe ſind nicht etwa eine Zuſammenſtoppelung von alltäglichen Gedanken und trivialen Ausdrücken, denen nur der Reim einigen Reiz verleihen kann; nein, es iſt eine männliche Poeſie, die das Herz rührt und dem Verſtand gefällt. Ich gehöre nicht zu den Dichterlingen, deren jammervolle neue Geburten nur wie Schatten über die Scene gleiten und dann nach Utika wandern, um die Afrikaner zu ergötzen. Meine Stücke verdienen zugleich mit meiner Bildſäule in der palatiniſchen Bibliothek aufgeſtellt zu werden; denn nach dreißig Vorſtellungen füllen ſie immer noch das Schauſpielhaus. Kommen wir indeß," fügte der beſcheidene Dichter hinzu, „auf die Verſe, womit ich Euch erfreuen will.

„Meine Tragödie führt den Titel: der Tod des Patroklus. Erſte Scene. Briſeïs und die übrigen Gefangenen Achills treten auf. Sie zerraufen ſich die Haare und zerſchlagen ſich die Bruſt, um ihre Theilnahme an dem Tod des Patroklus an den Tag zu legen. Ja ſie können ſich nicht mehr auf den Beinen halten und ſinken, durch Verzweiflung

niedergebeugt, auf's Theater hin. Ihr werdet ſagen, dies ſey etwas gewagt; allein das ſuche ich eben. Kleine Geiſter mögen ſich immerhin in den engen Schranken der Nachahmung halten und es nicht wagen, ſie zu überſchreiten; meinetwegen! ſie thun wohl daran, daß ſie ſo ſchüchtern ſind. Ich aber, ich liebe das Neue, und um die Zuſchauer zu rühren und zu entzücken, muß man ihnen, glaube ich, Bilder vor die Augen führen, deren ſie ſich nicht verſahen.

„Die gefangenen Frauen liegen alſo auf dem Boden. Phönix, Achills Hofmeiſter, iſt bei ihnen; er hilft einer nach der andern wieder aufſtehen und beginnt dann die Protaſis mit folgenden Verſen:

So muß denn Hektor, muß das ſtolze Troja fallen,
Denn des Patroklus Tod ſchreit Rache laut bei Allen.
Sieh, Agamemnon naht, der ſtattliche Camel,
Neſtor, den Göttern gleich, der tapfere Eumel,
Leontes, der beſiegt den Mars im Speerwurf hätte,
Der ſtarke Diomed, Odyſſeus der Beredte.
Achilles rüſtet ſich: ſchon jagt er ſein Geſpann,
Das göttliche, im Zorn gen Ilium hinan.
Kaum folgen mag der Blick der Roſſe jähem Lauf,
Noch langſam für Achill, ihn ſpornt die Rache auf;
Drum herrſcht er ihnen zu: „Balius, Xanthus, eilt,
Und wenn ihr lang genug im Blutbad euch verweilt,
Wenn Troja's Macht verkriecht ſich hinter Wall und Wehren,
Dann mögt in's Lager ihr, doch mit Achill nur kehren!“
Und ſieh, geſenkten Haupts erwidert Xanthus nun:
„Wir werden, o Achill, nach dem Gebote thun,
Und deine Ungeduld mit raſchem Eifer ſtillen:
Doch das Verhängniß naht, dein Loos wird ſich erfüllen.“
Weiſſagend aus dem Pferd ſprach Juno dies, die Hohe:
Doch wie ein Sturmwind flog zur Schlacht nun der Heroe.
Bei dieſem Anblick ſchallt der Jubel der Hellenen,
Daß Troja's Ufer bang vom Widerhalle ſtöhnen,
Hephäſtos Rüſtung ſieht man um Achilles prangen,
Gleichwie den Morgenſtern, wenn hell er aufgegangen;
Gleichwie die Sonne, wenn ſie aus dem Meer geſtiegen
Und ſtrahlend durch die Luft nun ihre Blitze fliegen,
Gleichwie ein Feuer, das, vom Landmann angefacht,
Auf des Gebirges Kamm auflodert in der Nacht.

„Ich halte ein," fuhr der tragiſche Dichter fort, „um Euch einen Augenblick zu Odem kommen zu laſſen; denn wollte ich Euch die ganze Scene herſagen, die Schönheit meiner Verſification, ſo wie die große Menge ſchimmernder Gedanken und erhabener Einfälle, welche ſie enthält, würde Euch betäuben. Wie treffend nur die Vergleichung iſt:

Gleichwie ein Feuer, das vom Landmann angefacht!

Freilich merkt dies nicht Jedermann, aber ein Mann von Geiſt und Geſchmack, wie Ihr, muß davon ganz bezaubert ſeyn." — „Das bin ich auch," antwortete der Komikus boshaft lächelnd; „es kann in der That nichts Schöneres geben, und ich bin überzeugt, daß Ihr nicht ermangeln werdet, in Euerm Trauerſpiel auch zu rühmen, wie ſorgfältig Thetis die trojaniſchen Fliegen von des Patroklus Leiche weggeſcheucht habe." — „Keinen Spott!" verſetzte der Tragiker; „ein gewandter Dichter darf ſich Alles erlauben. Dieſe Stelle iſt vielleicht im ganzen Stücke die geeignetſte, um prächtige Verſe anzubringen; auf Ehre und Seligkeit, ich ſtreiche keine Sylbe.

„Alle meine Werke," fuhr er ohne Umſtände fort, „tragen das Gepräge der Meiſterſchaft auf der Stirn. Ihr ſolltet aber auch ſehen, wie ſie immer beklatſcht werden, wenn ich ſie vorleſe. Bei jedem Verſe muß ich inne halten, um Lobſprüche in Empfang zu nehmen. Ich erinnere mich noch, wie ich einmal in Paris ein Trauerſpiel in einem Hauſe vorlas, wo alle Tage zur Zeit des Mittageſſens eine Menge Schöngeiſter zuſammenkommen und wo man mich — ich kann das ohne Eitelkeit ſagen — für keinen Pradon hält. Die lange Gräfin von Vieille-Brune war da, eine Dame von ausgezeichnet feinem Geſchmack: ich bin ihr Lieblingsdichter. Gleich bei der erſten Scene weinte ſie heiße Thränen; im zweiten Act mußte ſie ein anderes Schnupftuch nehmen; im dritten ſchluchzte ſie unaufhörlich, im vierten wurde ſie unwohl und bei der Kataſtrophe glaubte ich, ſie würde mit meinem Helden ſterben."

Bei dieſen Worten war es dem komiſchen Dichter unmöglich, länger ernſthaft zu bleiben, und er ſchlug ein ſchallendes Gelächter auf. „Ja, ja," ſagte er endlich, „daran erkenne ich die liebe Gräfin. Die edle Frau kann die Komödie nicht ausſtehen und hat einen ſolchen Widerwillen dagegen, daß ſie gewöhnlich nach dem großen Stücke fortgeht, um ihren ganzen Schmerz mit nach Hauſe zu nehmen. Das Trauerſpiel iſt ihre noble Paſſion. Das Stück mag gut oder ſchlecht ſeyn, wenn nur unglückliche Verliebte darin ſprechen, ſo wird ſie unfehlbar gerührt. Aufrichtig geſtanden, wenn ich Gedichte ernſthaften Inhalts machte, ſo wünſchte ich mir andere Verehrer, als ſie."

„Daran fehlt es mir auch nicht," erwiderte der Tragiker. „Tauſend Perſonen von Stand, ſowohl Herren als Damen, beehren mich mit ihrem Beifall....." — „Ich gebe keinen Pfifferling um das Lob dieſer Leute," unterbrach ihn der Komikus, „und halte nichts auf ihre Urtheilsfähigkeit. Wollt Ihr wiſſen, warum? Weil Zuhörer dieſer Art während einer Vorleſung meiſtens zerſtreut ſind. Sie laſſen ſich leicht von einem einzigen ſchönen Reim oder artigen Gedanken beſtechen und loben dann das ganze Stück, wenn es auch ſonſt an allen möglichen Fehlern leidet. Auf der andern Seite iſt es ihnen eine Kleinigkeit, ein gutes Stück zu verſchreien, das vielleicht bloß einige harte Reime hat."

„Nun gut," entgegnete der Günſtling Melpomene's, „da Ihr mir jene Richter verdächtig zu machen geſucht, ſo darf ich mich doch vielleicht auf den Beifall des Parterre's verlaſſen?" — „Thut Euch ja darauf nichts zu gut," erwiderte der Andere, „denn es iſt gar zu launiſch und grillenhaft. Auch beträgt es ſich zuweilen bei Vorſtellungen neuer Stücke ſo plump und abgeſchmackt, daß es wohl zwei Monate lang von einem elenden Machwerke bezaubert iſt. Nach und nach verſchwindet dann der erſte Eindruck, und der beklatſchte Autor wird mit Schmach überhäuft."

„Ein Unglück, das ich nicht zu fürchten habe," ſagte der Tragiker. „Meine Stücke werden eben ſo oft neu gedruckt als aufgeführt. Mit den Komödien iſt's freilich nicht ſo: der Druck deckt ihre Schwächen auf und da Komödien nur Kleinigkeiten, geringfügige Producte des Witzes ſind....." — „Nur ſachte, lieber Herr," unterbrach ihn der Andere, „Ihr erhitzt Euch ja ganz; im Uebrigen muß ich bitten, in meiner Gegenwart etwas ehrerbietiger von der Komödie zu ſprechen. Meint Ihr denn, ein komiſches Stück ſey leichter als ein Trauerſpiel? Glaubt nur das nicht: es iſt eben ſo ſchwer, ehrliche Leute zum Lachen zu bringen, als zum Weinen. Ein ſinnreiches Sujet aus dem gemeinen Leben ſinnreich zu bearbeiten koſtet ſo viel Mühe, als die ſchönſte Tragödie."

„Ei wahrhaftig!" rief der Tragiker in ſpöttiſchem Tone, „es freut mich ungemein, dies von Euch zu hören. Nun gut, beſter Sennor Calidas, um allen Streit zu vermeiden, will ich künftig alle Eure Werke ſo hoch ſtellen, als ich ſie bisher gering geſchätzt hatte." — „An Eurer Geringſchätzung, beſter Giblet," antwortete der Komiker haſtig, „iſt mir durchaus nichts gelegen; da Ihr aber unverſchämt zu werden beginnt, ſo will ich Euch geradezu ſagen, was ich von den Verſen halte, die Ihr ſo eben vorlaſet. Sie ſind im höchſten Grade abgeſchmackt und die Gedanken, obwohl aus Homer geſtohlen, auf's jammervollſte verflacht. Achill ſpricht mit ſeinen Pferden; dieſe antworten ihm, und darin liegt ein niedriges Bild, ebenſo wie auch in der Vergleichung mit dem Feuer, das die Bauern auf einem Berge anfachen. Wenig Ehre für die Alten, wenn man ſie auf dieſe Art ausplündert. Es iſt wahr, ſie haben herrliche Sachen, aber man muß mehr Geſchmack als Ihr beſitzen, um unter dem, was man von ihnen entlehnen will, eine glückliche Wahl zu treffen."

„Weil Ihr alſo," erwiderte Giblet, „nicht genug Schwung und Erhabenheit des Geiſtes habt, um die Schönheiten meiner

Poeſie zu fühlen, und zugleich zur Strafe, daß Ihr Euch unterſtanden, mein Stück zu tadeln, leſe ich Euch auch die Fortſetzung nicht vor." — „Strafe genug für mich, daß ich den Anfang hören mußte," erwiderte Calidas. „Wahrhaftig, es ſteht Euch wohl an, meine Komödien verachten zu wollen. Die ſchlechteſte, die ich hinſchmiere, iſt noch immer beſſer als alle Trauerſpiele mit einander, denn es iſt weit leichter, mit ſchwülſtigen Redensarten zu prangen, als einen feinen und artigen Scherz zu Tage zu fördern."

„Gott ſey gedankt!" erwiderte der Tragiker in verächtlichem Tone; „wenn ich das Unglück habe, Eure Achtung nicht zu beſitzen, ſo glaube ich mich darüber tröſten zu können. Der Hof urtheilt günſtiger über mich, als Ihr, und der Jahrsgehalt, den er mir gnädigſt ausgeſetzt hat....." — „Schweigt mir von Euerm Jahrsgehalt und vom Hof," fiel Calidas ein; „ich weiß zu gut, wie man dergleichen Jahrsgehalte bekommt, als daß ich deßhalb Eure Werke höher ſchätzen ſollte. Noch einmal, bildet Euch ja nicht ein, als ob Ihr mehr verſtändet, als ein komiſcher Dichter. Ich wenigſtens bin vollkommen überzeugt, daß es nichts Leichteres gibt, als Tragödien zu ſchreiben, und wenn ich wieder nach Frankreich zurückgehe und es mir im Komiſchen nicht mehr gelingt, ſo werde ich mich wohl auch noch dazu erniedrigen."

„Für einen Farcenmacher," ſagte der Tragiker, „beſitzet Ihr eine große Doſis Eitelkeit." — „Für einen Reimer, der ſeinen ganzen Ruf nur falſchem Glanze verdankt," erwiderte der Komikus, „macht Ihr gewaltig viel Rühmens von Euch ſelbſt." — „Ihr werdet unverſchämt," replicirte Giblet. „Wäre ich nicht auf Euerm Zimmer, mein liebes Herrlein, ſo wollte ich Euch ſchon Ehrfurcht vor dem Kothurn beibringen." — „Laßt Euch dadurch nicht abhalten, großer Meiſter Giblet," antwortete Calidas; „wenn Euch der Rücken juckt, ſo kann ich Euch auf meinem Zimmer ſo gut durchprügeln, als anderswo."

Auf dieſes hin faßten ſich Beide an den Haaren und bei der Kehle und Keiner ließ es an Fauſtſchlägen und Rippenſtößen fehlen. Ein Italiener, der im Zimmer daneben ſchlief, hörte das ganze Zwiegeſpräch mit an und ſchloß aus dem Lärmen, daß ſie einander in den Haaren liegen müſſen. Er ſtand auf und, obſchon Italiener, hatte er doch ſo viel Mitleid, daß er

um Hülfe rief. Ein Flamänder und zwei Deutſche, ſämmtlich, wie Ihr ſehet, im Schlafrock, helfen dem Italiener die Kämpfenden auseinander bringen."

„Ein luſtiger Streit!" ſagte Don Kleophas. „Aber wie ich ſehe, halten ſich die Tragödiendichter in Frankreich für viel wichtigere Leute als andere, die bloß Komödien ſchreiben." — „Sehr wahr," antwortete Asmodi. „Jene dünken ſich über dieſe eben ſo hoch erhaben, als die Helden im Trauerſpiel über die Bedienten im Luſtſpiel." — „Und worauf gründen ſie denn

dieſen Stolz?" fragte Don Kleophas. „Sollte wirklich eine Tragödie ſchwerer ſeyn, als eine Komödie?" — „Dieſe Frage," antwortete der Teufel, „iſt ſchon hundertmal in Anregung gebracht worden und wird es noch immer täglich. Ich für mein Theil, entſcheide ſie — Andere mögen davon denken, was ſie wollen, — ſo: Ich ſage, es iſt nicht leichter, ein Luſtſpiel zu verfaſſen, als ein Trauerſpiel; denn wäre das Letztere ſchwerer, ſo würde daraus folgen, daß ein Tragödienſchreiber fähiger wäre, eine Komödie zu liefern, als der beſte komiſche Dichter: dem widerſpricht aber die Erfahrung auf's ſchlagendſte. Dieſe beiden Dichtungsarten erfordern zwei Genies von verſchiedener Art, aber gleicher Geſchicklichkeit.

„Indeß — fügte der Dämon hinzu — iſt es Zeit, den Faden der unterbrochenen Geſchichte wieder aufzunehmen."

Fünfzehntes Kapitel.

Fortſetzung und Schluß der Erzählung von der Macht der Freundſchaft.

Theodora's Dienerſchaft hatte, wenn ſie auch die Entführung ihrer Gebieterin nicht verhindern konnte, doch wenigſtens muthigen Widerſtand geleiſtet und einige von Alvaro Ponce's Leuten übel zugerichtet. Einer von ihnen war ſo gefährlich verwundet, daß er ſeinen Kameraden nicht mehr folgen konnte und beinahe leblos auf dem Sande liegen blieb.

Man erkannte den Unglücklichen für einen Bedienten des Don Alvaro, und da man merkte, daß er noch athmete, trug

man ihn in's Schloß und bot Alles auf, um ihn wieder zu ſich zu bringen. Endlich gelang es auch, obſchon er durch ſtarken Blutverluſt ungemein geſchwächt war. Um ihm einige Geſtändniſſe abzulocken, verſprach man ihm für ſein Aufkommen beſorgt zu ſeyn und ihn nicht der Strenge der Gerichte preis zu geben, wenn er ſagen wolle, wohin ſein Gebieter die Donna Theodora zu führen gedenke.

Dieſes Verſprechen lockte ihn an, obſchon ſein Zuſtand ihm wenig Hoffnung ließ, davon Nutzen ziehen zu können. Er ſammelte ſeine wenigen noch übrig gebliebenen Kräfte und beſtätigte mit ſchwacher Stimme die Nachricht, die Don Fadriquez erhalten hatte. Dann fügte er hinzu, Don Alvaro beabſichtige, die Wittwe des Cifuentes nach Saſſari auf der Inſel Sardinien zu bringen, wo er einen Verwandten habe, deſſen Schutz und Einfluß ihm eine ſichere Zufluchtsſtätte verſpreche.

Bei dieſer Angabe wurde es Mendoza und dem Toledaner wieder etwas leichter um's Herz: ſie ließen den Verwundeten im Schloß, wo er einige Stunden darauf ſtarb, und ritten nach Valencia zurück, um die nöthigen Vorbereitungen zur Verfolgung zu treffen. Sie beſchloſſen, ihren gemeinſchaftlichen Feind in ſeinem Schlupfwinkel aufzuſuchen, und ſchifften ſich daher bald darauf ohne Gefolge in Denia ein, von wo ſie in den Hafen von Mahon fuhren, in der ſichern Hoffnung, daſelbſt in Bälde eine Gelegenheit nach Sardinien zu finden. Wirklich waren ſie kaum dort angelangt, als ſie erfuhren, ein nach Cagliari beſtimmtes Frachtſchiff werde unverzüglich abſegeln: eine Gelegenheit, die ſie nicht hinauslaſſen wollten.

Im Anfang hatten ſie den beſten Wind, den man ſich nur wünſchen kann; aber nach fünf oder ſechs Stunden trat Windſtille ein und in der Nacht drehte ſich der Wind vollſtändig, ſo daß ſie laviren mußten, bis er wieder eine andere Richtung annahm. So ſegelten ſie drei Tage lang fort; am

vierten aber um zwei Uhr Nachmittags entdeckten ſie ein Schiff, das mit vollen Segeln gerade auf ſie zukam. Im Anfang hielten ſie es für ein Kauffahrteiſchiff; als ſie aber ſahen, daß es beinahe bis auf Schußweite herbeikam, ohne eine Flagge aufzuſtecken, ſo zweifelten ſie nicht mehr daran, es werde ein Korſar ſeyn.

Ihre Erwartung wurde nicht betrogen: es war ein Pirat aus Tunis, welcher im Anfang glaubte, die Chriſten werden ſich ohne Kampf ergeben. Als er aber ſah, daß ſie ihre Segel einzogen und ihre Kanonen in Bereitſchaft ſetzten, ſo ſchloß er daraus, die Sache müſſe wohl ernſthafter ſeyn, als er ſich gedacht hatte, hielt daher an, zog gleichfalls ſeine Segel ein und rüſtete ſich zum Kampfe.

Die beiden Schiffe ließen ihre Geſchütze gegen einander ſpielen und die Chriſten ſchienen im Vortheil zu ſeyn, als ein algieriſcher Korſar mit einem noch größeren und beſſer ausgerüſteten Schiff, als die beiden andern, mitten im Kampfe dazu kam und die Partie des Tuneſers ergriff. Er ſteuerte mit vollen Segeln auf das ſpaniſche Schiff zu, das ſomit zwiſchen zwei Feuer gerieth.

Bei dieſem Anblick verloren die Chriſten den Muth, und da ſie den allzu ungleichen Kampf nicht länger fortſetzen wollten, ſo hörten ſie auf zu ſchießen. Hierauf zeigte ſich auf dem Hintertheil des algieriſchen Schiffes ein Sklave, der den Chriſten auf ſpaniſch zurief, ſie ſollen nach Algier umkehren, wenn ſie Gnade wünſchen. Nach dieſer Aufforderung erſchien ein Türke mit einer Fahne aus grünem Tafft, worauf eine Menge ſilberner Halbmonde in einander verſchlungen waren, und ſchwang ſie in die Luft. Die Chriſten überzeugten ſich nun von der völligen Erfolgloſigkeit jedes weiteren Widerſtandes und fochten nicht länger, ſondern überließen ſich dem ganzen Schmerz, den der Gedanke an die Sklaverei freien Männern verurſachen muß. Der Capitän, der durch längere Zögerung die barbariſchen

Sieger zu erbittern fürchtete, nahm die Fahne vom Hintertheil des Schiffes herab, ſtieg mit einigen ſeiner Matroſen in das Boot und übergab ſich dem algieriſchen Korſaren.

Der Seeräuber ſchickte einen Theil ſeiner Mannſchaft ab, um das ſpaniſche Schiff zu unterſuchen, d. h. mit andern Worten, rein auszuplündern. Der tuneſiſche Korſar ſeinerſeits ertheilte einigen ſeiner Leute denſelben Befehl, ſo daß ſämmtliche Paſſagiere des unglücklichen Schiffes in einem Augenblicke entwaffnet und durchſucht waren. Hierauf ſchleppte man ſie in das algieriſche Schiff, wo die beiden Piraten das Loos warfen und ſich in den Raub theilten.

Es wäre für Mendoza und ſeinen Freund wenigſtens ein Troſt geweſen, wenn ſie beide mit einander Einem Korſaren in die Hände gefallen wären. Gewiß hätten ſie ihre Ketten weniger ſchwer gefunden, wenn es ihnen vergönnt

gewesen wäre, sie gemeinschaftlich zu tragen; allein sie sollten nun einmal den Kelch des Leidens bis auf den Grund leeren, und so fiel Don Fadriquez dem tunesischen, Don Juan dem algierischen Korsaren zu. Denkt Euch die Verzweiflung der Freunde, als sie sich verlassen mußten. Sie baten die Seeräuber fußfällig, sie nicht zu trennen, allein die Unholde, deren Grausamkeit bei den rührendsten Schauspielen sich nicht gemildert hatte, schlossen aus Allem, die beiden Gefangenen müssen vornehme Leute seyn, die wohl ein schweres Lösegeld bezahlen können, und nahmen sich daher vor, sie zu theilen.

Mendoza und Zarata, die wohl einsahen, daß sie es mit Unmenschen zu thun hatten, konnten sich ihre Betrübniß nur durch Blicke zu verstehen geben. Nach der Theilung der Beute aber und als der tunesische Seeräuber mit den ihm zugefallenen Sklaven nach seinem Schiffe zurückfahren wollte, da glaubten die beiden Freunde, sie müßten unter ihrem Schmerze erliegen. Mendoza näherte sich dem Toledaner, schloß ihn fest in seine Arme und sagte zu ihm: „So müssen wir uns denn trennen! Welch gräßliche Nothwendigkeit! Nicht genug, daß die Verwegenheit eines Räubers ungestraft bleibt, man raubt uns auch noch den Trost, bei einander zu seyn. Ach, Don Juan, was haben wir dem Himmel gethan, daß er uns seinen Zorn so grausam empfinden läßt!“ — „Ihr braucht nach der Ursache unsers Unglücks nicht weit zu suchen,“ antwortete Don Juan; „ich bin allein daran Schuld. Die Ermordung meiner Frau und ihres Liebhabers, so entschuldbar sie in den Augen der Menschen erscheint, hat ohne Zweifel den Himmel gereizt und er straft nun auch Euch für Eure Freundschaft gegen einen Elenden, den seine Gerechtigkeit verfolgt.“

Dabei weinten die beiden Freunde bitterlich und schluchzten so laut, daß die andern Sklaven ihr eigenes Unglück beinahe darüber vergaßen. Die tunesischen Räuber aber, noch gefühlloser als ihr Hauptmann, machten nicht viel Umstände; als

ſie ſahen, daß Mendoza ſich nicht ſehr beeilte, das Schiff zu verlaſſen, riſſen ſie ihn mit Gewalt aus des Toledaners Armen und ſchleppten ihn unter Schlägen und Stößen fort.

„Lebe wohl, geliebteſter Freund!“ rief er, „ich werde Euch nie wiederſehen: Donna Theodora iſt nicht gerächt. Die Leiden, die dieſe Unmenſchen mir bereiten, werden mein geringſter Kummer in der Sklaverei ſeyn.“

Don Juan vermochte nichts darauf zu antworten. Er hatte ſich über die Mißhandlung ſeines Freundes ſo entſetzt, daß er nicht ſprechen konnte. Da indeß die Ordnung dieſer Geſchichte verlangt, daß wir den Toledaner begleiten, ſo

wollen wir Don Fadriquez einſtweilen auf dem tuneſiſchen Schiffe laſſen.

Der algieriſche Korſar kam glücklich in ſeinen Hafen zurück. Er ſtellte ſeine neuen Sklaven dem Paſcha vor und führte ſie von da auf den gewöhnlichen Menſchenmarkt. Ein Offizier des Dey's Mezomorto kaufte Don Juan für ſeinen Herrn, bei welchem der neue Sklave zu Arbeiten in den Gärten des Harems verwendet wurde. So peinlich nun auch dieſe Beſchäftigung für einen Edelmann ſeyn mußte, ſo hatte ſie doch auch etwas Angenehmes, weil er dabei allein ſeyn durfte. In ſeiner jetzigen Lage war ihm nichts lieber, als wenn er frei und ungeſtört über ſein Unglück nachdenken konnte. Dies that er auch unaufhörlich, und ſtatt ſolche betrübende Bilder zu vergeſſen zu ſuchen, fand er eine Art Vergnügen darin, ſie immer auf's Neue ſeinem Geiſte vorzuführen.

Eines Tags ſang er eben über ſeiner Arbeit ein trauriges Lied, als der Dey, den er nicht bemerkt hatte, im Garten ſpazieren ging. Mezomorto blieb ſtehen, die Stimme ſeines Sklaven gefiel ihm, und er ging aus Neugierde auf ihn zu und fragte nach ſeinem Namen. Der Toledaner antwortete, er heiße Alvaro. Er hatte nämlich gleich Anfangs für gut gefunden, ſeinen Namen, wie andere Sklaven auch, zu verändern und den eben erwähnten hatte er angenommen, weil ihm die Entführung Theodora's durch Alvaro Ponce beſtändig vor den Augen ſchwebte und er ihm deßhalb zuerſt in den Mund gekommen war. Mezomorto, der etwas ſpaniſch verſtand, fragte ihn Mehreres über die Sitten und Gewohnheiten Spaniens, beſonders über die Art, wie ſich die Männer den Frauen angenehm zu machen ſuchen, und Don Juans Antworten gefielen ihm ſehr wohl.

„Alvaro," ſagte er hierauf zu ihm, „du ſcheinſt ein verſtändiger Burſche zu ſeyn und ſtammſt gewiß auch von vornehmen Leuten ab; dem ſey übrigens, wie ihm wolle, du haſt

das Glück, mir zu gefallen, und ich will dich mit meinem Vertrauen beehren." Bei dieſen Worten fiel Don Juan dem

Dey zu Füßen und ſtand erſt wieder auf, nachdem er den Saum ſeines Kleides an ſeinen Mund, ſeine Augen und zuletzt an ſeinen Kopf geführt hatte.

„Um dir ſogleich Beweiſe meines Wohlwollens zu geben," fuhr Mezomorto fort, „ſo ſage ich dir hiemit, daß ich die allerſchönſten Frauen von Europa in meinem Serail habe. Beſonders Eine leuchtet unter allen Anderen hervor; ich glaube nicht, daß ſelbſt der Großherr eine ſo vollendete Schönheit beſitzt, obgleich ſeine Schiffe ihm täglich aus allen Gegenden

der Erde welche zuführen. Ihr Geſicht gleicht der zurückgeſtrahlten Sonne, ihre Geſtalt dem Roſenſtengel im Garten Eram. Kurz, ich bin ganz bezaubert von ihr.

„Allein dieſes Wunder der Natur, dieſe ſeltene Schönheit iſt ſo traurig, daß weder die Zeit, noch meine Liebe ſie aufheitern kann. Obſchon das Schickſal ſie ganz in meine Hände gegeben hat, ſo habe ich doch meine Begierden nach ihr noch nicht befriedigt, ſondern bisher immer bezähmt. Ganz gegen die Gewohnheit von Meinesgleichen, die immer nur Sinnenluſt begehren, habe ich mir Mühe gegeben, ihr Herz

durch eine Gefälligkeit und eine Ehrerbietung zu gewinnen, die ſelbſt der niedrigſte Muſelmann nicht gegen eine Chriſtenſklavin haben würde.

„Indeß haben alle meine Bemühungen ihre Betrübniß nur vermehrt und ich fange nachgerade an, dieſes Eigenſinns müde zu werden. Der Gedanke an die Sklaverei iſt in den Geiſt der Andern nicht mit ſo tiefen Zügen eingegraben; meine freundlichen Blicke haben ihn bald verwiſcht: dieſe lange Betrübniß aber ermüdet meine Geduld. Ehe ich jedoch der Stimme der Leidenſchaft gehorche, will ich noch einen Verſuch mit ihr machen und mich dazu deiner Vermittlung bedienen. Da die Sklavin eine Chriſtin und ſogar Landsmännin von dir iſt, ſo wird ſie vielleicht Zutrauen zu dir faſſen und du wirſt ſie beſſer überreden können, als jeder Andere. Rühme ihr meinen Rang und meine Reichthümer: ſtelle ihr vor, daß ich ſie vor allen meinen Sklavinnen auszeichnen werde, mache ihr nöthigenfalls Hoffnung, dereinſt Mezomorto's Gemahlin zu werden, und ſage ihr, daß ich ihr mit mehr Hochachtung begegnen wolle, als einer Sultanin, deren Hand mir der Großherr ſelbſt anböte."

Don Juan warf ſich zum zweiten Male vor dem Dey nieder, und ſo wenig ihm dieſer Auftrag behagte, ſo verſicherte er doch, daß er ſein Möglichſtes thun wolle, um ihn gut zu Ende zu führen. „Genug," antwortete Mezomorto, „laß dein Geſchäft liegen und folge mir jetzt: ich will dich gegen unſere Gebräuche mit der ſchönen Sklavin allein reden laſſen. Hüte dich aber wohl, mein Vertrauen zu mißbrauchen; Martern, die ſelbſt den Türken unbekannt ſind, würden deine Verwegenheit ſtrafen. Suche ihre Betrübniß zu verſcheuchen und bedenke, daß deine Freiheit an das Ende meines Schmachtens geknüpft iſt." Don Juan folgte dem Dey, der einige Schritte vorausging, um die traurige Gefangene auf den Beſuch ſeines Agenten vorzubereiten.

Es waren zwei alte Sklavinnen bei ihr, die ſich ſogleich zurückzogen, als ſie Mezomorto erſcheinen ſahen. Die ſchöne Sklavin begrüßte ihn mit vieler Ehrerbietung, konnte ſich aber eines Schauders nicht erwehren, wie es ihr jedes Mal erging, ſo oft er ſich zeigte. Er bemerkte dies und ſuchte ſie zu beruhigen. „Liebenswürdige Gefangene," ſagte er zu ihr,

„ich komme bloß um dich zu benachrichtigen, daß ſich unter meinen Sklaven ein Spanier befindet, mit dem du vielleicht gerne ſprechen würdeſt. Wünſcheſt du ihn zu ſehen, ſo werde ich ihm die Erlaubniß geben, ſogar ohne Zeugen mit dir zu reden."

Die ſchöne Sklavin bezeigte Luſt, ihren Landsmann zu ſehen, worauf der Dey ſagte: „Ich werde ihn ſogleich zu dir ſchicken. Möchte er die Wolke des Kummers von deiner

Stirne bannen können!“ So ſprechend ging er hinaus und ſagte zu dem Toledaner, der ihm vor der Thüre begegnete, ganz leiſe: „Du kannſt hineingehen und dich mit der Gefangenen unterhalten; dann aber komm in meine Wohnung und berichte mir, was ihr mit einander geſprochen habt.“

Zarata ging ſogleich hinein, begrüßte die Sklavin, ohne ſie genau anzuſehen, und ſie empfing ſeinen Gruß ebenfalls, ohne ihn lange zu betrachten. Als ſie einander aber näher in's Auge faßten, ſchrien Beide laut auf vor Ueberraſchung und Freude. „Gerechter Gott!“ ſagte der Toledaner, auf ſie zugehend, „iſt es Schein oder iſt es in Wirklichkeit Donna Theodora?“ — „Ach! Don Juan!“ rief die ſchöne Sklavin, „ſeyd Ihr's?“ — „Ja, Sennora,“ antwortete er, zärtlich

ihre Hand küſſend, „Don Juan ſteht vor Euch. Erkennt mich an dieſen Thränen, die meine entzückten Augen nicht zurückhalten können, an dieſer Begeiſterung, die nur Eure Gegenwart

hervorzurufen vermag. Jetzt klage ich nicht mehr über das Schickſal, da es Euch meinen Wünſchen zurückgibt..... Doch wohin führt mich eine übermäßige Freude? Ich vergeſſe, daß Ihr in Feſſeln ſeyd. Durch welche neue Laune des tückiſchen Geſchicks ſeyd Ihr hierher gerathen? Wie habt Ihr Euch vor der Verwegenheit Alvaro's retten können? Ach! ſie hat mir unendlichen Kummer bereitet und ich fürchte ſehr, hören zu müſſen, daß der Himmel die Tugend vielleicht nicht mächtig genug beſchützt hat."

„Der Himmel," ſagte Donna Theodora, „hat mich an Alvaro Ponce gerächt. Wenn ich Zeit hätte, Euch zu erzählen....." — „Zeit genug," fiel Don Juan ein; „der Dey erlaubt mir, bei Euch zu ſeyn und, was ſehr auffallend iſt, ohne Zeugen mit Euch zu ſprechen. Benützen wir dieſe glücklichen Augenblicke; berichtet mir Alles, was Euch ſeit Eurer Entführung bis jetzt geſchehen iſt." — „Woher wißt Ihr denn," fragte Donna Theodora, „daß ich von Don Alvaro entführt worden bin?" — „Das weiß ich nur zu genau," erwiderte Don Juan, und erzählte ihr hierauf in kurzen Worten, wie er es erfahren, wie Don Mendoza und er ſich eingeſchifft haben, um ihren Räuber aufzuſuchen, und wie ſie von Korſaren gefangen worden ſeyen. Als er mit ſeiner Erzählung zu Ende war, begann Theodora die ihrige mit folgenden Worten:

„Ich brauche Euch nicht erſt zu ſagen, in welchen Schrecken ich gerieth, als ich auf einmal von einer Schaar maskirter Leute aufgegriffen wurde. Ich fiel auf den Armen deſſen, der mich trug, in Ohnmacht, und als ich, ohne Zweifel erſt nach ſehr langer Zeit, wieder erwachte, ſah ich mich mit Ines, einer meiner Frauen, allein auf offenem Meere im hintern Zimmer eines Schiffes, das ſchnell dahinſegelte.

Die unglückliche Ines fing an mich zur Geduld zu ermahnen, und ich ſchloß aus ihren Aeußerungen, daß ſie mit

meinem Räuber im Einverſtändniß ſeyn mußte. Er hatte die Frechheit, ſich vor mir zu zeigen. Er warf ſich zu meinen Füßen und ſagte: „Sennora, verzeiht Don Alvaro das Mittel, deſſen er ſich bedient, um Euch zu beſitzen. Ihr wißt, wie eifrig ich mich um Euch bemüht und mit welcher Beharrlichkeit ich Don Fadriquez Euer Herz ſtreitig gemacht habe bis auf den Tag, wo Ihr ihm den Vorzug gabet. Wäre meine Leidenſchaft für Euch nur eine gewöhnliche, ſo würde ich ſie überwunden und mich über mein Unglück getröſtet haben. Nun iſt es aber einmal mein Schickſal, Eure Reize anbeten zu müſſen, und ſo ſehr Ihr mich auch verachtet, ſo könnte ich mich doch nie von ihrer Macht befreien. Fürchtet jedoch nichts von dem Ungeſtüm meiner Liebe. Ich habe Euch die Freiheit nicht geraubt, um Eure Tugend durch unwürdige Verſuche zu erſchrecken, ſondern ich wünſche und hoffe, daß an dem Zufluchtsorte, wohin ich Euch führen will, ein ewiges und heiliges Band unſere Herzen verknüpfen werde.“

Er ſprach noch Mehreres der Art, worauf ich mich nicht mehr beſinnen kann; übrigens ſchien aus ſeinen Aeußerungen hervorzugehen, daß er mich zwar zur Heirath zwingen, aber nicht tyranniſiren wolle, und daß ich ihn weniger als einen unverſchämten Räuber, denn als einen leidenſchaftlichen Liebhaber betrachten müſſe. So lange er mit mir ſprach, weinte ich beſtändig und geberdete mich verzweiflungsvoll; er ging daher, ohne mit weitern Ueberredungsverſuchen ſeine Zeit zu verlieren, und an der Thüre gab er Ines ein Zeichen, das ohne Zweifel zu bedeuten hatte, ſie ſolle die Gründe, womit er mich beſtechen wollte, mit ihrer geläufigen Zunge unterſtützen.

Dies that ſie auch und ſtellte mir ſogar vor, wie ich nach einer Entführung, die ſo großes Aufſehen gemacht habe, nicht umhin könne, trotz alles Widerwillens Alvaro Ponce's Hand anzunehmen; mein guter Ruf fordere dieſes Opfer von meinem Herzen. So bewies ſie mir zwar die

Nothwendigkeit dieſer abſcheulichen Heirath, vermochte aber meine Thränen nicht zu trocknen, und ich blieb untröſtlich. Ines wußte nicht mehr, was ſie ſagen ſollte, als wir auf einmal vom oberſten Verdeck her einen großen Lärm hörten, der unſere ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Don Alvaro's Leute hatten nämlich ein großes Schiff erblickt, das mit vollen Segeln auf uns zuſteuerte, und dem wir, da das unſrige kein ſo guter Segler war, unmöglich ausweichen konnten. Es kam auf uns zu und wir hörten bald rufen: Ergebt euch! Alvaro Ponce und ſeine Leute aber wollten lieber ſterben, als ſich ergeben, und waren kühn genug, den Kampf zu wagen. Das Gefecht war ſehr lebhaft; ich will es Euch nicht ausführlich ſchildern, ſondern nur hinzuſetzen, daß Don Alvaro und alle ſeine Leute nach verzweifelter Gegenwehr auf dem Platze blieben. Wir wurden auf das große Schiff geführt, das Mezomorto gehörte und von Aby Ali Osman, einem ſeiner Offiziere, befehligt war.

Aby Ali betrachtete mich lange mit einiger Ueberraſchung, und da er mich an meinen Kleidern für eine Spanierin erkannte, ſagte er auf ſpaniſch zu mir: „Sey nicht ſo betrübt und tröſte dich über dein Schickſal. Dieſes Unglück war unvermeidlich für dich; doch, was ſage ich, Unglück? Es iſt vielmehr ein Glück, worüber du dich von Herzen freuen ſollteſt. Du biſt viel zu ſchön, um dich mit den Huldigungen der Chriſten zu begnügen. Der Himmel hat dich nicht für dieſe elenden Erdenſöhne geſchaffen; du verdienſt den erſten Menſchen der Welt anzugehören und die Muſelmänner allein ſind würdig, dich zu beſitzen. Ich werde," fügte er hinzu, „ſogleich nach Algier zurückkehren. Obgleich ich keine andere Beute gemacht habe, ſo bin ich doch überzeugt, der Dey, mein Herr, wird mit meinem Ausfluge zufrieden ſeyn. Ich fürchte nicht, daß er mich ſchelten wird, wenn ich vor Ungeduld brenne, ihm eine Schönheit zu überliefern, welche die Freude ſeiner Augen und die Zierde ſeines ganzen Serails ſeyn wird."

Aus dieſen Worten erkannte ich, was ich zu fürchten hatte, und meine Thränen floſſen immer reichlicher. Aby Ali aber, der die Urſache meines Schrecks mit einem ganz andern Auge betrachtete, als ich, lachte bloß darüber und ſegelte nach Algier, indeß ich mich maßloſer Betrübniß hingab. Bald ſchickte ich meine Seufzer zum Himmel und flehte um ſeinen Beiſtand; bald wünſchte ich, einige chriſtliche Schiffe möchten uns angreifen, oder die Fluten uns verſchlingen; zuletzt aber wünſchte ich, meine Thränen und mein Schmerz möchten mich ſo entſtellen, daß der Dey bei meinem Anblick erſchrecken müſſe. Vergebliche Wünſche meiner bedrohten Tugend! Wir kamen im Hafen an und man führte mich in dieſen Palaſt vor Mezomorto.

Ich weiß nicht, was Aby Ali zu ſeinem Herrn ſagte, als er mich vorſtellte, und eben ſo wenig, was dieſer antwortete, denn ſie ſprachen türkiſch mit einander; doch glaubte ich aus den Geberden des Dey's ſchließen zu können, daß ich

das Unglück hatte, ihm zu gefallen, und die Worte, die er auf ſpaniſch zu mir ſagte, brachten mich vollends in Verzweiflung, da ſie meine Meinung nur zu ſehr beſtätigten.

Vergebens warf ich mich ihm zu Füßen und verſprach ihm ſo viel Löſegeld, als er nur wolle; vergebens führte ich ſeinen Geiz in Verſuchung, indem ich ihm mein ganzes Vermögen anbot: er ſagte, er ſchätze mich höher als alle Reich-

thümer der Welt. Hierauf ließ er dieſe Wohnung hier, die prächtigſte in ſeinem ganzen Palaſte, für mich in Bereitſchaft ſetzen, und ſeit dieſer Zeit hat er Alles gethan, um die Traurigkeit zu verſcheuchen, die mich zu Boden drückt. Oft bringt er alle ſeine Sklaven und Sklavinnen, die ſingen oder ein Inſtrument ſpielen können, zu mir. Ines hat er mir genommen in der Meinung, ſie würde mich in meinem Kummer beſtärken; dagegen werde ich von alten Sklavinnen bedient, die mir unaufhörlich von der Liebe ihres Herrn vorſchwatzen und von

all den verschiedenen Freuden und Vergnügungen, welche er mir zudenke.

Aber Alles, was man anfängt, um mich zu zerstreuen und aufzuheitern, bringt gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor; nichts vermag mich zu trösten. Eine Gefangene in diesem abscheulichen Palast, der täglich von dem Geschrei der unterdrückten Unschuld widerhallt, fühle ich mich weniger unglücklich durch den Verlust meiner Freiheit, als durch den Schreck, den mir die verhaßte Zärtlichkeit des Dey's einjagt. Obgleich er sich bis auf diese Stunde immer nur wie ein überaus gefälliger und ehrerbietiger Liebhaber gegen mich betragen hat, so zittere ich doch an Leib und Seele: denn diese Ehrerbietung ist ihm vielleicht schon jetzt lästig und dann wird er ohne Zweifel Gewalt brauchen. Diese gräßliche Angst läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe und verbittert mir jeden Augenblick meines Lebens."

Donna Theodora brach bei diesen Worten in einen Strom von Thränen aus, so daß Don Juan im Innersten gerührt wurde. „Sennora," sagte er zu ihr: „Nicht ohne Grund entwerft Ihr Euch ein so schauderhaftes Bild von der Zukunft; auch ich fürchte dasselbe wie Ihr. Der Dey ist nur zu geneigt, andere Saiten gegen Euch aufzuziehen; ich weiß es aus seinem eigenen Munde, daß der bisher so unterwürfige Liebhaber demnächst seine angenommene Sanftmuth abzulegen gedenkt, und ich sehe alle die Gefahren voraus, denen Ihr entgegen gehet.

„Aber," fuhr er in einem andern Tone fort, „ich werde kein müssiger Zeuge dabei seyn. Obschon ich Sklave bin, so ist doch meine Verzweiflung zu fürchten. Ehe Mezomorto Euch beschimpft, stoße ich ihn nieder." — „Ach, Don Juan," fiel ihm die schöne Wittwe in's Wort, „welch ein verwegener Plan! Hütet Euch wohl, ihn auszuführen. Bedenkt, welche Grausamkeiten der Tod des Dey's zur Folge hätte. Die schrecklichsten Qualen..... Mich schaudert, wenn ich nur daran

denke! Ueberdies würdet Ihr Euch ganz unnöthig in Gefahr stürzen; denn wenn Ihr auch den Dey tödtet, so bin ich dadurch noch nicht frei. Ach! dann würde ich vielleicht an irgend einen Schurken verkauft, der nicht so ehrerbietig wäre, wie Mezomorto. Gerechter Gott, tritt du dazwischen! du kennst das viehische Gelüste des Dey's, du verbietest mir Dolch und Gift; so verhindere denn ein Verbrechen, das dich beleidigen würde!"

„Ja, Sennora," antwortete Zarata, „Gott wird helfen; ich fühle bereits seine Nähe. In diesem Augenblick kommt mir ein Gedanke, der ohne Zweifel ein geheimer Wink von ihm ist. Der Dey hat mir bloß deßwegen erlaubt, Euch zu besuchen, damit ich Euch für seine Liebe günstig stimmen soll. Ich muß ihm dann von unserer Unterhaltung Rechenschaft ablegen und ihn dabei nothwendig täuschen. Ich werde ihm sagen, Ihr seyet nicht so ganz untröstlich; sein höfliches Betragen fange an Eindruck auf Euch zu machen, und wenn er so fortfahre, könne er Alles hoffen. Ihr müßt mir hierin beistehen, und wenn er Euch wieder besucht, etwas heiterer seyn, als gewöhnlich. Stellt Euch, als ob Ihr an seiner Unterhaltung einiges Vergnügen fändet."

„Unmöglich!" erwiderte Donna Theodora. „Wie kann eine freie und aufrichtige Seele sich so verrathen und was hätten wir von dieser peinlichen Verstellung zu hoffen?" — „Der Dey," antwortete Zarata, „wird sich über diese Veränderung freuen und durch Gefälligkeit Euer Herz vollends zu gewinnen suchen; einstweilen aber werde ich für Eure Freiheit arbeiten. Ich gestehe, daß das Unternehmen schwierig ist; doch kenne ich einen gewandten Sklaven, von dessen Mitwirkung ich mir viel versprechen darf.

„Ich verlasse Euch jetzt," fuhr er fort; „mein Plan verlangt große Eile: doch werden wir uns wieder sehen. Ich gehe stehenden Fußes zum Dey und will seine ungestüme Liebesglut durch allerlei Märchen zu ergötzen suchen. Ihr aber, Sennora, bereitet Euch, ihn zu empfangen; ruft alle Künste der Verstellung

zu Hülfe. Eure durch seine Gegenwart beleidigten Augen seyen ohne Haß und Strenge; Euer Mund, der sich immer nur zu bittern Klagen öffnet, führe eine liebkosende Sprache: fürchtet nicht, ihm in allzu günstigem Lichte zu erscheinen; Ihr müsset Alles versprechen, um nichts zu gewähren." — „Schon gut," erwiderte Theodora; „ich will Alles thun, was Ihr sagt, da das Unglück, das mich bedroht, diese grausame Nothwendigkeit auferlegt. Gehet, Don Juan, und laßt alle Minen springen, um meiner Sklaverei ein Ende zu machen; es wird meiner Freude die Krone aufsetzen, wenn ich meine Freiheit Euch verdanke."

Der Toledaner begab sich sofort zu Mezomorto, um ihm den verlangten Bericht abzustatten. „Nun, Alvaro!" rief ihm der Dey sehr lebhaft entgegen, „was für Nachrichten bringst du mir von der schönen Sklavin? Hast du sie freundlicher gegen mich gestimmt? Wenn du glaubst, ich dürfe mir nicht schmeicheln, ihren hartnäckigen Schmerz überwinden zu können, so schwöre ich beim Haupte des Großherrn, meines Gebieters, daß ich mir heute noch mit Gewalt verschaffen werde, was man meiner Gefälligkeit verweigert." — „Herr," antwortete Don Juan, „dieses unverbrüchlichen Eides bedarf es nicht; Ihr werdet nicht in den Fall kommen, die Befriedigung Eurer Liebe durch Gewalt erzielen zu müssen. Die Sklavin ist eine junge Dame, die noch nie geliebt hat, und so stolz, daß sie die Huldigungen der vornehmsten Herren Spaniens abwies. Sie lebte in ihrem Lande wie eine Königin und sieht sich nun auf einmal gefangen: eine ihrer Würde bewußte Seele kann einen solchen Glückswechsel nicht so leicht verschmerzen. Gleichwohl wird diese hochfahrende Spanierin, wie alle andere, sich an die Sklaverei gewöhnen, und ich darf wohl sagen, daß sie bereits anfängt, ihre Fesseln weniger drückend zu finden. Eure Aufmerksamkeiten und Höflichkeiten, die sie nicht erwartet hatte, trösten sie einigermaßen und triumphiren über ihren Stolz.

Sucht ſie in dieſer günſtigen Stimmung zu erhalten, mein Herr und Gebieter, und bezaubert die ſchöne Sklavin vollends ganz durch fortgeſetztes ehrerbietiges Benehmen, dann wird ſie ſich in Bälde mit Vergnügen in Eure Wünſche fügen und in Euren Armen die Liebe zur Freiheit vergeſſen."

„Du machſt mich zum glücklichſten Menſchen!" rief der Dey: „dieſe Hoffnung vermag Alles über mich. Ja, ich werde meine ungeſtüme Liebesglut zurückhalten, um ſie deſto beſſer zu befriedigen; aber täuſcheſt du mich nicht, oder haſt du dich nicht ſelbſt getäuſcht? Ich gehe auf der Stelle zur Sklavin und will ſehen, ob ich die ſchmeichelhaften Hoffnungen, wovon du ſprichſt, ebenfalls in ihren Augen entdecken kann." Mit dieſen Worten ging er zu Theodora, der Toledaner aber kehrte in den Garten zurück, wo ihm der Gärtner begegnete. Dies war eben der gewandte Sklave, durch deſſen Mitwirkung er die ſchöne Wittwe zu befreien hoffte.

Er hieß Francisco, und ſtammte aus Navarra. In Algier war er ſehr gut bekannt, weil er hier ſchon mehreren Herren gedient hatte, ehe er in die Dienſte des Dey's kam. „Francisco, mein Freund," ſagte Don Juan zu ihm, „ich bin in der fürchterlichſten Noth. Im Palaſte hier befindet ſich eine junge Dame aus einem der angeſehenſten Geſchlechter von Valencia. Sie hat Mezomorto gebeten, ihr Löſegeld ſelbſt zu beſtimmen, allein er iſt in ſie verliebt und will ſie durchaus nicht frei geben." — „Und warum bekümmert Euch das ſo ſehr?" fragte Francisco. „Weil ich aus einer Stadt mit ihr bin," antwortete der Toledaner. „Ihre Eltern und die meinigen ſind die beſten Freunde, und ich werde Alles auf's Spiel ſetzen, um ſie zu befreien."

„Die Sache iſt nicht ſo leicht," verſetzte Francisco, „doch glaube ich, ich könnte ſie ausführen, wenn die Verwandten der Dame geneigt wären, einen ſolchen Dienſt tüchtig zu bezahlen." — „Darauf dürft Ihr Euch verlaſſen," antwortete

vielmehr auf Mittel denken, dahin zurückzukehren. Er brauche zu dieſem Behuf nur ein Schiff auszurüſten, wie wenn er, des müßigen Lebens müde, wieder einmal auf Raub ausziehen wollte, und mit dieſem Schiff können wir die Küſte von Valencia erreichen, wo Donna Theodora ihm die Mittel geben werde, den Reſt ſeiner Tage behaglich in Barcelona zu verleben."

„Ja, mein lieber Francisco," rief Don Juan, dem die zuverſichtliche Art des navarreſiſchen Sklaven neue Hoffnungen einflößte, „Ihr könnt dieſem Renegaten Alles verſprechen und dürft Beide einer anſehnlichen Belohnung gewiß ſeyn. Glaubet Ihr übrigens auch, unſer Plan werde ſich auf die Art, wie Ihr es im Sinn habt, ausführen laſſen?" — „Es können ſich," antwortete Francisco, „allerdings Schwierigkeiten in den Weg ſtellen, an die ich bis jetzt nicht gedacht habe; übrigens hoffe ich im Verein mit dem Renegaten alle zu löſen. Alvaro," fügte er beim Abſchied hinzu, „unſer Unternehmen muß gewiß gelingen und ich hoffe Euch bei meiner Rückkunft gute Nachrichten mitbringen zu können."

Voll Unruhe erwartete Zarata den Gärtner, der nach drei oder vier Stunden zurückkam und zu ihm ſagte: „Ich habe den Renegaten geſprochen und ihm unſern Plan mitgetheilt. Nach langer Berathung ſind wir dahin übereingekommen, daß er ein vollkommen ausgerüſtetes kleines Schiff kaufen ſoll, und da es erlaubt iſt, Sklaven als Matroſen mitzunehmen, ſo will er die ſeinigen alle dazu brauchen. Um ſich nicht verdächtig zu machen, nimmt er zehn türkiſche Soldaten in ſeinen Sold, wie wenn er wirklich auf Raub ausziehen wollte, und beſtimmt ihnen den Tag zur Abfahrt. Zwei Tage vorher aber ſchifft er ſich bei Nacht mit ſeinen Sklaven ein, lichtet ohne alles Geräuſch die Anker und holt uns an einer kleinen Thüre dieſes Gartens ganz nahe am Meere mit ſeinem Nachen ab. Dies iſt unſer Plan: Ihr

könnt ihn der Dame mittheilen, und sie versichern, daß sie längstens binnen vierzehn Tagen frei seyn solle."

Welche Freude für Don Juan, seiner Donna Theodora diese angenehme Nachricht überbringen zu können! Um die Erlaubniß zu einem Besuche bei ihr zu erhalten, suchte er am andern Tag Mezomorto auf und sagte zu ihm: „Verzeiht, Herr, wenn ich so frei bin, Euch zu fragen, wie Ihr die schöne Sklavin gefunden habt? Seyd Ihr diesmal besser zufrieden.....?" — „O vollkommen!" unterbrach ihn der Dey; „ihre Augen sind gestern meinen zärtlichen Blicken nicht ausgewichen; ihre Reden, bisher beständige Betrachtungen über ihr Schicksal, waren mit keiner Klage vermischt, und sie hörte Alles, was ich zu ihr sagte, sehr artig und aufmerksam an. Deinen Bemühungen, Alvaro, verdanke ich diese Veränderung, und ich sehe, daß du die Frauen deines Landes gut kennst. Du mußt heute wiederum mit ihr sprechen, um zu vollenden, was du so glücklich begonnen hast. Erschöpfe all deine Ueberredungsgabe und deine Gewandtheit, um mein Glück zu beschleunigen, dann werde ich sogleich deine Fesseln brechen; ja, ich schwöre dir beim Barte unsers großen Propheten, ich will dich mit so viel Wohlthaten überhäuft in dein Vaterland zurückschicken, daß die Christen, wenn sie dich wiedersehen, nicht glauben sollen, du seyst in der Sklaverei gewesen."

Der Toledaner ermangelte nicht, Mezomorto auf seinem Irrthum zu erhalten: er bezeigte sich sehr dankbar für seine Versprechungen, und unter dem Vorwand, ihre Erfüllung zu beschleunigen, machte er einen neuen Besuch bei der schönen Sklavin. Er fand sie allein in ihren Gemächern — die alten Weiber, die sie bedienten, waren anderswo beschäftigt — und sagte ihr sogleich, was der Navarrese und der Renegat auf seine Versprechungen hin mit ihm ausgemacht hatten.

Es war ein großer Trost für die Dame, als sie hörte, daß so gute Maßregeln zu ihrer Befreiung getroffen waren.

„Iſts möglich?“ rief ſie voll Freude aus; „darf ich mich der Hoffnung hingeben, meine geliebte Vaterſtadt Valencia wiederzuſehen? Welch ein Glück, nach ſo viel Gefahren und Schreckniſſen dort mit Euch in Ruhe zu leben! Ach! Don Juan, wie angenehm iſt mir dieſer Gedanke! Seyd Ihr nicht auch eben ſo vergnügt, wie ich? Bedenkt Ihr wohl, daß Ihr, wenn Ihr mich dem Dey entreißet, ihm Eure eigene Frau entführet?“

„Ach!“ antwortete Zarata mit einem tiefen Seufzer, „wie angenehm wären mir dieſe ſchmeichelhaften Worte, wenn nicht die Erinnerung an einen unglücklichen Freund eine Bitterkeit darein miſchte, die alle ihre Süßigkeit verderbt! Verzeiht mir, Sennora, Ihr müßt ſelbſt geſtehen, daß Mendoza Euer Mitleid verdient. Euch zu liebe hat er Valencia verlaſſen, ſeine Freiheit verloren, und ich zweifle nicht, daß ihn in Tunis die Laſt ſeiner Ketten weniger drücken wird, als die Verzweiflung, Euch nicht gerächt zu haben.“

„Allerdings,“ ſagte Donna Theodora, „hätte er ein beſſeres Schickſal verdient, und ich rufe den Himmel als Zeugen an, daß ich ihm für Alles, was er meinetwegen gethan und gelitten hat, im innerſten Herzen danke: allein ſein Unſtern will, daß mein Herz nie der Lohn ſeiner Dienſte ſeyn kann.“

Dieſe Unterhaltung wurde durch die Ankunft der mehrerwähnten zwei alten Sklavinnen unterbrochen. Don Juan fing ein anderes Geſpräch an und ſagte ganz in der Rolle als Vertrauter des Dey's zu Theodora: „Ja, reizende Sklavin, Ihr habt denjenigen gefeſſelt, der Euch in ſeinen Feſſeln zurückhält. Mezomorto, Euer und mein Gebieter, der verliebteſte und liebenswürdigſte aller Türken, iſt ſehr wohl mit Euch zufrieden. Seyd fortwährend freundlich gegen ihn und Ihr werdet bald das Ende alles Euers Kummers ſehen.“ Mit dieſen Worten, deren wahren Sinn nur die Dame errathen konnte, entfernte er ſich.

Dies war der Stand der Dinge acht Tage lang im Palaſte des Dey's. Inzwiſchen hatte der cataloniſche Renegat ein beinahe ganz ausgerüſtetes kleines Schiff gekauft und traf alle Anſtalten zur Abfahrt; aber ſechs Tage, ehe er im Stande war, abzuſegeln, kam Don Juan abermals in gewaltige Angſt.

Mezomorto ließ ihn zu ſich rufen und in ſein Zimmer treten. „Alvaro," ſagte er zu ihm, „du biſt frei und kannſt nach Spanien zurückreiſen, wann du willſt; die Geſchenke, die ich dir verſprochen habe, liegen bereit. Ich war heute bei der ſchönen Sklavin, und ſie kam mir ganz anders vor als damals, wo ihre Traurigkeit mir ſo vielen Kummer machte. Jeden Tag weiß ſie ſich beſſer in ihre Gefangenſchaft zu fügen und ſie erſcheint mir ſo liebenswürdig, daß ich ſo eben beſchloſſen habe, ſie zu heirathen. In zwei Tagen iſt ſie meine Gemahlin."

Bei dieſen Worten erblaßte Don Juan und konnte trotz aller Anſtrengung ſeine Unruhe und Ueberraſchung nicht verbergen, ſo daß der Dey nach der Urſache fragte.

„Gnädigſter Herr," antwortete ihm der Toledaner in ſeiner Verlegenheit, „ich muß mich allerdings ſehr wundern, daß einer der vornehmſten Männer im ottomaniſchen Reich ſich erniedrigen will, eine Sklavin zu heirathen. Ich weiß wohl, daß dies bei euch nicht ohne Beiſpiele iſt, aber der hochberühmte Mezomorto, der auf die Töchter der erſten Beamten der Pforte Anſpruch machen kann....." — „Dies iſt wahr," unterbrach ihn der Dey; „ich könnte mich um die Hand einer Tochter des Großveziers bewerben und dürfte mir ſchmeicheln, dereinſt der Nachfolger meines Schwiegervaters zu werden; aber ich beſitze unermeßliche Reichthümer und nur wenig Ehrgeiz; die Ruhe und die Vergnügungen, die ich hier genieße, ſind mir weit lieber als das Vezirat, dieſe gefährliche Ehre, wo man vor der Furcht der Sultane und der Eiferſucht neidiſcher Höflinge keinen Augenblick mehr ſicher iſt. Ueberdies liebe ich meine Sklavin, und ihre Schönheit macht ſie des Rangs, wozu meine Zärtlichkeit ſie beruft, vollkommen würdig.

„Aber," fügte er hinzu, „ſie muß heute noch ihre Religion ändern, um die Ehre, die ich ihr anthun will, zu verdienen. Glaubſt du wohl, ſie könnte ſich durch lächerliche Vorurtheile beſtimmen laſſen, dieſelbe nicht gehörig zu ſchätzen?" — „O nein, gnädigſter Herr," antwortete Don Juan; „ich bin überzeugt, daß ſie dieſem ſchönen Range Alles opfern wird. Erlaubt mir jedoch die Bemerkung, daß Ihr ſie nicht ſo ſchnell heirathen und überhaupt nichts übereilen ſolltet. Ohne allen Zweifel wird der Gedanke, einer Religion zu entſagen, die ſie mit der Muttermilch eingeſaugt hat, etwas Entſetzliches für ſie haben; gebt ihr daher Zeit, darüber nachzudenken. Wenn ſie bedenkt, daß Ihr ſie nicht ſchmählich behandeln und unter Euren übrigen Gefangenen verwelken und verkümmern laſſen, ſondern

auf die ehrenvollſte Weiſe zu Eurer Gemahlin erheben wollet, dann werden Dankbarkeit und Eitelkeit allmälig über alle ihre Bedenklichkeiten den Sieg davon tragen. Schiebt die Ausführung Euers Planes nur noch acht Tage hinaus."

Der Dey war einige Augenblicke in Nachdenken verſunken, denn die Friſt, die ſein Vertrauter verlangte, wollte ihm durchaus nicht behagen, und doch erſchien ihm ſein Rath ſehr verſtändig. „Alvaro," ſagte er endlich, „ich laſſe mich überreden; ſo ſehr ich mich auch nach dem Beſitze der Sklavin ſehne, ſo will ich gleichwohl noch acht Tage warten. Gehe ſogleich zu ihr und bereite ſie vor, daß ſie nach dieſer Zeit meine Wünſche erfüllt. Ich wünſche, daß derſelbe Alvaro, der mir ſo gute Dienſte bei ihr geleiſtet, auch die Ehre habe, ihr meine Hand anzubieten."

Don Juan ging ſofort zu Theodora und meldete ihr dieſe Unterredung, damit ſie ſich darnach einrichten ſollte. Zugleich ſagte er ihr, in ſechs Tagen werde das Schiff des Renegaten ſegelfertig ſeyn, und da ſie ſehr unruhig war über die Art, wie ſie ihre Gemächer verlaſſen könnte, indem die Zimmer, durch welche ſie gehen müßte, um auf die Treppe zu kommen, ſämmtlich wohl verſchloſſen waren, ſo ſagte er zu ihr: „Seyd darüber ohne Sorgen, Sennora; von Euerm Zimmer geht ein Fenſter auf den Garten und ich will Euch eine Leiter beſorgen, um hinabzuſteigen."

Wirklich meldete Francisco nach Verfluß von ſechs Tagen dem Toledaner, der Renegat ſey bereit, in der nächſten Nacht abzuſegeln: man kann ſich daher denken, mit welcher Ungeduld dieſe erwartet wurde. Endlich kam ſie und war zum Glück ſehr finſter. Sobald der Augenblick zur Ausführung des Unternehmens erſchienen war, ſtellte Don Juan eine Leiter unter das Zimmerfenſter der ſchönen Sklavin, die ihn erwartete und alsbald mit großer Haſt hinabſtieg. Sie ſtützte ſich ſodann auf den Toledaner und ließ ſich von ihm nach der kleinen Gartenthüre gegen das Meer zu führen.

Unſere Liebenden gingen ſehr ſchnell und genoſſen ſchon zum Voraus die Wonne der wiedererlangten Freiheit; allein das Schickſal hatte ſich immer noch nicht vollkommen mit ihnen ausgeſöhnt, denn gerade in dieſem Augenblick ſollte ſie das gräßlichſte und unvorhergeſehenſte Unglück treffen.

Sie waren ſchon außerhalb des Gartens und ſchritten auf das Ufer zu, um den ſie erwartenden Nachen zu erreichen, als ein Mann, den ſie für einen Genoſſen ihrer Flucht hielten und von dem ſie nichts Böſes fürchteten, mit bloßem Degen auf Don Juan zuging und ihm denſelben in die Bruſt ſtieß. „Schändlicher Alvaro Ponce!“ rief er, „alſo muß Don Fadriquez de Mendoza einen feigen Räuber beſtrafen; du verdienſt nicht, daß ich dich im ehrlichen Kampfe angreife.“

Der Toledaner ſank ſogleich zur Erde und Donna Theodora, die an ſeinem Arme hing, fiel, überwältigt von Beſtürzung, Schmerz und Entſetzen, in denſelben Augenblick in Ohnmacht. „Ach, Mendoza!“ ſagte Don Juan, „was habt Ihr gethan? Ihr habt Euern Freund getödtet.“ —

„Gerechter Himmel!“ rief Don Fadriquez, „wär's möglich? Hätte ich wirklich.....“ — „Ich verzeihe Euch meinen Tod,“ unterbrach ihn Zarata; „das Schickſal allein iſt daran Schuld, oder vielmehr es hat auf dieſe Art unſerm Unglück ein Ende machen wollen. Ja, mein lieber Mendoza, ich ſterbe vergnügt, da ich Euch Donna Theodora übergebe, die Euch verſichern kann, daß meine Freundſchaft gegen Euch ſich keinen Augenblick verläugnet hat.“

„Allzu großmüthiger Freund!“ ſagte Don Fadriquez in Verzweiflung, „Ihr ſollt nicht allein ſterben; derſelbe Stahl, der Euch getroffen, wird auch Euern Mörder beſtrafen. Kann mein Verbrechen auch durch Irrthum entſchuldigt werden, ſo vermöchte ich mich doch nie darüber zu tröſten.“ Mit dieſen

Worten ſtieß er ſich ſeinen Degen bis an's Heft in den Leib und fiel über Don Juan hin, der weniger aus Schwäche in

befreit zu ſehen. Wollte Gott, Ihr hättet Eure Freiheit mir zu verdanken, allein nach ſeinem Rathſchluſſe ſollte Euch nur derjenige von Euren Liebhabern, den Euer Herz gewählt, dieſen Dienſt erweiſen. Ich liebe dieſen Nebenbuhler zu ſehr, als daß ich darüber klagen könnte, und wünſche von Herzen, daß der Stoß, den ich ihm unglücklicherweiſe beigebracht habe, ihn nicht verhindern möge, Eure Dankbarkeit zu genießen." Die Dame antwortete darauf keine Sylbe. Das traurige Loos des Don Fadriquez rührte ſie in dieſem Augenblick nicht im Mindeſten, denn der Zuſtand des Toledaners flößte ihr wahren Abſcheu vor ihm ein.

Indeß traf der Chirurg Anſtalten, die Wunden zu beſehen und zu unterſuchen. Er fing mit Zarata an und fand ſeine Verletzung nicht gefährlich. Der Stoß war unter der linken Bruſtwarze ausgegleitet und hatte keinen von den edleren Theilen verletzt. Der Bericht des Chirurgen tröſtete Theodora ein wenig und machte dem Don Fadriquez große Freude. Er

drehte jetzt seinen Kopf nach der Dame und sagte zu ihr: „Ich bin zufrieden und sterbe ohne Kummer, da mein Freund außer Gefahr ist; ich werde nicht mit Euerm Hasse beladen sterben.“

Er sprach diese Worte in so rührendem Tone, daß die Wittwe im Innersten bewegt wurde. Da sie für Don Juans Leben nichts mehr zu fürchten hatte, so haßte sie auch Don Fadriquez nicht mehr und sah in ihm nur noch einen Mann, der ihr ganzes Mitleid verdiente. „Ach, Mendoza,“ antwortete sie ihm voll edlen Mitgefühls, „erlaubt doch, daß man Eure Wunde verbindet; vielleicht ist sie eben so ungefährlich, wie die Euers Freundes. Gestattet, daß man für Eure Gesundheit sorgt, und lebet; wenn ich Euch nicht glücklich machen kann, so werde ich wenigstens auch nicht das Glück eines Andern machen. Aus Mitleid und Freundschaft für Euch werde ich die Hand, die ich Don Juan schenken wollte, zurückhalten und Euch dasselbe Opfer bringen, das er Euch gebracht hat.“

Don Fadriquez wollte etwas erwidern, allein der Chirurg, welcher fürchtete, durch vieles Sprechen möchte sich sein Uebel verschlimmern, legte ihm Stillschweigen auf und untersuchte seine Wunde. Er fand sie tödtlich, denn der Degen war in den obern Theil der Lunge gedrungen, wie man aus dem starken Blutverlust ersehen konnte, dessen Folge das Schlimmste fürchten ließ. Sobald er den ersten Verband aufgelegt hatte, ließ er die beiden Cavaliere im hintern Zimmer auf zwei Betten neben einander legen; der Donna Theodora aber wies er ein anderes Zimmer an, da er glaubte, ihre Gegenwart bei den Verwundeten könne nur nachtheilig wirken.

Trotz all dieser Vorsichtsmaßregeln bekam Mendoza das Fieber, und gegen Abend wurde der Blutfluß immer stärker. Der Chirurg erklärte ihm jetzt, es sey keine Rettung möglich, und wenn er seinem Freunde oder Donna Theodora noch etwas sagen wolle, so habe er keine Zeit zu verlieren. Diese

Nachricht verſetzte den Toledaner in die ſchrecklichſte Aufregung: Don Fadriquez aber nahm ſie kalt und gleichgültig auf. Er ließ die Wittwe zu ſich bitten und ſie erſchien auch in einem Zuſtande, der ſich leichter denken, als beſchreiben läßt.

Ihr Geſicht war in Thränen gebadet und dabei ſchluchzte ſie ſo laut, daß es Mendoza tief zu Herzen ging. „Sennora," ſagte er zu ihr, „ich bin der koſtbaren Thränen, die Ihr weinet, nicht werth; beruhigt Euch doch und hört mich einen Augenblick an. Auch Euch, mein lieber Zarata," fügte er gegen den Toledaner hinzu, der ſeinen lebhaften Schmerz nicht unterdrücken konnte, „auch Euch bitte ich darum. Ich weiß wohl, daß dieſe Trennung Euch ſchmerzen wird: Eure Freundſchaft iſt mir zu gut bekannt, als daß ich daran zweifeln könnte. Aber wenn Ihr mich Beide mit ſo rührenden Beweiſen von Zärtlichkeit und Mitleid beehren wollet, ſo wartet doch wenigſtens bis ich wirklich todt bin.

„Bis dahin ſchiebt Euer Trauern auf; es geht mir tiefer zu Herzen, als der Verluſt meines Lebens. Vernehmet jetzt, auf welchen Wegen das Schickſal, das mich verfolgt, mich heute Nacht nach dem unglückſeligen Ufer führte, das ich mit dem Blute meines Freundes und meinem eigenen befleckt habe. Ohne Zweifel ſeyd Ihr begierig zu erfahren, wie ich Don Juan für Don Alvaro halten konnte. Ich will Euch dieſen traurigen Aufſchluß geben, wenn die kurze Zeit, die mir noch zu leben übrig bleibt, es geſtattet.

„Einige Stunden nach meiner Trennung von Don Juan begegneten wir einem franzöſiſchen Korſaren, der uns angriff. Er bemächtigte ſich des tuneſiſchen Schiffes und landete mit uns bei Alicante. Als ich frei war, war mein erſter Gedanke, meinen Freund loszukaufen. Zu dieſem Behuf begab ich mich nach Valencia, machte eine bedeutende Summe zuſammen und ging nach Barcelona, da ich gehört hatte, daß einige Brüder vom Erlöſerorden von da nach Algier reiſen wollten. Ehe ich

aber Valencia verließ, bat ich den Gouverneur, Francisco de Mendoza, meinen Oheim, allen ſeinen Einfluß am ſpaniſchen Hofe aufzuwenden, um Zarata's Begnadigung und Wiedereinſetzung in ſeine Güter auszuwirken, die gleich nach dem Tode des Herzogs von Naxera confiscirt worden waren. Ich hoffte nämlich, glücklich und geſund mit meinem Freunde nach Spanien zurückzukehren.

„Sobald wir in Algier angelangt waren, beſuchte ich all die Orte, wohin die Sklaven gewöhnlich kommen, allein ſo lange ich auch umherſtreifte, ſo fand ich doch nicht, was ich ſuchte. Da begegnete mir der kataloniſche Renegat, dem dieſes Schiff gehört: ich erkannte ihn als einen Mann, der früher meinen Oheim bedient hatte, ſagte ihm den Grund meiner Reiſe und bat ihn, ſich wegen meines Freundes genau auf Kundſchaft zu legen. „Es thut mir ſehr leid," antwortete er, „daß ich Euch nicht dienen kann: ich reiſe noch heute Nacht mit einer Dame von Valencia, einer Sklavin des Dey's, von Algier ab." — „Und wie heißt dieſe Dame?" fragte ich. — „Theodora," gab er zur Antwort.

„Ich war über dieſe Nachricht ſo überraſcht, daß der Renegat ſogleich daraus ſchloß, ich müſſe mich für die Dame intereſſiren. Er entdeckte mir ſeinen ganzen Plan zu ihrer Befreiung und da er mehrere Male des Sklaven Alvaro Erwähnung that, ſo zweifelte ich nicht daran, es könne Niemand anders ſeyn, als Alvaro Ponce. Voll Freude ſagte ich zu dem Renegaten: „Helft mir und gebt mir die Mittel an die Hand, mich an meinem Feinde zu rächen." — „Dies kann bald geſchehen," antwortete er; „Ihr müßt mir aber zuvor ſagen, weßhalb Ihr Euch über dieſen Alvaro beklagt." Ich erzählte ihm nun die ganze Geſchichte, worauf er zu mir ſagte: „Genug, Ihr braucht mich heute Nacht nur zu begleiten; man wird Euch Euern Nebenbuhler zeigen, und wenn Ihr ihn gezüchtigt habt, ſo tretet an ſeine Stelle und fahret mit uns und Donna Theodora nach Valencia zurück."

„Gleichwohl ließ mich meine Ungeduld Don Juan nicht vergeſſen. Ich übergab einem in Algier anſäſſigen italieniſchen Kaufmann, Namens Francisco Capati, ein Löſegeld, und dieſer verſprach mir auch ihn loszukaufen, ſobald er auf ſeine Spur käme. Endlich brach die Nacht an und ich ging zum Renegaten, der mich an's Ufer führte. Wir blieben vor einer kleinen Thüre ſtehen, aus welcher Jemand gerade auf uns zukam und mit dem Finger auf einen Mann und eine Frau zeigte, die hinter ihm herging. Er ſagte: „Dies iſt Alvaro und Donna Theodora.“

„Bei dieſem Anblick wurde ich wüthend. Ich zog den Degen, lief auf den unglücklichen Alvaro zu und in der feſten Ueberzeugung, meinen verhaßten Nebenbuhler vor mir zu haben, ſtieß ich den treuen Freund nieder, den zu ſuchen ich gekommen war. Aber, Gott ſey Dank!“ fuhr er in zärtlicherem Tone fort, „mein Irrthum wird ihn nicht das Leben und Donna Theodora nicht ewige Thränen koſten.“

„Ach, Mendoza!“ unterbrach ihn hier die Dame, „Ihr beurtheilt meinen Kummer falſch. Ich werde mich niemals über Euern Verluſt tröſten und wenn ich auch Euern Freund heirathen würde, ſo geſchähe es bloß, um Euch gemeinſchaftlich zu beklagen. Eure Liebe, Eure Freundſchaft, Euer Unglück würde immer der Gegenſtand unſerer Unterhaltung ſeyn.“ — „Ihr ſeyd allzugütig, Sennora,“ antwortete Don Fadriquez; „ich verdiene nicht, daß Ihr ſo lange um mich trauern würdet. Nun aber beſchwöre ich Euch, gebt Zarata Eure Hand, ſobald er Euch an Alvaro Ponce gerächt haben wird.“ — „Don Alvaro lebt nicht mehr,“ ſagte die Wittwe; „er wurde am nämlichen Tage, da er mich entführte, von dem Korſaren, der mich hierher brachte, getödtet.“

„Sennora,“ verſetzte Mendoza, „dieſe Nachricht macht mir große Freude, denn ſie kann für das Glück meines Freundes nur förderlich ſeyn. Hört nun Beide ohne allen Zwang auf

die Stimme Euers Herzens. Mit Freuden ſehe ich den Augenblick herbeikommen, der das letzte Hinderniß beſeitigen wird, das Euer Mitleid und ſeine Großmuth Euerm gemeinſchaftlichen Glücke noch in den Weg legen. Mögen alle Eure Tage ruhig dahin fließen in einer Einigkeit, welche die Eiferſucht des Glücks nicht zu ſtören vermag! Lebt wohl, Sennora! lebt wohl, Don Juan! Erinnert Euch zuweilen Beide eines Mannes, der nichts ſo ſehr geliebt hat, als Euch."

Da die Dame und der Toledaner, ſtatt etwas zu antworten, nur noch mehr weinten, ſo fuhr Don Fadriquez, der dies bemerkte und ſich ſehr unwohl fühlte, alſo fort: „Doch ich werde allzu weich; ſchon umgeben mich die Schatten des Todes und ich denke nicht daran, die göttliche Güte um Verzeihung anzuflehen, daß ich meinem Leben, worüber nur ſie allein verfügen durfte, mit eigener Hand das Ziel geſteckt habe." Nach dieſen Worten hob er mit allen Anzeichen aufrichtiger Reue ſeine Augen zum Himmel und ſtarb bald darauf an einem neuen Blutſturz.

Nun gerieth Don Juan in Verzweiflung: er riß den Verband ſeiner Wunde ab und wollte ſie unheilbar machen; Francisco aber und der Renegat warfen ſich auf ihn und widerſetzten ſich ſeiner Wuth. Theodora, in der entſetzlichſten Angſt, vereinigte ihre Bitten mit dem Renegaten und Navarreſen, um Don Juan von ſeinem Vorſatz abzubringen. Sie ſprach in ſo rührendem Tone zu ihm, daß er wieder zur Beſinnung kam und ſich ſeine Wunde auf's Neue verbinden ließ; und ſo ſiegte am Ende das Intereſſe des Liebhabers über die Wuth des Freundes. Er enthielt ſich ſofort ſolcher unſinnigen Ausbrüche ſeines Schmerzes, ohne daß ſich jedoch das Gefühl deſſelben im Mindeſten geſchwächt hätte.

Der Renegat, der unter vielem Andern auch vortrefflichen arabiſchen Balſam und köſtliche Wohlgerüche auf ſeinem Schiffe hatte, balſamirte auf die Bitten der Dame und Don Juans,

die ihren Freund in Valencia beerdigen laſſen wollten, Mendoza's Leiche ein. Während der ganzen Ueberfahrt ſeufzten und ſchluchzten die Beiden unaufhörlich. Die übrigen Leute auf dem Schiff waren heiterer, zumal da ſie fortwährend günſtigen Wind hatten und die Küſten Spaniens in Bälde ſichtbar wurden.

Bei dieſem Anblick überließen ſich die Sklaven alle ihrer Freude und als das Schiff glücklich im Hafen von Denia angelangt war, faßte Jeder ſeinen Entſchluß. Die Wittwe und der Toledaner ſchickten einen Courier nach Valencia mit Briefen an den Gouverneur und an die Familie der Donna Theodora, deren Rückkehr von allen ihren Verwandten mit großer Freude begrüßt wurde. Don Francisco de Mendoza aber war tief gebeugt über die Nachricht von dem Tode ſeines Neffen.

Er verhehlte es auch nicht, als er mit den Verwandten der Wittwe nach Denia kam und die Leiche des unglücklichen Don Fadriquez ſah. Der gute Greis benetzte ſie mit ſeinen

Thränen und brach in ſo wehmüthige Klagen aus, daß alle Zuſchauer gerührt wurden. Endlich fragte er, wie ſein Neffe geſtorben ſey?

„Das will ich Euch erzählen, Sennor," antwortete der Toledaner. „Ich ſuche ſeine Geſtalt nicht aus meinem Gedächtniſſe zu tilgen, ſondern finde vielmehr ein bitterſüßes Vergnügen darin, ſie mir unaufhörlich vor die Augen zu rufen und meinen Schmerz dadurch zu nähren." Er erzählte hierauf die traurige Geſchichte unter vielen Thränen, denen der alte Oheim die ſeinigen beimiſchte. Theodora's Verwandte aber bezeigten große Freude, ſie wieder zu ſehen, und wünſchten ihr Glück zu ihrer wunderbaren Errettung aus der Tyrannei Mezomorto's.

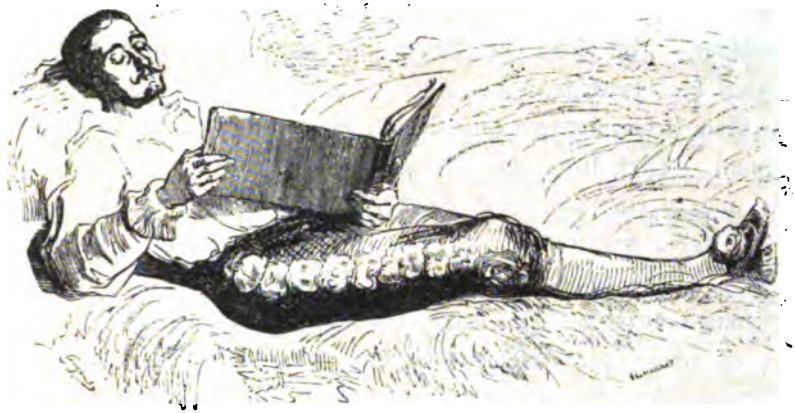
Nachdem endlich genug gefragt und erzählt war, wurde der Leichnam des Don Fadriquez auf einen Wagen gelegt und nach Valencia geführt. Don Francisco ließ ihn aber nicht dort, ſondern in Madrid beerdigen, weil ſeine Zeit als Vicekönig ihrem Ablaufe nahe war und er ohnehin im Sinn hatte, nach Madrid zurückzukehren.

Während man die Zurüſtungen zur Leichenfeierlichkeit machte, überhäufte Donna Theodora den Navarreſen und den Renegaten mit Geſchenken. Francisco kehrte in ſeine Provinz zurück und der Renegat mit ſeiner Mutter nach Barcelona, wo er ſich wieder umtaufen ließ und noch bis auf die jetzige Stunde ein ſehr behagliches Leben führt. Um dieſe Zeit erhielt auch Don Francisco vom Hof das Begnadigungspatent für Don Juan, das der König, trotz ſeiner Rückſichten für das Haus Naxera, den vereinigten Bitten der geſammten Familie Mendoza nicht hatte abſchlagen können. Dem Toledaner war dies um ſo angenehmer, als er nun die Leiche ſeines Freundes begleiten konnte, was er ſonſt nicht hätte wagen dürfen.

Endlich ging der Leichenzug in Begleitung einer Menge Leute aus den vornehmſten Ständen ab, und ſobald er nach Madrid kam, wurde die ſterbliche Hülle des Don Fadriquez in einer Kirche beigeſetzt, wo Zarata und Donna Theodora ihm mit Erlaubniß der Familie Mendoza ein prachtvolles

Grabmal errichten ließen. Außerdem trugen ſie noch ein ganzes Jahr lang Trauer um ihren Freund.

Nach ſolchen glänzenden Beweiſen ihrer Zärtlichkeit gegen Mendoza heiratheten ſie einander; aber ſo groß iſt die Macht der Freundſchaft, daß Don Juan lange in tiefe Melancholie verſunken blieb, die nichts bannen konnte. Don Fadriquez, ſein geliebter Don Fadriquez, ſtand ihm beſtändig vor Augen: er ſah ihn alle Nacht im Traume und zwar meiſtens ſo, wie er ſterbend dagelegen war. Endlich gelang es jedoch, ihn von dieſen traurigen Bildern abzuziehen. Theodora's Reize, von denen er fortwährend bezaubert war, triumphirten über eine unglückſelige Erinnerung; kurz, Don Juan fing an, glücklich und zufrieden zu leben: aber dieſer Tage ſtürzte er auf einer Jagd vom Pferde und verletzte ſich am Kopf; es bildete ſich ein Abſceß, die Aerzte konnten ihn nicht retten und er iſt ſo eben geſtorben. Seine Theodora, dieſelbe Dame, die Ihr dort verzweiflungsvoll in die Arme ihrer zwei Frauen ſinken ſehet, wird ihm wohl in Bälde nachfolgen.



Sechzehntes Kapitel.

Die Träume.

Als Asmodi mit dieſer Geſchichte zu Ende war, ſagte Don Kleophas zu ihm: „Fürwahr ein herrliches Gemälde von der Freundſchaft! Aber wenn eine ſolche Liebe wie zwiſchen Don Juan und Don Fadriquez ſchon unter Männern ſehr ſelten iſt, ſo halte ich es beinahe für unmöglich, zwei Freundinnen zu finden, die großmüthig genug wären, einen Liebhaber, den Beide anbeten, einander zu opfern.“

„Sehr richtig,“ antwortete der Teufel: „dies iſt noch nie erlebt worden und wird vielleicht auch nie erlebt werden. Die Weiber lieben einander nicht. Ich will einmal den Fall ſetzen, es ſtehen Zwei ſehr gut mit einander, ja ſogar ſo, daß Keine der Andern, wenn ſie abweſend iſt, im Mindeſten etwas Böſes

nachſagt. Ihr ſehet ſie Beide und neigt Euch mehr zu der Einen hin, dann wird die Andere ſogleich wüthend, nicht weil ſie Euch liebte, ſondern weil ſie den Vorzug für ſich in Anſpruch nimmt. Dies liegt nun einmal in der Natur der Weiber: ſie ſind zu eiferſüchtig auf einander, als daß ſie einer Freundſchaft fähig wären."

„Etwas romantiſch," verſetzte Leandro Perez, „iſt die Geſchichte dieſer beiden Freunde ſondergleichen denn doch. Indeß iſt es ſchon ſpät: wir werden bald die erſten Strahlen der Morgenröthe ſehen und dann erwarte ich eine neue Gefälligkeit von Euch. Ich bemerke eine große Menge Leute, die ſchlafen, und möchte gar zu gerne wiſſen, was ſie wohl träumen mögen." — „Sehr gern," antwortete der Dämon. „Ihr liebt Abwechslung in den Gemälden; ich werde Euern Wunſch befriedigen."

„Da wird es wohl viel zum Lachen geben," ſagte Zambullo. — „Warum?" antwortete der Kleine: „ein Mann, wie Ihr, der ſeinen Ovid auswendig kann, ſollte doch wiſſen, daß dieſem Dichter zufolge die Träume gegen Tagesanbruch am wahrſten ſind, weil die Seele um dieſe Zeit von den Dünſten der leiblichen Nahrung am wenigſten beläſtigt iſt." — „Ich für meine Perſon," verſetzte Don Kleophas, „glaube nicht an Träume, Herr Ovidius mag ſagen, was er will." — „Da ſeyd Ihr falſch berichtet," antwortete Asmodi: „man darf ſie weder ganz verwerfen, noch alle glauben. Es ſind Lügner, die aber doch manchmal die Wahrheit ſagen. Sogar der Kaiſer Auguſtus, der gewiß ſo geſcheit war, als ein Student, verachtete die Träume, bei denen er ſelbſt betheiligt war, nicht, und in der Schlacht bei Philippi bekam es ihm recht wohl, daß er auf die Erzählung eines ihn betreffenden Traumes hin ſein Zelt verließ. So könnte ich Euch noch tauſend andere Beiſpiele für meine Behauptung anführen; ich übergehe ſie jedoch mit Stillſchweigen, um Euern neuen Wunſch zu erfüllen.

„Machen wir einmal mit dieſem ſchönen Hotel rechter Hand den Anfang. Der Herr des Hauſes, den Ihr in dem prächtigen Zimmer dort ſchlafen ſehet, iſt ein ſehr freigebiger Graf und großer Verehrer des ſchönen Geſchlechts. Er träumt, im Opernhauſe zu ſeyn und eine junge Sängerin zu hören, deren Sirenenſtimme er nicht widerſtehen kann.

„Im anſtoßenden Zimmer ſchläft ſeine Frau Gemahlin, die das Spiel bis zur Raſerei liebt. Im Traum iſt ihr das Geld ausgegangen und ſie verſetzt eben ihren Schmuck bei einem Juwelier, der ihr gegen einen recht artigen Zins dreihundert Piſtolen vorſchießt.

„Im nächſten Hotel nebenan wohnt ein Marquis vom ſelben Schlage wie der Graf, der in eine bekannte Kokette verliebt iſt. Er borgt jetzt im Traum eine beträchtliche Summe, um ſie ihr zu ſchenken; ſein Haushofmeiſter, der über ihm ſchläft, träumt, er bereichere ſich in eben dem Maße, wie ſein Herr ſich ruinire. Nun, was haltet Ihr von dieſen Träumen? Scheinen ſie Euch wirklich lächerlich?" — „Nein gewiß nicht," antwortete Don Kleophas; „ich ſehe ein, daß Ovid Recht hat. Aber ſagt mir einmal, wer iſt der Mann dort mit dem gewickelten Schnurrbarte, der auch im Schlafe noch ein ſo gravitätiſches Geſicht ſchneidet, daß man ihm anſieht, er müſſe keiner von den gewöhnlichen Cavalieren ſeyn?" — „Das iſt ein Landedelmann," antwortete der Dämon, „ein aufgeblaſener eitler Graf aus Arragonien. In dieſem Augenblick ſchwimmt ſeine Seele in Freude. Er träumt nämlich, er ſtehe neben einem Granden, der ihm bei einer öffentlichen Feierlichkeit den Vorrang laſſe.

„In demſelben Hauſe bemerke ich zwei Brüder, die beide Aerzte ſind und ſehr unangenehme Träume haben. Dem Einen kommt es vor, es werde eine Verordnung bekannt gemacht, der zufolge die Aerzte keine Bezahlung anſprechen dürfen, wenn ſie ihre Patienten nicht kurirt haben; ſein Bruder träumt, es

ſey ein neuer Befehl ergangen, daß die Herren Doctoren für alle Kranken, die ihnen unter den Händen ſterben, Trauer anlegen müſſen.“ — „Ich wünſchte,“ ſagte Zambullo, „dies wäre wirklich ſo; wenn ich zu befehlen hätte, müßte jeder Arzt dem Leichenbegängniß ſeines Kranken anwohnen, wie in Frankreich der Criminal-Actuar bei der Hinrichtung des Verbrechers, dem er das Urtheil geſprochen hat, zugegen ſeyn muß.“ — „Die Vergleichung gefällt mir,“ ſagte der Teufel: „man könnte noch hinzuſetzen, der Eine wolle ſeinen Ausſpruch exequiren laſſen, der Andere habe es bereits gethan.“

„Ho ho!“ rief der Student, „wer mag wohl der Mann ſeyn, der ſo haſtig aufſteht und ſich die Augen reibt?“ — „Ein vornehmer Herr,“ antwortete der Dämon; „der in Neuſpanien eine Gouverneurſtelle ſucht. Er iſt ſo eben an einem fürchterlichen Traume erwacht: es war ihm nämlich, als ob der erſte Miniſter ihn ſcheel anſähe. Auch eine junge Dame erblicke ich, die eben erwacht und mit ihrem Traume nicht

zufrieden ist. Sie ist noch ledig, von vornehmem Stande und eben so tugendhaft, als schön. Zwei Liebhaber bewerben sich um ihre Gunst. Den einen liebt sie zärtlich, gegen den andern aber hat sie eine Abneigung, die bis zum Abscheu geht. Diesen verabscheuten Liebhaber sah sie so eben im Traume zu ihren Füßen. Er war so zärtlich, so dringend, daß sie ihm günstiger geantwortet hätte, als jemals dem Bevorzugten, wenn sie nicht noch zu rechter Zeit erwacht wäre. Im Schlaf schüttelt die Natur gar häufig das Joch der Vernunft und der Tugend ab.

„Auch das Eckhaus in dieser Straße bitte ich nicht zu übersehen: es ist die Wohnung eines Procurators. Er schläft neben seiner Frau in dem Zimmer dort mit den alten bemalten Tapeten und den zwei gleichen Betten. Es träumte ihm, er wolle eben einen seiner Klienten im Spital besuchen und ihm von seinem vormaligen Vermögen eine dürftige Beisteuer geben. Seiner Ehehälfte ist es indessen, als jage ihr Mann einen großen starken Schreiber, über den er eifersüchtig geworden, zum Hause hinaus."

„Ich höre in der Nähe schnarchen," sagte Don Leandro Perez; „ohne Zweifel ist es der dicke Herr dort in dem kleinen Seitengebäude, das an die Wohnung des Procurators stößt?" — „Ganz richtig," antwortete Asmodi: „es ist ein Kanonikus, der im Schlaf sein Benedicite hersagt.

„Sein Nachbar ist ein Seidehändler, der vornehmen Leuten seine Waaren sehr theuer, aber auf Credit verkauft. Er hat mehr als 100,000 Dukaten in seinem Buche stehen. Ihm träumt, alle seine Schuldner kommen und bringen ihm Geld. Seinen Gläubigern hingegen träumt es, er stehe auf dem Punkt, Bankerott zu machen." — „Diese zwei Träume," sagte der Studiosus, „sind aus dem Tempel des Schlafs nicht zu einem und demselben Thore herausgeflogen." — „Ganz gewiß nicht," antwortete der Dämon: „der erste kam ohne Zweifel aus dem elfenbeinernen Thore, der andere aus dem von bloßem Horn.

„Neben dem Kaufmann wohnt ein berühmter Buchhändler. Er hat kürzlich ein Buch gedruckt, das reißend abging. Als er den Verlag übernahm, verſprach er dem Verfaſſer für eine neue Auflage fünfzig Piſtolen; jetzt träumt er, er veranſtalte dieſelbe, ohne ihn etwas davon merken zu laſſen."

„Bei dieſem Traume," ſagte Zambullo, „braucht man nicht lange zu fragen, aus welchem Thore er gekommen iſt; auch zweifle ich ganz und gar nicht, daß er buchſtäblich in Erfüllung gehen wird. Ich kenne die Herren Buchhändler: es iſt ihnen eine Kleinigkeit, einen armen Autor über's Ohr zu hauen." — „Das iſt leider nur zu wahr," antwortete der Dämon; „übrigens ſind die Herren Autoren auch nicht viel beſſer als die Buchhändler. Zum Beweis dafür will ich Euch ein Geſchichtchen erzählen, das ſich vor nicht ganz hundert Jahren in Madrid zutrug.

„Drei Buchhändler ſpeisten Abends in einem Gaſthauſe zuſammen und das Geſpräch fiel auf die Seltenheit guter neuer Bücher. „Meine Herren," ſagte einer von ihnen, „ich will Euch im Vertrauen geſtehen, daß ich dieſer Tage einen guten Fund gethan habe. Ich habe ein Manuſcript gekauft, freilich etwas theuer, aber auch von einem Autor!..... Es iſt ſo gut als baar Geld." Ein Anderer ergriff das Wort und rühmte ſich gleichfalls, erſt geſtern einen herrlichen Kauf gethan zu haben. „Ein Vertrauen iſt des andern werth!" rief der Dritte; „auch ich war heute ſo glücklich, ein Manuſcript zu kaufen, von dem ich mir goldene Berge verſprechen darf." Zugleich zog er das koſtbare Stück aus der Taſche. Es war ein neues Luſtſpiel mit dem Titel: der ewige Jude. Aber wie ſehr erſtaunten ſie nicht, als ſie ſich überzeugten, daß Jeder von ihnen ein und daſſelbe Manuſcript gekauft hatte.

„Dort in jenem Hauſe," fuhr der Teufel fort, „iſt ſo eben ein ſehr ſchüchterner und ehrfurchtsvoller Liebhaber aufgewacht. Er liebt eine raſche Wittwe und träumte eben, er ſey

mit ihr mitten in einem Walde, wo er die zärtlichſten Sachen zu ihr ſage. „Ach,“ antwortete ſie, „wie verführeriſch Ihr

doch ſeyd! Von Euch ließe ich mich beſchwatzen, wenn ich nicht gegen alle Männer ſammt und ſonders auf der Hut wäre. Allein ſie ſind Betrüger, ich traue ihren glatten Worten nicht und verlange Thaten.“ — „Was für Thaten, Sennora?“ fragte der Amoroſo. „Soll ich, um Euch die Glut meiner Liebe zu beweiſen, die zwölf Arbeiten des Herkules unternehmen?“ — „O nicht doch, nicht doch, Don Nicolo!“ antwortete die Dame, „ſoviel verlange ich nicht.“ Darüber iſt er erwacht.“

„Nun ſagt mir aber auch,“ fuhr der Student fort, „warum ſich der Menſch dort in dem braunen Bette wie ein Beſeſſener geberdet?“ — „Es iſt,“ antwortete der Dämon, „ein geſchickter Licentiat, der einen entſetzlichen Traum hat. Er diſputirt und vertheidigt die Unſterblichkeit der Seele

gegen einen Doctor der Medizin, der ein eben so guter Katholik als guter Arzt ist. Im zweiten Stock bei dem Licentiaten wohnt ein Edelmann aus Estremadura, Namens Don Balthazar Fanfarronico, der mit Extrapost an den Hof gefahren ist, um eine Belohnung dafür anzusprechen, daß er einen Portugiesen mit einer Büchse erschossen hat. Jetzt träumt ihm, man ernenne ihn zum Gouverneur von Antequerra; damit ist er aber noch nicht zufrieden, sondern er glaubt, ihm gebühre eine Vicekönigsstelle.

„In dem Hôtel garni da entdecke ich zwei bedeutsame Erdensöhne, die sehr unangenehme Träume haben. Der Eine, ein Festungscommandant, träumt, er werde belagert und müsse sich nach kurzem Widerstande mit seiner ganzen Besatzung ergeben. Der Andere ist der Bischof von Murcia. Dieser beredte Prälat hat vom Hofe den Auftrag bekommen, in zwei Tagen einer Prinzessin die Leichenrede zu halten. Jetzt träumt ihm, er stehe schon auf der Kanzel und bleibe gleich beim Eingange stecken." — „Das könnte wohl wahr werden!" sagte Don Kleophas. „Allerdings," antwortete der Teufel; „es ist noch nicht sehr lange her, daß Sr. Eminenz bei einer ähnlichen Gelegenheit dasselbe Unglück widerfuhr.

„Soll ich Euch auch einmal einen Nachtwandler zeigen? Ihr dürft nur in die Ställe dieses Hotels blicken. Bemerkt Ihr Nichts?" — „O freilich," sagte Leandro; „ich sehe einen Mann, der im bloßen Hemde herumläuft und, wie mir scheint, einen Pferdestriegel in der Hand hat." — „Ganz recht," erwiderte der Dämon: „es ist ein schlafender Stallknecht. Er steht jede Nacht von seinem Bette auf, striegelt schlafend die Pferde und legt sich dann wieder nieder. Jedermann im Hotel glaubt, irgend ein neckischer Poltergeist thue es, und der Stallknecht selbst würde darauf schwören.

„In dem großen Hause gegenüber wohnt ein alter Ritter vom goldenen Vließe, der früher Vicekönig von Mexiko war.

Er ist krank geworden und da er zu sterben fürchtet, so macht ihn sein vormaliges Amt sehr unruhig. Er hat aber auch auf eine Art gehaust, daß ihm mit allem Recht bange ist. Die Jahrbücher von Neuspanien thun seiner keine ehrenvolle Erwähnung. So eben hat er einen Traum gehabt, dessen schauerliche Bilder noch nicht ganz verflogen sind, und der ihn leicht sein Leben kosten kann. Es war ihm nämlich, als stünde er im Thale des Todes, wo alle Mexikaner, die als Opfer seiner Ungerechtigkeit und Grausamkeit gefallen sind, mit Vorwürfen und Schimpfreden auf ihn eindrangen und ihn sogar in Stücke zu zerreißen drohten, so daß er sich nur durch schleunige Flucht ihrer Wuth entziehen konnte. Darauf kam er in einen großen mit schwarzem Tuche ausgeschlagenen Saal, wo sein Vater und Großvater an einem für drei Personen gedeckten Tische saßen. Beide winkten ihm, näher zu kommen, und sein Vater sagte zu ihm mit der ganzen Gravität der abgeschiedenen Seelen: Schon lange warten wir auf dich; komm und setze dich zu uns."

„Ein abscheulicher Traum!" rief der Student: „kein Wunder, wenn er dem armen Kranken das Hirn verrückt!" — „Um so lustiger," sagte der Dämon, „träumt seine Nichte, die gerade über ihm schläft: die reizendsten Bilder umgaukeln sie. Sie ist ledig, fünfundzwanzig bis dreißig Jahre alt, dabei häßlich von Gesicht und schlecht gewachsen. Sie träumt, ihr Oheim, dessen einzige Erbin sie ist, lebe nicht mehr, und sie sehe sich von einer Menge liebenswürdiger Herren umschwärmt, die sich um die Ehre streiten, ihr zu gefallen."

„Wenn mich nicht Alles täuscht," sagte Don Kleophas, „so höre ich hinter uns lachen." — „Allerdings," antwortete der Teufel; „ein paar Schritte von da lacht eine Frau im Schlaf. Sie ist Wittwe, spielt die Spröde und das Lästern geht ihr über Alles. Im Traum unterhält sie sich mit einer alten Betschwester, deren Geschwätz ihr ungemein viel Vergnügen macht.

„Nun aber muß ich ſelbſt ob einem Bürgersmann lachen, der gerade unter ihr wohnt und ſich mit dem Wenigen, das er hat, kaum ehrlich durchſchlagen kann. Er träumt, er raffe ganze Haufen von Gold und Silber zuſammen, und je mehr er aufhäuft, um ſo mehr findet er noch dazu. Schon hat er einen großen Kaſten damit angefüllt.“ — „Der arme Junge!“ ſagte Leandro: „er wird ſich ſeines Schatzes nicht lange erfreuen.“ — „Freilich,“ erwiderte Asmodi; „beim Erwachen wird es ihm gehen wie einem wirklich Reichen, wenn er ſtirbt; ſeine Reichthümer werden ihm vor ſeinen Augen verſchwinden.

„Wünſchet Ihr vielleicht auch die Träume zweier Komödiantinnen zu belauſchen, die in der Nähe wohnen? Die Eine

fängt Vögel mit der Lockpfeife, rupft ſie und gibt ſie dann einem ſchönen Kater zu freſſen, in den ſie närriſch verliebt iſt und der allein den ganzen Nutzen davon hat. Die Andere jagt im Traum alle Hühnerhunde und engliſche Doggen, die ihr bisher das Liebſte auf der Welt waren, aus dem Hauſe, und will bloß noch ein kleines niedliches Baſtardmöpschen behalten, an dem ſie einen Narren gefreſſen hat."

„Zwei ſehr ſpaßhafte Träume!" rief der Muſenſohn. „Ich glaube, wenn es in Madrid ſo viele Traumdeuter gäbe, wie ehemals in Rom, ſie würden ſehr in Verlegenheit kommen, wenn ſie dieſe erklären müßten." — „Nicht ſonderlich," antwortete der Dämon; „wären ſie nur einigermaßen davon

unterrichtet, wie es bei dem Komödiantenvolke hergeht, so würden sie bald eine klare und bestimmte Deutung finden."

„Ich für meine Person," erwiderte Don Kleophas, „verstehe Nichts davon, bekümmere mich aber auch nicht sehr darum. Weit lieber wünschte ich zu erfahren, wer die schlafende Dame dort in dem prächtigen Bette von gelbem Sammt und mit silbernen Fransen ist, die neben sich auf einem Nachttischchen ein Buch und eine Kerze hat." — „Eine sehr vornehme Dame," antwortete Asmodi, „die eine überaus prachtvolle Equipage hat, und besonderes Vergnügen daran findet, hübsche junge Leute in ihrer Livree zu sehen. Sie hat unter Anderem die Gewohnheit, Nachts im Bette zu lesen: ohne das könnte sie kein Auge zuthun. Gestern Abend las sie Ovids Metamorphosen, und dieser Lectüre verdankt sie jetzt einen etwas närrischen Traum. Sie meint nämlich, Jupiter sey in sie verliebt und wolle sich in Gestalt eines hochgewachsenen hübschen Pagen in ihre Dienste begeben.

„Da bemerke ich indeß eine andere noch drolligere Verwandlung. Ein Schauspieler liegt im tiefen Schlafe und erfreut sich eines höchst angenehmen Traumes. Er ist so alt und dient schon so lange, daß sich keine menschliche Seele in Madrid erinnern kann, ihn bei seinem ersten Auftreten gesehen zu haben; man kann wohl sagen, er sey theatrificirt. Er ist nicht ohne Talent, aber auch so eitel darauf, daß er sich über alle anderen Menschenkinder unendlich erhaben dünkt. Wißt Ihr auch, was dieser stolze Culissenheld eben jetzt träumt? Es ist ihm, als sey er gestorben und sehe sämmtliche Gottheiten des Olymps versammelt, um einen Beschluß zu fassen, was sie mit diesem hochansehnlichen Manne anfangen sollen. Er hört, wie Merkur im Rathe der Götter auseinandersetzt, dieser berühmte Schauspieler, der so oft die Ehre gehabt, Jupiter und die übrigen Fürsten der Unsterblichen auf der Bühne vorzustellen, dürfe dem gemeinen Loose der Menschen nicht

unterworfen ſeyn, ſondern verdiene geradezu, in die himmliſche Schaar aufgenommen zu werden. Momus unterſtützt Merkurs Antrag, aber einige andere Götter und Göttinnen weiſen mit Unwillen den Vorſchlag einer ſolch neuen Apotheoſe zurück, und um dem Streit ein Ende zu machen, verwandelte Jupiter den alten Komödianten in eine Decorationenfigur."

Der Dämon wollte fortfahren, allein Zambullo unterbrach ihn mit den Worten: „Haltet ein, Sennor Asmodi; Ihr bemerkt wahrſcheinlich nicht, daß es ſchon Tag iſt. Ich fürchte, man möchte uns hier oben entdecken. Wenn der Pöbel einmal Eure Herrlichkeit anſichtig wird, ſo dürfen wir für Spott und Hohn nicht ſorgen."

„Man wird uns nicht ſehen," antwortete der Dämon. „Ich beſitze dieſelbe Macht, wie die Götter des Alterthums, von denen wir eben geſprochen haben, und gleichwie der verliebte Sohn Saturns auf dem Berge Ida ſich in eine Wolke hüllte, um die Liebkoſungen, die er der Frau Juno zudachte, den Beobachtungen der Welt zu entziehen, ſo will ich einen dichten Dunſt um uns bilden, den kein menſchliches Auge durchdringen ſoll, der aber gleichwohl Euch nicht hindern wird, Alles zu ſehen, worauf ich Euch aufmerkſam machen will." Wirklich umgab ſie auf einmal ein ſchwarzer Rauch, der aber den Augen des Muſenſohns nicht das Geringſte verhüllte.

„Kehren wir indeß," fuhr Asmodi fort, „zu den Träumen zurück..... Doch ich vergeſſe, daß Ihr die ganze Nacht hindurch ohne Zweifel müde geworden ſeyd. Ich dächte alſo, Ihr ließet Euch von mir nach Hauſe bringen und ruhtet ein paar Stündchen aus. Inzwiſchen will ich die vier Theile des Erdkreiſes durchſtreifen und Einiges auf meinem Handwerke arbeiten; dann komme ich wieder und wir machen uns auf's Neue luſtig." — „Ich bin weder ſchläfrig, noch müde," antwortete Don Kleophas. „Deßwegen thut mir den Gefallen, bei mir zu bleiben und mich in die verſchiedenen Plane der Leute da unten einzuweihen, die bereits aufgeſtanden ſind und ausgehen zu wollen ſcheinen. Was haben ſie denn ſo in aller Frühe vor?" — „Was Ihr zu wiſſen wünſchet," erwiderte der Dämon, „verdient allerdings eine genauere Beobachtung. Es iſt das Gemälde der mancherlei Sorgen, Beſtrebungen und Bemühungen, womit die armen Sterblichen ſich den ihnen vergönnten kleinen Zwiſchenraum zwiſchen Geburt und Grab auszufüllen ſuchen."

Siebenzehntes Kapitel.

Wo man mehrere Originale findet, denen es nicht an Copien fehlt.

Offenbar können wir nicht beſſer anfangen, als mit dieſer Gruppe von Bettlern, die ſchon auf den Straßen ſind. Es ſind liederliche Burſche, meiſtens aus guten Familien, die in Gemeinſchaft leben, wie die Mönche, und dann faſt alle Nächte in ihrem Hauſe durchſchwelgen, wo immer reichliche Vorräthe an Brod, Fleiſch und Wein anzutreffen ſind. Jetzt gehen ſie aus einander, um ihre Rollen vor den Kirchen zu ſpielen, und auf den Abend kommen ſie dann wieder zuſammen, um auf die Geſundheit der mitleidigen Seelen zu trinken, die aus

„Man wird uns nicht ſehen," antwortete der Dämon. „Ich beſitze dieſelbe Macht, wie die Götter des Alterthums, von denen wir eben geſprochen haben, und gleichwie der verliebte Sohn Saturns auf dem Berge Ida ſich in eine Wolke hüllte, um die Liebkoſungen, die er der Frau Juno zudachte, den Beobachtungen der Welt zu entziehen, ſo will ich einen dichten Dunſt um uns bilden, den kein menſchliches Auge durchdringen ſoll, der aber gleichwohl Euch nicht hindern wird, Alles zu ſehen, worauf ich Euch aufmerkſam machen will." Wirklich umgab ſie auf einmal ein ſchwarzer Rauch, der aber den Augen des Muſenſohns nicht das Geringſte verhüllte.

„Kehren wir indeß," fuhr Asmodi fort, „zu den Träumen zurück..... Doch ich vergeſſe, daß Ihr die ganze Nacht hindurch ohne Zweifel müde geworden ſeyd. Ich dächte alſo, Ihr ließet Euch von mir nach Hauſe bringen und ruhtet ein paar Stündchen aus. Inzwiſchen will ich die vier Theile des Erdkreiſes durchſtreifen und Einiges auf meinem Handwerke arbeiten; dann komme ich wieder und wir machen uns auf's Neue luſtig." — „Ich bin weder ſchläfrig, noch müde," antwortete Don Kleophas. „Deßwegen thut mir den Gefallen, bei mir zu bleiben und mich in die verſchiedenen Plane der Leute da unten einzuweihen, die bereits aufgeſtanden ſind und ausgehen zu wollen ſcheinen. Was haben ſie denn ſo in aller Frühe vor?" — „Was Ihr zu wiſſen wünſchet," erwiderte der Dämon, „verdient allerdings eine genauere Beobachtung. Es iſt das Gemälde der mancherlei Sorgen, Beſtrebungen und Bemühungen, womit die armen Sterblichen ſich den ihnen vergönnten kleinen Zwiſchenraum zwiſchen Geburt und Grab auszufüllen ſuchen."

Siebenzehntes Kapitel.

Wo man mehrere Originale findet, denen es nicht an Copien fehlt.

Offenbar können wir nicht beſſer anfangen, als mit dieſer Gruppe von Bettlern, die ſchon auf den Straßen ſind. Es ſind liederliche Burſche, meiſtens aus guten Familien, die in Gemeinſchaft leben, wie die Mönche, und dann faſt alle Nächte in ihrem Hauſe durchſchwelgen, wo immer reichliche Vorräthe an Brod, Fleiſch und Wein anzutreffen ſind. Jetzt gehen ſie aus einander, um ihre Rollen vor den Kirchen zu ſpielen, und auf den Abend kommen ſie dann wieder zuſammen, um auf die Geſundheit der mitleidigen Seelen zu trinken, die aus

chriſtlicher Milde ihnen das Geld zu ihrem ſchwelgeriſchen Leben geben. Es iſt wirklich bewundernswerth, wie ſich dieſe Gauner zu verkleiden und anzuſtellen wiſſen, um Mitleid zu erregen. Dirnen, die auf Eroberungen ausgehen, können ſich nicht beſſer und künſtlicher aufputzen.

„Betrachtet einmal aufmerkſam die Drei, die zuſammen nach Einer Seite gehen. Derjenige, der ſich auf Krücken ſtützt, mit dem ganzen Leibe zittert und ſich nur mühſam fortzuſchleppen ſcheint, ſo daß man mit jedem Schritte glaubt, er falle auf die Naſe — dieſer iſt ungeachtet ſeines langen weißen Barts und ſeines abgelebten Ausſehens ein munterer, leichtfüßiger Burſche und könnte einen Hirſch einholen. Der Andere mit dem grindigen Kopf iſt ein hübſcher Junge, und das Fell, womit er ſeinen Kopf bedeckt hat, verbirgt eine recht artige Pagenfriſur. Der Dritte, dem Anſehen nach ein Muldenrutſcher, iſt ein Taugenichts, der Euch ſo jammervolle Töne aus der tiefſten Bruſt ausſtoßen kann, daß bei ſeinem Aechzen und Wimmern jedes alte Weib aus dem Dachſtübchen herabkommt, um ihm einen Maravedi zu bringen.

„Indeß dieſe Tagdiebe unter der Maske der Armuth dem Publicum ſein Geld abſchwatzen, bemerke ich auch eine Menge Handwerker und Taglöhner, die zwar ebenfalls Spanier, aber doch fleißig ſind, und ſich anſchicken, im Schweiße ihres Angeſichtes ihr Brod zu verdienen. Auf allen Seiten ſehe ich die Leute aufſtehen und ſich anziehen, um ihren verſchiedenen Geſchäften nachzugehen. Wie viele heute Nacht ausgebrütete Entwürfe werden den Tag über Wirklichkeit erlangen, oder aber zu Waſſer werden! Welche Sprünge werden nicht Eigennutz, Liebe und Ehrgeiz machen!“

„Was ſehe ich dort auf der Straße?“ fragte Don Kleophas. „Wer iſt dieſe mit Schaumünzen behangene Frau, die am Arme eines Lakaien ſo ſchnell dahinwandelt? Sie hat ohne Zweifel ein ſehr dringendes Geſchäft?“ — „Ja gewiß,“

antwortete der Dämon; „dieſe ehrwürdige Matrone eilt nach einem Hauſe, wo man ihrer Hülfe bedarf. Sie geht zu einer Komödiantin, die einmal über's andere laut aufſchreit und zwei Cavaliere bei ſich hat, welche in nicht geringer Verlegenheit ſind. Der Eine iſt der Ehemann, der Andere ein vornehmer Herr, den das, was hier geſchehen ſoll, ebenfalls ſehr intereſſirt: denn, wenn eine Schauſpielerin niederkommt, ſo ſind, wie bei Alcmene, in der Regel zwei Perſonen Schuld daran, ein Jupiter und ein Amphitryo.

„Sollte man nicht glauben, der Cavalier dort zu Pferd, mit der Flinte unter dem Arm, wolle gegen die Rebhühner und Haſen um Madrid herum zu Felde ziehen? Und doch denkt er keineswegs an die Jagd: ein ganz anderer Plan beſchäftigt ihn. Er will nach einem Dorfe, um ſich dort als Bauer zu verkleiden und ſo in eine Meierei einzuſchleichen, wo ſein Feinsliebchen unter der Aufſicht einer ſtrengen und wachſamen Mutter wohnt.

„Der junge Baccalaureus, der ſo ſchnell vorbeieilt, pflegt jeden Morgen ſeinem Oheim, einem alten Canonicus, deſſen Pfründe er auf dem Korn hat, die Aufwartung zu machen. Im Hauſe gegenüber von uns werdet Ihr einen Mann ſehen, der ſeinen Mantel nimmt und ausgehen will: es iſt ein ehrſamer, reicher Bürger, den eine ſehr ernſthafte Angelegenheit beunruhigt. Er hat eine einzige, mannbare Tochter und weiß nicht, ob er ſie einem jungen Procurator geben ſoll, oder einem ſtolzen Hidalgo, die ſich Beide um ihre Hand bewerben. Deßhalb will er jetzt ſeine Freunde um Rath fragen, und es iſt in der That auch eine bedenkliche Sache. Wählt er den Edelmann, ſo befürchtet er, einen Schwiegerſohn zu bekommen, der ihn über die Achſeln anſieht: gibt er aber dem Procurator den Vorzug, ſo beſorgt er, ſich einen Wurm in's Haus zu ſetzen, der ihm alle Möbel durchnagt.

„Sein Nachbar in dem prächtig möblirten Hauptgebäude dort und in dem Schlafrock von goldgeblümtem rothen Brocat

iſt ein Schöngeiſt, der trotz ſeiner niedrigen Herkunft den vornehmen Herrn ſpielt. Vor zehn Jahren hatte er nicht über zwanzig Maravedis zu gebieten, und jetzt beſitzt er eine jährliche Rente von zehntauſend Dukaten. Er hält eine ſehr hübſche Equipage, zieht ſich aber die Koſten derſelben am eigenen Munde ab, denn er ißt in der Regel ganz allein und ſehr ſchlecht. Gleichwohl kann er nicht umhin, aus Prahlerei hie und da vornehmen Leuten einen Schmaus zu geben. Auf heute z. B. hat er einige Staatsräthe eingeladen, und deßhalb läßt er eben jetzt einen Paſtetenbäcker und einen Koch holen. Mit dieſen wird er um jeden Maravedi markten und ihnen ſodann die beſprochenen Speiſen aufſchreiben." — „Ein garſtiger Knicker!" ſagte Zambullo. „Mein Freund," antwortete Asmodi, „es geht in der Regel ſo: alle armen Schlucker, die auf einmal, ohne ſelbſt zu wiſſen wie und warum, zu Reichthümern gelangten, werden entweder Geizhälſe oder Verſchwender."

„Nun ſagt mir aber auch," fragte der Studioſus, „wer die ſchöne Dame dort iſt, die eben ihre Toilette macht und ſich dabei mit einem ſehr hübſchen Cavalier unterhält." — „Dieſe," erwiderte Asmodi, „verdient allerdings Eure Aufmerkſamkeit. Sie iſt eine deutſche Wittwe, die ihren Wittwengehalt in Madrid verzehrt und immer die beſte Geſellſchaft bei ſich ſieht. Der junge Herr heißt Don Antonio de Monſalva.

„Obgleich er einer der erſten Familien Spaniens angehört, ſo hat er doch der Wittwe die Ehe verſprochen und ihr ſogar dreitauſend Piſtolen darauf verſchrieben. Seine Eltern aber wollen dies Verhältniß durchaus nicht dulden, und drohen ſogar, ihn einſperren zu laſſen, wenn er nicht allen Umgang mit der deutſchen Dame abbreche, die ſie für eine bloße Abenteurerin halten. Dieſer Widerwille der Seinigen macht dem Jüngling vielen Kummer. Geſtern Abend kam er zu ſeiner Dame, die ihm ſogleich anſah, daß er irgend einen Verdruß

haben müſſe, und nach der Urſache fragte. Er geſtand ihr Alles, verſicherte ſie aber zugleich, daß kein Widerſpruch von Seiten ſeiner Familie ihn jemals wankend machen werde. Die Wittwe ſchien ſich über ſeine Feſtigkeit ſehr zu freuen, und ſie trennten ſich um Mitternacht, Beide wohl mit einander zufrieden.

„Heute früh kam Monſalva wieder, als die Dame gerade am Putztiſch ſaß, und fing auf's Neue an, ſie ſeiner Liebe zu verſichern. Während des Geſprächs wickelte ſie ihre Papilloten ab. Monſalva nahm in Gedanken eine davon,

machte ſie aus einander und erkannte ſeine Hand. „Ei wie! Sennora?“ rief er lachend, „wendet Ihr meine Briefchen dazu

an?“ — „Nicht anders,“ erwiderte ſie; „da ſeht Ihr, wozu mir die Verſprechungen von Liebhabern dienen, die mich gegen den Willen ihrer Familien heirathen wollen: ich mache Papilloten daraus.“ Monſalva ſah ſich das Papier genauer an und erkannte ſeine Verſchreibung, welche die Wittwe zerriſſen hatte. Dieſe Uneigennützigkeit rührte ihn dermaßen, daß er ihr eben jetzt auf's Neue ewige Treue ſchwört.

„Jetzt,“ fuhr der Dämon fort, „betrachtet einmal den langen, hagern Mann, der mit einem großen Buch unter dem Arm, einem Schreibzeug am Gürtel und einer Zither auf dem Rücken da unten vorbeigeht.“ — „Allem Anſchein nach ein ſonderbarer Heiliger?“ fragte der Student. „Ja, gewiß,“ antwortete Asmodi, „dies iſt ein Sterblicher von ganz eigenthümlichem Schlag. Es gibt auch in Spanien cyniſche Philoſophen, wie Figura zeigt. Jetzt geht er gegen Buen-Retiro zu auf eine Wieſe, wo eine Quelle iſt, deren ſilberhelles Waſſer einen Bach bildet und ſich durch lauter duftende Blumen ſchlängelt. Dort wird er den ganzen Tag bleiben, die Schönheiten der Natur betrachten, auf der Zither ſpielen und allerhand Bemerkungen in ſein Tagebuch eintragen. In den Taſchen hat er ſeine gewöhnliche Nahrung: ein paar Zwiebeln und ein Stück Brod. Dieſes nüchterne Leben führt er ſchon ſeit zehn Jahren, und wenn irgend ein Ariſtipp zu ihm ſagte, wie zu Diogenes: „Verſtändeſt du es, den Großen den Hof zu machen, ſo brauchteſt du keine Zwiebeln zu eſſen;“ der moderne Philoſoph würde ihm antworten: „Ich könnte den Großen ſo gut den Hof machen, als du, wenn ich einen Menſchen ſo weit erniedrigen wollte, daß er vor einem andern Menſchen kröche.“

„In der That ſtand der ſeltſame Mann vormals mit mehreren vornehmen Herren in Verbindung, die ihm auch namhafte Summen ſchenkten. Da er aber ſah, daß ihre Freundſchaft für ihn nur eine anſtändige Art von Knechtſchaft

war, ſo brach er allen Verkehr mit ihnen ab. Seinen Wagen gab er weg, um nicht Leute mit Koth zu beſpritzen, die beſſer ſeyen, als er ſelbſt. Beinahe ſein ganzes Vermögen verſchenkte er an dürftige Freunde und behielt für ſich nur ſo viel zurück, um auf die gegenwärtige Weiſe davon leben zu können; denn in ſeinen Augen iſt es für einen Philoſophen eben ſo ſchimpflich, unter dem gemeinen Volke ſein Brod zu erbetteln, als bei den Großen.

„Wirkliches Mitleid verdient der Cavalier, der hinter dem Philoſophen hergeht und, wie Ihr ſehet, einen Hund

bei ſich hat. Er darf ſich rühmen, einem der erſten Häuſer Caſtiliens anzugehören. Er war reich, hat ſich aber dadurch zu Grunde gerichtet, daß er, wie Lucians Timon, tagtäglich

seine Freunde bewirthete und bei allen möglichen Geburtstagen und Vermählungen von Prinzen und Prinzessinnen, kurz bei jeder nur erdenklichen Gelegenheit zu öffentlichen Lustbarkeiten kostbare Festmahle gab. Kaum sahen die Schmarotzer, daß sein Vermögen durchgebracht war, so kehrten sie ihm den Rücken. Auch seine Freunde verließen ihn. Nur ein Einziger blieb ihm treu — sein Hund."

„Sennor Diablo!" rief Leandro Perez; „sagt mir einmal, wem die Equipage gehört, die vor dem Hause dort hält." — „Einem reichen Contador," antwortete dieser, „der jeden Morgen vor dieses Haus fährt: es wohnt nämlich eine schöne Galizierin da, die der alte Sünder aus mauriſchem Geschlecht unterhält, und in die er sterblich verliebt ist. Gestern Abend erfuhr er, sie habe sich eine Untreue gegen ihn erlaubt, und schrieb ihr in der Wuth sogleich einen flammenden Brief voll Vorwürfe und Drohungen. Was that die Spitzbübin? Statt unverschämter Weise das Factum zu läugnen, schrieb sie heute früh an den Schatzmeister: er habe alles Recht, gegen sie aufgebracht zu seyn; sie verdiene seine vollständige Verachtung, da sie im Stande gewesen sey, einen so wackern Herrn zu hintergehen; sie erkenne ihr Verbrechen an, verabscheue es und habe sich zur Strafe bereits ihre schönen Haare abgeschnitten, von denen er wisse, wie lieb sie ihr seyen; kurz, sie sey entschlossen, den Rest ihrer Tage büßend in einem Kloster zuzubringen.

„Die erheuchelte Reue seiner Geliebten bezwang das Herz des alten Amoroso. Er stand sogleich auf, fuhr zu ihr und fand sie in Thränen gebadet. Die gewandte Schauspielerin hat ihre Rolle so gut gespielt, daß er ihr nicht nur alles Geschehene verziehen hat, sondern auch, um sie für den Verlust ihrer Haare zu trösten, ein schönes Landhaus in der Nähe vom Escurial, das gegenwärtig feil ist, kaufen und als freies Besitzthum schenken will."

„Jetzt öffnen sich allmählig die Läden," sagte der Student, „und schon sehe ich einen Cavalier zu einem Traiteur hineingehen." — „Dieser junge Mensch," versetzte Asmodi, „stammt aus guter Familie, ist aber von der Schreibwuth befallen und will mit aller Gewalt für einen Dichter gehalten werden. Es fehlt ihm nicht ganz an Geist: er hat genug, um sämmtliche Werke, die auf die Bühne kommen, kritisiren, nicht aber, um selbst ein erträgliches Stück schreiben zu können. Bei dem Traiteur hier bestellt er auf heute Mittag ein großes Mahl für vier Schauspieler, damit sie eines seiner schlechten Stücke, das er nächster Tage von ihrer Gesellschaft aufführen lassen will, in Schutz nehmen sollen.

„Weil wir gerade von Autoren sprechen: eben begegnen sich zwei auf der Straße. Gebt einmal Acht, wie sie sich mit spöttischem Lächeln grüßen. Sie verachten einander von ganzem Herzen und mit allem Recht. Der Eine schreibt so rasch und flüchtig, wie der Dichter Crispin, den Horaz mit einem Schmiedbalge verglich; der Andere aber braucht lange Zeit, um frostige und unschmackhafte Geburten zu Tage zu fördern."

„Wer ist der kleine Mann dort, der bei der Kirche aus dem Wagen steigt?" fragte Zambullo. „Auch dieser," antwortete der Dämon, „verdient genauer in's Auge gefaßt zu werden. Es sind noch nicht zehn Jahre, daß er die Kanzlei eines Notars, bei dem er Schreiber war, mit der Karthause in Saragossa vertauschte. Nach halbjährigem Noviziat verließ er sein Kloster, erschien wieder in Madrid und wurde zum größten Erstaunen aller seiner Bekannten auf einmal eines der angesehensten Mitglieder des Rathes von Indien. Noch immer spricht man von diesem plötzlichen Glückswechsel. Einige sagen, er habe sich dem Teufel ergeben; Andere behaupten, er sey der Günstling einer reichen Wittwe; wieder Andere, er habe einen Schatz gefunden." — „Ihr wißt aber, was an der

Sache iſt?“ fragte Don Kleophas. „Verſteht ſich,“ antwortete der Dämon, „und ich will Euch das Geheimniß aufdecken.

„So lange unſer Mönch noch Noviz war, grub er einmal in ſeinem Garten ein tiefes Loch, um einen Baum darein zu ſetzen, und ſtieß dabei auf ein kupfernes Käſtchen. Er öffnete es und fand darin eine goldene Doſe mit dreißig Diamanten von ganz ausnehmender Schönheit. Obgleich er ſich nicht gerade auf Pretioſen verſtand, ſo ſah er doch ſo viel, daß er keinen üblen Fang gethan hatte, und gleich dem Gripus in einem Luſtſpiel von Plautus, der, als er einen Schatz gefunden, ſogleich der Fiſcherei Lebewohl ſagte, warf er die Kutte ab und ging nach Madrid zurück. Ein Juwelier, den er gut kannte, verwandelte ihm ſeine Edelſteine in Goldſtücke, und dieſe ſetzte er in eine Stelle um, die ihm einen bedeutenden Rang in der bürgerlichen Geſellſchaft ſichert.

Achtzehntes Kapitel.

Was der Teufel dem Don Kleophas ferner zeigt.

ch will Euch," fuhr Asmodi fort, „doch auch Etwas zu lachen geben und ein Stückchen von dem Mann dort erzählen, der eben zu einem Schnapsprofeſſor hineingeht. Er iſt ein Arzt aus Biscaya und will nur eine Taſſe Chocolat trinken: dann aber wird er ſeinen ganzen Tag mit Schachſpielen zubringen.

„Fürchtet indeß Nichts für ſeine Kranken, denn er hat gar keine, und wenn er auch welche hätte, ſo würden doch die Stunden, die er beim Spiele ſitzt, nicht die ſchlimmſten für ſie ſeyn. Abends beſucht er regelmäßig eine ſchöne und reiche Wittwe, die er gern heirathen möchte und bei der er den ſchmachtenden Liebhaber ſpielt. Wenn er bei ihr iſt, ſo muß ihm ein Gauner von Bedienten, der einzige, den er hat,

verabredetermaßen eine falſche Liſte von vornehmen Leuten bringen, die alle den Doctor zu ſich bitten laſſen. Die Wittwe nimmt dies immer buchſtäblich, und unſer Schachſpieler ſteht auf dem Punkt, ſeine Partie zu gewinnen.

„Bleiben wir einen Augenblick vor dieſem Hotel da ſtehen: ich mag es nicht übergehen, ohne Euch mit ſeinen Bewohnern bekannt zu machen. Seht Euch einmal in den Zimmern um und ſagt, was Ihr entdecket.“ — „Lauter wunderſchöne Damen,“ antwortete der Student. „Die Einen

ſtehen eben auf, Andere ſind ſchon aufgeſtanden. Welche Reize! So müſſen ſich die alten Dichter Diana mit ihren Nymphen gedacht haben.“

„Dieſe Dämchen hier,“ antwortete der Kleine, „mögen zwar ſo ſchön ſeyn, als Diana's Nymphen, ſo keuſch ſind ſie

gewiß nicht. Es ſind vier oder fünf Abenteurerinnen, die auf gemeinſchaftliche Koſten zuſammen leben. Nicht minder gefährlich, als die ſchönen Fräulein aus der Ritterzeit, deren Reize die an ihren Schlöſſern vorbeiziehenden Ritter feſſelten, ziehen ſie eine Menge junger Leute an ſich. Aber wehe denen, die ſich von ihnen beſtricken laſſen! Man ſollte von Obrigkeitswegen ein warnendes Merkzeichen vor dieſes Haus ſetzen, wie in den Flüſſen bei Untiefen, denen man nicht zu nahe kommen darf."

„Ich brauche wohl nicht zu fragen," ſagte Leandro Perez, „wohin dieſe Herren dort in ihren prächtigen Wagen fahren. Ohne Zweifel zum Lever des Königs?" — „Ihr ſagt es," antwortete der Teufel, „und wenn Ihr auch dahin gehen wollt, ſo ſtehe ich zu Dienſten: wir können dort manche luſtige Bemerkung machen." — „Mir iſt Alles angenehm, was Ihr vorſchlaget," erwiderte Zambullo; „ich freue mich ſchon im Voraus darauf."

Sofort verſetzte der allzeit fertige Dämon unſern Muſenſohn auf den Palaſt des Königs; unterwegs jedoch hielt ſich der Student bei Handwerkern auf, die an einem ſehr hohen Thore arbeiteten, und fragte ſeinen Begleiter, ob dies Portal für eine Kirche beſtimmt ſey. — „Nein," antwortete Asmodi, „dies ſoll das Thor zu einem neuen Markte werden. Es iſt, wie Ihr ſehet, ſehr großartig angelegt. Sie könnten es jedoch bis in die Wolken hinein bauen, es würde doch nie der zwei lateiniſchen Verſe würdig, die man darüber ſetzen ſollte."

„Was meint Ihr da für Verſe?" rief Leandro. „Bitte, ſagt ſie mir." — „Hört und bewundert!" antwortete der Dämon; „ſie lauten folgendermaßen:

Quam bene Mercurius nunc merces vendit opimas,
Momus ubi fatuos vendidit ante sales!

Wie Mercurius jetzt ſo herrliche Waaren da preisgibt,
Wo nur ſchmackloſes Salz Momus dereinſten verkauft!

„In dieſen zwei Verſen liegt das ſchönſte Wortſpiel von der Welt.“ — „Ich muß geſtehen,“ ſagte der Student, „dieſe Schönheit iſt mir noch nicht ganz klar; ich ſehe nicht ein, was das ſchmackloſe Salz bedeuten ſoll.“ — „So wißt denn,“ antwortete Asmodi, „daß der Platz, den man jetzt in einen Waarenmarkt verwandelt, in früheren Zeiten ein Collegium von Mönchen war, welche unſrer Jugend die Humaniora beibringen mußten. Dieſe ehrwürdigen Lehrer ließen hier durch ihre Schüler die fadeſten und langweiligſten Theaterſtücke aufführen, mit ſo abgeſchmackten Ballets, daß man ſelbſt die Präterita und Supina tanzen ſah.“ — „Schon genug,“ unterbrach Zambullo den Redner; „ich weiß, was für Stücke in den Collegien fabrizirt werden. Die Aufſchrift paßt vortrefflich.“

Kaum waren Asmodi und Don Kleophas im königlichen Palaſte, ſo ſahen ſie mehrere Herren vom Hofe die Treppe heraufkommen. Der Teufel nannte ſie ſeinem Begleiter alle mit Namen, als ſie an ihm vorbeigingen, und zeigte ſie ihm mit dem Finger. „Dies hier,“ ſagte er, „iſt der Graf Villalonſo aus dem Hauſe Puebla d'Ellerena; hier der Marquis von Caſtro Fueſte; da Don Lopez de Los Rios, Finanzminiſter; hier der Graf von Villa Hombroſa.“ Er begnügte ſich übrigens nicht mit der trockenen Aufzählung des Namens, ſondern ſagte auch Manches zu ihrem Lobe; aber immer wußte der boshafte Geiſt einen ſatyriſchen Zug hinzuzufügen, und jeder bekam ſeinen Treff.

„Dieſer Herr,“ ſagte er von dem Einen, „iſt herablaſſend und gefällig. Er hört Euch gütig an; wenn Ihr ihn um ſeinen Schutz bittet, ſo gibt er Euch die gnädigſten Verſicherungen und verſpricht ſeinen ganzen Einfluß. Nur Schade, daß dieſer Mann, der ſo gerne Gefälligkeiten erweist, ein ſo kurzes Gedächtniß hat; nach einer Viertelſtunde weiß er nicht mehr, was Ihr zu ihm geſagt habt.“

„Dieser Herzog," hieß es von einem Andern, „ist einer der gutmüthigsten Menschen am ganzen Hof. Während die Meisten seines Rangs jeden Augenblick etwas Anderes wollen, so hat er durchaus keine Launen und bleibt sich immer gleich. Auch lohnt er die Anhänglichkeit an seine Person und Dienste, die man ihm erwiesen hat, nicht mit Undank; allein zum Unglück erkennt er sie zu spät. Er läßt auf das, was man von ihm wünscht, so lange warten, daß man es theuer genug erkauft zu haben glaubt, wenn man es endlich erlangt."

Nachdem der Dämon auf diese Art den Studenten mit den guten und schlechten Eigenschaften einer Menge von Höflingen bekannt gemacht hatte, führte er ihn in einen Saal, wo Herren von allen Ständen, vornehmlich aber so viele Ritter waren, daß Don Kleophas sich nicht genug darüber verwundern konnte. „Dies darf Euch nicht befremden," sagte der Dämon, „denn um St. Jago- oder Calatrava-Ritter zu werden, muß man nicht, wie vormals in Rom, fünfundzwanzig tausend Thaler Vermögen aufweisen können. Auch werdet Ihr auf den ersten Blick erkennen, daß es sehr vermischte Waare ist.

„Seht einmal," fuhr er fort, „dieses platte Gesicht gerade hinter uns." — „Sprecht doch leiser," sagte Zambullo; „er kann uns ja hören." — „Ganz und gar nicht," antwortete der Teufel; „derselbe Zauber, der uns unsichtbar macht, läßt auch nichts von uns hören. Betrachtet einmal die Gestalt hier. Es ist ein Catalonier, der von den Philippinen zurückkommt, wo er Flibustier war. Würdet Ihr ihm wohl den Kriegsmann ansehen? Und doch hat er Wunder der Tapferkeit verrichtet. Er will diesen Morgen dem König eine Supplik überreichen, worin er als Belohnung für seine Dienste einen gewissen Posten verlangt. Ich zweifle übrigens sehr, ob er ihn erhalten wird, weil er sich nicht zuvor an den ersten Minister wendet."

„Ihm zur Rechten," ſagte Leandro Perez, „ſehe ich einen großen und ſtarken Mann, der ſich gewaltig in die Bruſt wirft. Nach ſeiner ſtolzen Haltung zu urtheilen, muß es ein reicher Herr ſeyn." — „Nichts weniger," antwortete Asmodi. „Es iſt einer der ärmſten Hidalgo's, der, um nur ſein Leben friſten zu können, unter der Protection eines Granden einige Spieltiſche hält.

„Doch ich bemerke einen Licentiaten, der wohl verdient, von Euch in's Auge gefaßt zu werden. Dort am erſten Fenſter unterhält er ſich mit einem Herrn in einem hellgrauen Sammtrock. Ihr Geſpräch betrifft eine Sache, die geſtern von dem König entſchieden wurde.

„Vor zwei Monaten gab dieſer Licentiat, ein Mitglied der Akademie von Toledo, ein moraliſches Buch heraus, das alle alten Autoren von Spanien in Harniſch brachte. Die Ausdrücke waren ihnen zu kühn, die Worte zu neu. Sie verſchworen ſich alsbald gegen das ſeltſame Product und überreichten dem König ein gemeinſchaftlich abgefaßtes Schreiben,

worin ſie ihn baten, dieſes Buch confiſciren zu laſſen, weil es der Reinheit und Zierlichkeit der ſpaniſchen Sprache Eintrag thue.

„Se. Majeſtät fand dieſe Vorſtellung Ihrer Allerhöchſten Aufmerkſamkeit würdig und ernannte drei Commiſſäre, um das Werk zu prüfen. Dieſe fanden die Schreibart wirklich verwerflich und um ſo gefährlicher, je glänzender ſie ſey. Auf ihr Gutachten hin hat nun der König folgenden Beſcheid gethan: Bei Strafe des Ungehorſams ſolle allen Akademikern von Toledo, welche im Geſchmack des Licentiaten ſchreiben, verboten ſeyn, künftig Bücher abzufaſſen, und um die Reinheit der kaſtilianiſchen Sprache um ſo gewiſſer zu bewahren, ſollen dieſe Akademiker nach dem Tode nur von Perſonen aus den höchſten Ständen erſetzt werden können.“

„Bei meiner Seele, eine herrliche Entſcheidung!“ rief Zambullo lachend. „Die Freunde der gewöhnlichen Schreibart haben alſo nichts mehr zu fürchten?“ — „Um Vergebung,“ verſetzte der Dämon; „nicht alle Autoren, die jene edle, für den vernünftigen Leſer ſo anziehende Einfachheit haſſen, gehören der Akademie von Toledo an.“

Don Kleophas fragte nun auch, wer der Herr im hellgrünen Sammtrock ſey, der mit dem Licentiaten ſprach. — „Niemand anders,“ antwortete Asmodi, „als ein Offizier der ſpaniſchen Garde, ein jüngerer Sohn aus Catalonien und, auf Ehre, ein ſehr geſcheiter Burſche. Als Probe von ſeinem Witz will ich Euch eine Antwort mittheilen, die er geſtern in vornehmer Geſellſchaft einer Dame gab. Um ſie übrigens verſtehen zu können, muß ich vorausſchicken, daß er einen Bruder, Namens Don Andre de Prada, hat, der vor einigen Jahren ebenfalls Offizier bei demſelben Regiment war.

„Zu dieſem Don Andre kam eines Tags ein wohlbeleibter Pächter der königlichen Domänen und ſagte zu ihm: „Sennor de Prada, ich führe denſelben Namen, wie Ihr,

und doch gehören wir nicht zu Einer Familie. Ich weiß, daß Ihr aus einem der edelſten Häuſer Cataloniens ſtammt, zugleich aber auch, daß Ihr nicht reich ſeyd. Ich dagegen bin reich, aber nicht vornehm. Könnten wir nicht vielleicht einander gegenſeitig aushelfen? Ihr habt doch wohl Urkunden, die Euern Adel beweiſen?“ — „Verſteht ſich,“ ſagte Don Andre. „Nun gut,“ fuhr der Pächter fort, „wenn Ihr mir dieſe mittheilen wolltet, ſo würde ich ſie einem geſchickten Genealogen in die Hand geben, der die Sache auseinander ſetzen und uns trotz unſerer Urgroßväter zu Vettern machen könnte. Aus Erkenntlichkeit dafür ſchenke ich Euch dann dreißigtauſend Piſtolen. Seyd Ihr's zufrieden?“ — Dem Don Andre ſtach die Summe in die Augen, er nahm den Vorſchlag an, gab dem Pächter ſeine Papiere und kaufte ſich mit dem Geld, das er dafür erhielt, ein ſchönes Gut in Catalonien, wo er ſich ſeither aufhält. Sein jüngerer Bruder, der bei dem Handel nichts gewonnen hat, war geſtern bei einer Tafel, wo das Geſpräch zufällig auch auf den Sennor de Prada, königlichen Domänen-Pächter, kam. „Seyd Ihr nicht mit ihm verwandt?“ fragte eine Dame den jungen Offizier. „Nein, Sennora,“ gab er zur Antwort, „ich habe nicht die Ehre: aber mein Bruder.“

Unſerem Muſenſohn gefiel dieſer Witz ſo gut, daß er laut auflachte. Das Nächſte, was ihm auffiel, war ein kleines Männchen, das hinter einem ſtolzen Höfling herging und an Einem fort Bücklinge und Kratzfüße machte. Er ſagte zu dem Dämon, dieſer werde ſich wohl irgend eine Gnade ausbitten? — „Allerdings,“ antwortete Asmodi; „umſonſt iſt der kleine Mann nicht ſo höflich. Er iſt ein ehrſamer Bürgersmann und Beſitzer eines ſehr hübſchen Landgutes in der Nähe von Madrid an einem Orte, wo berühmte Mineralquellen ſind. Dieſem Herrn, der das Waſſer dort brauchen wollte, hat er ſein Haus unentgeldlich auf drei Monate abgetreten und jetzt bittet er ihn

demüthigſt, ihm eine kleine Gefälligkeit zu erweiſen, und der vornehme Herr weigert ſich ſehr höflich, dies zu thun.

„Auch dieſen Cavalier dort muß ich Euch näher bezeichnen, der ſich mit hochwichtiger Miene durch die Menge hindurchdrängt. Er ſtammt aus dem gemeinen Volke und iſt durch bloße Zahlenkenntniß in kurzer Zeit unermeßlich reich geworden: ſeine Dienerſchaft iſt ſo zahlreich wie die des vornehmſten Granden, ſeine Tafel mit ſo köſtlichen und ausgeſuchten Speiſen beſetzt, wie die des erſten Miniſters. Er hat eine Equipage für ſich, eine für ſeine Frau und eine für ſeine Kinder. In ſeinen Ställen findet man die ſchönſten Maulthiere und die herrlichſten Pferde von der Welt. Erſt dieſer Tage kaufte er um baares Geld ein prächtiges Geſpann, zu welchem der Kronprinz Luſt hatte, dem es aber zu theuer war.“ — „Welche Anmaßung!“ ſagte Leandro. „Wenn ein Türke dieſen Burſchen in ſo blühenden Umſtänden ſähe, ſo würde er jedenfalls glauben, es ſtehe demſelben ein bedeutendes Unglück bevor.“ — „Ich kann zwar die Zukunft nicht vorausſehen,“ ſagte Asmodi, „bin aber doch derſelben Anſicht, wie der Türke.

„Ei, was ſehe ich da!“ fuhr der Dämon voll Verwunderung fort; „kaum kann ich meinen Augen trauen. Wie kommt denn dieſer Poet hierher? Wie kann er es wagen, ſich hier ſehen zu laſſen, nachdem er mehrere Granden in ſeinen Verſen beleidigt hat? Ohne Zweifel verläßt er ſich darauf, daß ſie ihn bloß mit Verachtung ſtrafen werden.

„Jetzt betrachtet einmal aufmerkſam dieſen ehrwürdigen Mann, der, auf einen Escudero geſtützt, hereintritt. Seht nur, wie ihm Alles hochachtungsvoll Platz macht. Dies iſt der edle Herr Don Giuſeppe de Reynaſta, Oberpolizeirichter der guten Stadt Madrid. Er kommt, um dem Könige Bericht abzuſtatten, was ſich heute Nacht hier zugetragen hat. Vor dieſem wackern Greiſe müßt Ihr wahre Ehrfurcht hegen.“

„Allerdings," ſagte Zambullo: „ſeine Miene verkündigt einen rechtſchaffenen Mann." — „Es wäre ſehr zu wünſchen," fuhr der Dämon fort, „daß alle Corregidors ihn zum Muſter nähmen. Er iſt keiner von den gewaltthätigen Beamten, die immer nur nach Laune und Willkür verfahren und ſich von ihrer Leidenſchaft hinreißen laſſen. Nie wird er auf den bloßen Bericht eines Alguazils, Secretärs oder Commiſſärs hin einen Menſchen verhaften laſſen: er weiß zu gut, daß dies in der Regel feile Seelen ſind, denen es nicht darauf ankommt, mit ſeiner Gewalt einen ſchändlichen Handel zu treiben. Wenn es ſich von einer Verhaftung handelt, ſo prüft er ſelbſt die Sachen ſo genau als möglich, und ſo geſchieht den Unſchuldigen kein Unrecht, ſondern bloß

Schuldige werden in's Gefängniß geworfen. Aber auch dieſe ſchützt er vor den Unmenſchlichkeiten, die in den Kerkern gewöhnlich vorkommen. Er beſucht die Unglücklichen ſelbſt und

verhütet ſorgfältig, daß die gerechte Strenge der Geſetze nicht durch Grauſamkeit erſchwert werde."

„Ein vortrefflicher Mann!" rief Don Leandro. „Ich wäre begierig ihn mit dem Könige reden zu ſehen." — „Es thut mir ſehr leid," antwortete der Teufel, „daß ich Euern Wunſch nicht befriedigen kann, ohne mich Beleidigungen auszuſetzen. Den Königen darf ich nicht zu nahe kommen: dies wäre ein Eingriff in die Rechte Leviathans, Belfegors und Aſtaroths. Ich habe Euch ja ſchon geſagt, daß dieſen drei Geiſtern allein es vergönnt iſt, die unſichtbaren Gefährten der Fürſten zu ſeyn. Kein anderer Dämon darf ſich an den Höfen blicken laſſen und ich weiß wirklich nicht, wo ich den Kopf hatte, als ich Euch hierher brachte. Es war ſehr verwegen. Wenn dieſe drei Teufel mich erblickten, ſie würden mich wüthend anfallen und, unter uns geſagt, ich wäre ihnen nicht gewachſen." — „Wenn dem ſo iſt," verſetzte der Student, „ſo wollen wir den Palaſt ſogleich räumen. Es würde mir unendlich leid thun,

wenn ich Euch von Euren Confratribus herumzausen sehen müßte, ohne helfen zu können; denn mein Beistand würde Euch wahrscheinlich doch zu nichts nützen." — „Sehr wahr," antwortete Asmodi; „sie würden von Euren Streichen nichts spüren, aber Ihr unter den ihrigen umkommen.

„Um Euch jedoch dafür zu trösten, daß ich Euch nicht in das Cabinet Euers großen Monarchen blicken lassen konnte, so will ich Euch ein anderes Vergnügen bereiten, das jedenfalls eben so viel werth ist." Mit diesen Worten nahm er Don Kleophas bei der Hand und durchschnitt mit ihm die Luft nach dem Kloster de la Mercede.

Neunzehntes Kapitel.

Von den Gefangenen.

In der Nähe dieſes Kloſters ſetzten ſie ſich mit einander auf ein Dach, von wo aus ſie vor dem Thore deſſelben eine große Menſchenmenge ſich drängen ſahen. „Was rennt das Volk?“ fragte Leandro Perez erſtaunt. „Wegen einer Ceremonie,“ antwortete der Dämon, „die Ihr noch nie geſehen habt, obgleich ſie in Madrid von Zeit zu Zeit vorkommt. Dreihundert Sklaven, ſämmtlich Unterthanen des Königs von Spanien, werden in einem Augenblicke erſcheinen. Sie kommen von Algier zurück, wo die Väter vom Erlöſersorden ſie losgekauft haben. Alle Straßen, durch die ſie ziehen, füllen ſich dicht mit Zuſchauern.“

„Es iſt wahr," ſagte Zambullo, „ich war bisher nicht beſonders neugierig, dies zu ſehen, und aufrichtig geſtanden, wenn Eure Herrlichkeit mir ſonſt nichts mehr zu zeigen hat, ſo hättet Ihr nicht ſo viel Rühmens davon zu machen gebraucht." — „Ich kenne Euch zu gut," antwortete der Teufel, „um nicht zu wiſſen, daß der Anblick von Unglücklichen kein angenehmer Zeitvertreib für Euch iſt. Wenn ich Euch aber ſage, daß ich Euch zugleich allerhand zu erzählen gedenke, was den Einen während ihrer Gefangenſchaft Merkwürdiges begegnet iſt, und wie Andere bei ihrer Rückkehr nach Hauſe in Verlegenheit gerathen, ſo bin ich überzeugt, daß Ihr Euch dabei nicht ſchlecht unterhalten werdet." — „Ganz gewiß nicht," ſagte der Student; „jetzt gewinnt die Sache ein ganz anderes Anſehen, und Ihr werdet mir ein wahres Vergnügen machen, wenn Ihr Euer Verſprechen haltet."

Während ſie ſo ſprachen, hörten ſie auf einmal ein ſehr großes Geſchrei, das der Pöbel beim Anblick der Gefangenen aufſchlug. Sie zogen zu Fuße, paarweiſe, in ihren Sklaven-

kleidern und mit den Ketten auf den Schultern einher. Voraus ritten eine Menge Mönche von dieſem Kloſter, die ſie auch

eingeholt hatten, auf Maulthieren, die wie bei einem Trauerzuge mit ſchwarzem Etamin behangen waren, und einer von den ehrlichen Vätern trug die Fahne des Kloſters. Die jüngſten Gefangenen kamen zuerſt, dann folgten die Alten: den Zug ſchloß auf einem kleinen Pferdchen ein Pater aus demſelben Orden, der ganz ausſah wie ein Prophet. Er war das Haupt der Geſandtſchaft geweſen. Durch ſeine Gravität, ſo wie durch ſeinen langen grauen Bart, der ihm etwas Ehrwürdiges gab, zog er die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, und auf dem Geſichte dieſes ſpaniſchen Moſes ſpiegelte ſich ſeine unausſprechliche Freude darüber, daß es ihm gelungen war, ſo viele Chriſten in ihr Vaterland zurückzuführen.

„Indeſſen," ſagte Asmodi, „ſind dieſe Gefangenen über die Wiedererlangung ihrer Freiheit nicht gleich erfreut. Einzelne zwar können den Augenblick kaum erwarten, wo ſie ihre Verwandten wieder ſehen werden; Andere aber fürchten ſehr, während ihrer Abweſenheit möchten ſich in ihren Familien Sachen zugetragen haben, die ihnen noch weit empfindlicher ſeyn müſſen, als die Sklaverei.

„In dem letzten Fall ſind z. B. gleich die beiden Erſten. Der Eine iſt aus der kleinen Stadt Velilla in Arragonien gebürtig und war zehn Jahre lang in türkiſcher Gefangenſchaft, ohne eine Nachricht von ſeiner Frau zu erhalten; jetzt findet er ſie zum zweiten Male verheirathet und als Mutter von fünf Kindern, die nicht auf ſeine Rechnung gehören. Der Andere iſt der Sohn eines Wollehändlers aus Segovia und wurde vor etwa zwanzig Jahren von einem Seeräuber weggekapert. Jetzt fürchtet er, in dieſer langen Zeit möchten ſich ſeine Familienangelegenheiten bedeutend verändert haben, und es iſt ihm mit Recht bange. Seine Eltern ſind geſtorben, ſeine Brüder aber haben das ganze Vermögen unter ſich vertheilt und bereits verſchleudert."

„Dort," ſagte Don Kleophas, „bemerke ich einen Sklaven, der ſich ſehr darüber zu freuen ſcheint, daß er der

Baſtonnade nicht mehr unterworfen iſt." — „Dieſer," antwortete der Teufel, „hat auch alles Recht, guter Dinge zu ſeyn. Er weiß, daß eine Tante, die er allein erbt, geſtorben iſt, und daß er nun in ſehr angenehme Umſtände kommen wird. Daher die Freude, die ſein Geſicht verklärt.

„Ganz anders verhält es ſich mit dem unglücklichen Cavalier, der ihm zur Seite geht. Ein quälender Kummer beunruhigt ihn ohne Unterlaß. Als ihn auf ſeiner Fahrt von Spanien nach Italien ein algieriſcher Seeräuber wegnahm, liebte er eine Dame und wurde von ihr wieder geliebt. Jetzt iſt er in großer Furcht, die Treue der Schönen möchte während ſeiner Gefangenſchaft nicht unerſchütterlich geweſen ſeyn." — „War er lange in der Sklaverei?" fragte Zambullo. „Anderthalb Jahre," ſagte der Dämon. „Nun dann," verſetzte Leandro, „quält ſich der junge Mann zuverläſſig mit vergeblichen Zweifeln. Dieſe Probe war wohl nicht ſtark genug für ſeine Dame, daß er ſo ängſtlich ſeyn ſollte?" — „Da irrt Ihr Euch," ſagte der Dämon. „Kaum hatte ſeine Prinzeſſin erfahren, daß er als Gefangener nach Afrika gebracht wurde, ſo ſah ſie ſich ſogleich nach einem andern Liebhaber um.

„Solltet Ihr es wohl glauben," fuhr der Dämon fort, „daß der Menſch, der unmittelbar auf ihn folgt und den ein dichter rother Bart ſo ſcheußlich macht, ſonſt ein recht hübſcher Junge war? Und doch iſt es nicht anders; Ihr erblickt in dieſer häßlichen Geſtalt zugleich den Helden einer ziemlich ſonderbaren Geſchichte, die ich Euch erzählen will.

„Er heißt Fabrizio und war kaum fünfzehn Jahre alt, als ſein Vater, ein reicher Bauer aus Cinquello, einem großen Flecken im Königreich Leon, ſtarb. Auch ſeine Mutter verlor er bald darauf. So war er denn als einziger Sohn Herr von einem anſehnlichen Vermögen, deſſen Verwaltung einem ſeiner Oheime, einem rechtſchaffenen Manne, anvertraut wurde.

Fabrizio vollendete ſeine bereits angefangenen Studien in Salamanca, wo er auch reiten, fechten und überhaupt Alles lernte, was dazu beitragen konnte, ihn eines günſtigen Blicks von einer gewiſſen Donna Hippolita würdig zu machen. Dieſe Hippolita war die Schweſter eines Landedelmanns, der ungefähr zwei Büchſenſchüſſe von Cinquello ein Gütchen beſaß.

Sie war ausgezeichnet ſchön und ungefähr im ſelben Alter wie Fabrizio, der ſie von Kindheit auf geſehen und ſo zu ſagen mit der Muttermilch glühende Liebe für ſie eingeſogen hatte. Auch Hippolita hatte bemerkt, daß er nicht übel von Geſtalt war, aber als den Sohn eines bloßen Bauern würdigte ſie ihn keiner großen Aufmerkſamkeit. Sie war unerträglich hochmüthig, wie auch ihr Bruder Thomas de Xaral, der in Beziehung auf Armuth und Adelſtolz in ganz Spanien ſeines Gleichen nicht hatte.

Baſtonnade nicht mehr unterworfen iſt." — „Dieſer," entwortete der Teufel, „hat auch alles Recht, guter Dinge zu ſeyn. Er weiß, daß eine Tante, die er allein erbt, geſtorben iſt, und daß er nun in ſehr angenehme Umſtände kommen wird. Daher die Freude, die ſein Geſicht verklärt.

„Ganz anders verhält es ſich mit dem unglücklichen Cavalier, der ihm zur Seite geht. Ein quälender Kummer beunruhigt ihn ohne Unterlaß. Als ihn auf ſeiner Fahrt von Spanien nach Italien ein algieriſcher Seeräuber wegnahm, liebte er eine Dame und wurde von ihr wieder geliebt. Jetzt iſt er in großer Furcht, die Treue der Schönen möchte während ſeiner Gefangenſchaft nicht unerſchütterlich geweſen ſeyn." — „War er lange in der Sklaverei?" fragte Zambullo. „Anderthalb Jahre," ſagte der Dämon. „Nun dann," verſetzte Leandro, „quält ſich der junge Mann zuverläſſig mit vergeblichen Zweifeln. Dieſe Probe war wohl nicht ſtark genug für ſeine Dame, daß er ſo ängſtlich ſeyn ſollte?" — „Da irrt Ihr Euch," ſagte der Dämon. „Kaum hatte ſeine Prinzeſſin erfahren, daß er als Gefangener nach Afrika gebracht wurde, ſo ſah ſie ſich ſogleich nach einem andern Liebhaber um.

„Solltet Ihr es wohl glauben," fuhr der Dämon fort, „daß der Menſch, der unmittelbar auf ihn folgt und den ein dichter rother Bart ſo ſcheußlich macht, ſonſt ein recht hübſcher Junge war? Und doch iſt es nicht anders; Ihr erblickt in dieſer häßlichen Geſtalt zugleich den Helden einer ziemlich ſonderbaren Geſchichte, die ich Euch erzählen will.

„Er heißt Fabrizio und war kaum fünfzehn Jahre alt, als ſein Vater, ein reicher Bauer aus Cinquello, einem großen Flecken im Königreich Leon, ſtarb. Auch ſeine Mutter verlor er bald darauf. So war er denn als einziger Sohn Herr von einem anſehnlichen Vermögen, deſſen Verwaltung einem ſeiner Oheime, einem rechtſchaffenen Manne, anvertraut wurde.

Fabrizio vollendete ſeine bereits angefangenen Studien in Salamanca, wo er auch reiten, fechten und überhaupt Alles lernte, was dazu beitragen konnte, ihn eines günſtigen Blicks von einer gewiſſen Donna Hippolita würdig zu machen. Dieſe Hippolita war die Schweſter eines Landedelmanns, der ungefähr zwei Büchſenſchüſſe von Cinquello ein Gütchen beſaß.

Sie war ausgezeichnet ſchön und ungefähr im ſelben Alter wie Fabrizio, der ſie von Kindheit auf geſehen und ſo zu ſagen mit der Muttermilch glühende Liebe für ſie eingeſogen hatte. Auch Hippolita hatte bemerkt, daß er nicht übel von Geſtalt war, aber als den Sohn eines bloßen Bauern würdigte ſie ihn keiner großen Aufmerkſamkeit. Sie war unerträglich hochmüthig, wie auch ihr Bruder Thomas de Xaral, der in Beziehung auf Armuth und Adelſtolz in ganz Spanien ſeines Gleichen nicht hatte.

Dieſer ſtolze Landjunker bewohnte ein Häuschen, das er ſein Schloß nannte, während es im Grunde nur eine baufällige Hütte war, die über Nacht einſtürzen konnte. Indeſſen, ob er gleich zu arm war, es ausbeſſern zu laſſen, und obſchon er kaum zu leben hatte, hielt er doch für ſich einen Bedienten und für ſeine Schweſter eine mauriſche Kammerfrau.

Es war eine Luſt, den ſtolzen Baron an Sonn- und Feſttagen in's Dorf kommen zu ſehen. Er hatte einen abgeſchabten carmoiſinrothen Sammtrock an, und auf dem Kopf ein kleines Hütchen mit einem alten vergelbten Federbuſch ſitzen: lauter Reliquien, welche die Woche über ſorgfältig aufbewahrt wurden. Mit dieſen Lumpen, die er als Beweiſe ſeiner edlen Herkunft hochſchätzte, aufgeputzt, ſtolzirte er wie ein großer Herr einher, und hielt es für eine außerordentliche Gnade und Herablaſſung, wenn er die tiefen Bücklinge, die man vor ihm machte, mit einem Blicke erwiderte. Seine Schweſter gründete auf das Alter ihres Geſchlechts einen eben ſo lächerlichen Hochmuth und war dabei ſo eitel auf ihre Schönheit, daß ſie der ſtolzen Hoffnung lebte, es könne alle Tage ein Grande von Spanien kommen und um ihre Hand anhalten.

Fabrizio kannte die Schwäche der beiden Geſchwiſter wohl. Um ſich alſo bei ihnen beliebt zu machen, hielt er es für's Beſte, ihrer Eitelkeit durch erheuchelte Ehrfurchtsbezeigungen zu ſchmeicheln. Dies that er auch mit ſo viel Geſchicklichkeit, daß Bruder und Schweſter ſich endlich veranlaßt fanden, ihm von Zeit zu Zeit unterthänige Aufwartungen bei ihnen zu erlauben. Da ihm ihre Dürftigkeit ſo gut bekannt war, als ihr Hochmuth, ſo hatte er immer Luſt, ihnen ſeine Börſe anzubieten, konnte es aber aus Furcht, ihren Stolz zu beleidigen, nicht wagen. Gleichwohl fand ſeine ſinnreiche Großmuth ein Mittel, ihnen zu helfen, ohne daß ſie darüber erröthen mußten. „Gnädiger Herr," ſagte er eines Tags unter vier Augen zu dem Edelmann: „Hier ſind zweitauſend Dukaten,

die ich gerne in Sicherheit bringen möchte. Wolltet Ihr vielleicht die Güte haben, ſie mir aufzubewahren?"

Ihr braucht nicht zu fragen, ob Xaral ja ſagte. Er hatte kein Geld und dabei das Gewiſſen eines Depoſitarius. Mit Vergnügen nahm er alſo die Summe an und verwandte ohne Umſtände einen Theil derſelben zu Ausbeſſerung ſeiner Hütte, ſo wie zur Anſchaffung allerhand kleinerer Bequemlichkeiten. Ein neues Kleid von ſehr ſchönem blauen Sammt wurde in Salamanca ausgenommen und vom beſten Schneider ihm angefertigt; ebendaſelbſt kaufte er einen grünen Federbuſch, der dem alten gelben die Ehre raubte, in deren Beſitz er ſeit unvordenklichen Zeiten geweſen war, das edle Haupt des erlauchten Don Thomas de Xaral zu ſchmücken. Auch die ſchöne Hippolita wurde nicht vergeſſen und auf's prächtigſte gekleidet. So verſchwendete Xaral die ihm anvertrauten Dukaten, ohne zu bedenken, daß ſie ihm nicht gehörten und daß er niemals im Stande ſeyn würde, ſie zu erſetzen. Er machte ſich durchaus kein Gewiſſen daraus und glaubte, es ſey nicht mehr als billig, daß ein Bürgersſohn die Ehre, mit einem Edelmann umgehen zu dürfen, bezahle.

Fabrizio hatte dies Alles vorausgeſehen, aber ſich auch geſchmeichelt, Don Thomas würde aus Rückſicht auf ſeine Dukaten vertraulicher mit ihm zu leben anfangen und Hippolita ſich nach und nach gewöhnen, ſeine Huldigungen zu dulden, und ihm die Kühnheit verzeihen, ſeine Wünſche bis zu ihr erhoben zu haben. Wirklich hatte er auch ſeitdem freieren Zutritt zu ihnen und ſie waren weit freundſchaftlicher, als je zuvor. Ein reicher Mann iſt bei den Vornehmen immer gut gelitten, ſobald er ſich zu ihrer Milchkuh hergibt. Xaral und ſeine Schweſter, die den Reichthum bisher nur vom Hörenſagen gekannt, hatten ſeine Nützlichkeit kaum erprobt, ſo ſahen ſie ein, daß ſie es mit Fabrizio nicht verderben durften, und behandelten ihn mit einer Rückſicht und Aufmerkſamkeit, die den

jungen Mann überglücklich machte. Er glaubte, ſeine Perſon mißfalle ihnen nicht, und ſie werden endlich überlegt haben, daß ſchon ſehr häufig Edelleute, um ſtandesgemäß leben zu können, ſich mit bürgerlichen Familien in Verbindungen eingelaſſen haben. In dieſer Meinung, die ſeiner Liebe ſo ſehr ſchmeichelte, faßte er ſich das Herz, um Hippolita's Hand zu bitten.

Er ſagte alſo bei der erſten beſten Gelegenheit geradewegs zu Don Thomas: er habe keinen ſehnlicheren Wunſch, als ſein Schwager zu werden, und wenn er ihm dieſe Ehre geſtatten wolle, ſo überlaſſe er ihm nicht nur die deponirte Summe, ſondern ſchenke ihm noch tauſend Piſtolen dazu. Der ſtolze Xaral erröthete bei dieſem Vorſchlag, der ſeinen Hochmuth wieder aufſtachelte, und in der erſten Hitze war er im Begriff, dem Bauernſohn ſogleich ſeine ganze Verachtung zu erkennen zu geben. So ſehr ihn indeß Fabrizio's Verwegenheit empörte, ſo that er ſich doch ſo viel Gewalt an, daß er ihm ohne Beleidigung zur Antwort gab, er könne in einer ſo wichtigen Sache nicht augenblicklich einen Entſchluß faſſen; er müſſe erſt Hippolita und ſeine Verwandten darüber fragen.

Mit dieſer Antwort wurde der Liebhaber abgefertigt und wirklich ein Familienrath zuſammenberufen, beſtehend aus einigen in der Nähe wohnenden Hidalgo's, die eben ſo wie Don Xaral an der Adelsmanie krank lagen. Er berieth ſich mit ihnen nicht, ob er Fabrizio ſeine Schweſter geben ſolle, ſondern nur, wie man den Unverſchämten beſtrafen müſſe, der trotz ſeiner niedrigen Geburt es gewagt habe, um die Hand eines Fräuleins von Hippolita's Stande zu werben.

Kaum hatte er der Verſammlung von dieſer Verwegenheit Meldung gethan: bei den bloßen Worten Fabrizio und Bauernſohn hättet Ihr ſehen ſollen, wie die Augen der Junker vor Wuth funkelten; ſie ſpieen Feuer und Flammen gegen den Tollkühnen und verlangten im erſten Augenblick Alle, man ſolle

ihn mit Prügeln todtſchlagen und ſo für die Schmach büßen laſſen, die er ihrer Familie angethan. Nach reiflicherer Ueberlegung kamen ſie jedoch dahin überein, den Frevler zwar am Leben zu laſſen, aber zur Warnung, damit er ſich künftig nicht mehr überhebe, ihm einen Streich zu ſpielen, an den er wohl lange Zeit denken werde.

Es wurde Mehreres vorgeſchlagen, endlich aber zum Beſchluſſe erhoben, Hippolita ſolle ſich ſtellen, als wäre ſie gegen Fabrizio's Liebe nicht unempfindlich, und den unglücklichen Liebhaber unter dem Vorwand, ihn wegen der abſchlägigen Antwort ihres Bruders tröſten zu wollen, des Nachts einmal auf das Schloß beſcheiden; während dann die Mohrin ihn hereinlaſſe, ſollen einige Leute aus dem Hinterhalt hervorbrechen, ihn mit dieſer Kammerfrau überraſchen und zwingen, ſie zu heirathen.

Laralds Schweſter war im Anfang ſehr bereitwillig, zu dieſem Bubenſtück die Hand zu bieten, denn ſie glaubte, ihre Ehre erfordere es, daß ſie die Bewerbung eines ſo tief unter ihr ſtehenden Mannes für eine Beleidigung anſehe. Bald aber wich dieſe hochmüthige Stimmung den ſanfteren Gefühlen des Mitleids, oder vielmehr die Liebe gewann auf einmal die Oberhand über Hippolita's Stolz.

Von dieſem Augenblick ſah ſie die Sache mit ganz andern Augen an. Sie entdeckte an Fabrizio eine Menge ſchöner Eigenſchaften, die ſeine niedrige Herkunft vergeſſen ließen, und erblickte in ihm nur noch einen Cavalier, der ihre vollſte Zuneigung verdiene. Hier, Sennor Studioſo, habt Ihr Gelegenheit, die erſtaunliche Veränderung zu bewundern, die dieſe Leidenſchaft hervorzubringen vermag: dieſelbe Jungfrau, die ſich dem Wahne hingegeben, kaum ein Prinz ſey ihrer würdig, verliebt ſich Knall und Fall in einen Bauernſohn und wünſcht ſich Glück zu ſeiner Bewerbung, die ſie ſo eben noch für einen Schimpf gehalten hatte.

Sie überließ ſich alſo dem ſüßen Triebe ihres Herzens und ſtatt den Racheplan ihres Bruders zu unterſtützen, unterhielt ſie mit Fabrizio ein geheimes Einverſtändniß durch Vermittlung der Mohrin, die ihn zuweilen Nachts einließ. Endlich

bekam Don Thomas Verdacht; er beobachtete ſeine Schweſter und überzeugte ſich mit eigenen Augen, daß ſie nicht nur nicht für den Plan der Familie arbeitete, ſondern ihn ſogar zu vereiteln ſuchte. Sogleich gab er zweien von ſeinen Vettern Nachricht davon. Dieſe ſchrieen laut um Rache, und Don Karal, der nicht erſt dazu aufgereizt zu werden brauchte, ſagte mit ſpaniſcher Beſcheidenheit, ſie ſollen ſehen, welchen Gebrauch er von ſeinem Degen zu machen wiſſe, wenn es ſich darum handle, ſeine Ehre zu rächen. Schließlich bat er ſie, mit Einbruch einer beſtimmten Nacht ſich bei ihm einzufinden.

Sie erſchienen pünktlich. Er verbarg ſie in einem Kämmerchen, ohne daß Jemand im Hauſe es merkte, und ließ ſie dann allein mit dem Verſprechen, ſogleich wieder zu ihnen zu kommen, ſobald der Galan in's Schloß geſchlichen ſeyn würde, vorausgeſetzt, daß er ſich heute Nacht zeigte. Dies geſchah auch wirklich, denn der böſe Stern unſrer Liebenden wollte, daß ſie gerade dieſe Nacht zu ihrer Zuſammenkunft gewählt hatten.

Schon war Fabrizio bei ſeiner theuren Hippolita, ſchon fingen ſie an, ſich Sachen zu ſagen, die ſie ſich ſchon hundertmal geſagt hatten, die aber, wenn man ſie auch noch ſo oft wiederholt, immer den Reiz der Neuheit behalten, als ſie auf eine höchſt unangenehme Art von den Edelleuten unter-

brochen wurden. Don Thomas und ſeine beiden Vettern drangen zu Drei muthig auf Fabrizio ein, der kaum Zeit hatte, ſich zur Wehr zu ſetzen, und, da er aus Allem ſchloß, daß es auf ſein Leben abgeſehen war, wie verzweifelt um ſich

ſchlug. Er verwundete alle Drei, und indem er ihnen beſtändig die Spitze ſeines Degens vor die Augen hielt, gelang es ihm, die Thüre zu erreichen und zu entwiſchen.

Als nun Karal ſah, daß ſein Feind ihm entging und ungeſtraft ſein Haus entehrt hatte, wendete er ſeine ganze Wuth gegen die unglückliche Hippolita und ſtieß ihr ſeinen Degen in's Herz. Die beiden Vettern aber kehrten ſehr ärgerlich über den ſchlechten Erfolg ihres Komplotts und ihre Wunden nach Hauſe zurück.

„Hier," ſagte Asmodi, „wollen wir einſtweilen ſtehen bleiben, bis wir die Gefangenen alle gemuſtert haben. Dann will ich Euch dieſe Geſchichte vollends auserzählen und zu wiſſen thun, wie in Folge dieſer traurigen Begebenheit die Juſtiz Fabrizio's ganzes Vermögen in Beſchlag nahm und ihn ſelbſt das Unglück traf, auf einer Seereiſe zum Sklaven gemacht zu werden."

„Während Eurer Erzählung," ſagte Don Kleophas, „habe ich unter dieſen Unglücklichen einen jungen Mann ausfindig gemacht, der ſo traurig und ſo ſchmachtend ausſieht, daß ich Euch beinahe unterbrochen hätte, um nach der Urſache zu fragen." — „Ihr könnt ſie auch jetzt noch erfahren," antwortete der Dämon; „ich bin im Stand, Euch über Alles Auskunft zu geben. Dieſer gramerfüllte Jüngling iſt aus Valladolid und gehört einer guten Familie an. Er war ſeit zwei Jahren Sklave bei einem Herrn, der eine ſehr hübſche Frau hatte. Sie verliebte ſich leidenſchaftlich in ihn und er erwiderte ihre Liebe mit der lebhafteſten Zärtlichkeit. Der Herr witterte Unrath und verkaufte den jungen Chriſten eilig, damit er nicht bei ihm an der Fortpflanzung der Türken arbeiten möchte. Seit dieſer Zeit weint der zärtliche Caſtilianer unaufhörlich um ſeine Gebieterin: die Freiheit vermag ihn nicht zu tröſten."

„Dagegen," ſagte Don Kleophas, „bemerke ich dort einen alten Mann, der um ſo vergnügter dreinſieht. Wer mag

er wohl ſeyn?" — „Ein Barbier aus Guipuſcoa," erwiderte Asmodi, „der nach vierzigjähriger Gefangenſchaft nach Biſcaya zurückkehren will. Er gerieth auf einer Reiſe von Valencia nach Sardinien in die Gewalt eines Seeräubers, und hatte damals eine Frau, zwei Söhne und eine Tochter. Jetzt lebt nur noch ein einziger Sohn, der, glücklicher als ſein Vater, in Peru war und von da mit unermeßlichen Reichthümern in ſein Vaterland zurückkehrte, wo er ſich zwei ſchöne Landgüter gekauft hat." — „Welche Freude," ſagte der Student, „wird es nicht für dieſen Sohn ſeyn, wenn er ſeinen Vater wieder ſieht und im Stande iſt, ihm den Abend ſeiner Tage auf jede nur erdenkliche Art zu verſüßen!"

„Ihr ſprecht wie ein gutgearteter, zärtlicher Sohn," erwiderte Asmodi; „der des baskiſchen Barbiers aber iſt etwas zäherer Natur. Die unerwartete Ankunft ſeines Vaters wird ihm mehr Aerger, als Freude machen, und ſtatt ihn in Guipuſcoa bei ſich zu behalten und auf jede mögliche Weiſe ſeine Freude über die Wiedervereinigung mit ihm zu erkennen zu geben, wird er ihn wahrſcheinlich als Verwalter auf eines von ſeinen Gütern ſetzen.

„Hinter dem heitern Alten kommt ein Anderer, der vor Freundlichkeit grinst, wie ein alter Affe. Es iſt ein arragoniſcher Arzt, der nicht vierzehn Tage in Algier war. Sobald die Türken ſeine Profeſſion erfuhren, wollten ſie ihn nimmer unter ſich dulden, ſondern ſchickten ihn lieber ohne Löſegeld den heiligen Vätern zu. Dieſe hätten ihn ſicherlich nicht losgekauft und nahmen ihn nur ſehr ungern wieder nach Spanien mit.

„Da Ihr für fremde Leiden ſo mitfühlend ſeyd, ſo würdet Ihr den Sklaven dort, der ein brauntuchenes Käppchen auf ſeinem kahlen Kopfe trägt, ſehr bemitleiden, wenn Ihr wüßtet, wie viel Ungemach er in Algier zwölf Jahre lang bei ſeinem Herrn, einem engliſchen Renegaten, auszuſtehen hatte." — „Wer iſt denn der arme Schelm?" fragte Zambullo. „Ein

Franziskaner aus Navarra," antwortete der Dämon; „ich muß übrigens gestehen, daß ich ihm sein Unglück von Herzen gönne, denn er hat durch seine langweilige Moral mehr als hundert Christensklaven abgehalten, den Turban zu nehmen."

„Und ich," versetzte Don Kleophas, „gestehe eben so aufrichtig, daß ich ihn aus dem Grund meiner Seele bedaure." — „Wir haben Beide Unrecht," sagte Asmodi. „Dieser ehrliche Mönch hat seine zwölfjährigen Leiden sehr gut benutzt, und es ist weit vortheilhafter für ihn, daß er diese ganze Zeit über in Noth und Trübsal war, als wenn er in seiner Zelle hätte Anfechtungen bekämpfen müssen, die er gewiß nicht immer bemeistert hätte."

„Der Hintermann des Franziskaners," sagte Don Leandro, „sieht für einen Menschen, der aus der Sklaverei zurückkehrt, sehr ruhig aus; wer mag er wohl seyn?" — „Ihr kommt mir zuvor," antwortete der Teufel: „ich wollte Euch eben auf ihn aufmerksam machen. Ihr erblickt in ihm einen Bürger von Salamanca, einen unglücklichen Vater, einen Mann, der durch vieles Unglück endlich ganz unempfindlich dagegen geworden ist. Ich dächte, ich erzähle Euch seine traurige Geschichte und überlasse die Uebrigen ihrem Schicksal, zumal da außer ihm fast keiner mehr da ist, von dem etwas Merkwürdiges zu vermelden wäre."

Der Student, dem es bereits langweilig wurde, so viele traurige Gestalten an sich vorbeischleichen zu sehen, war damit wohl zufrieden, worauf der Teufel folgende Geschichte preisgab, die im nächsten Kapitel verzeichnet ist.

Zwanzigſtes Kapitel.

Von der letzten Geſchichte, welche Asmodi erzählt. Wie er am Schluß ſeines Vortrags plötzlich unterbrochen wird und die beiden Freunde zu gegenſeitigem großen Leidweſen ſich trennen müſſen.

Pablos von Bahabon, Sohn eines Dorfalkaden in Altcaſtilien, reiste, nachdem er ſich mit einem Bruder und einer Schweſter in die geringe Hinterlaſſenſchaft eines ſehr geizigen Vaters getheilt hatte, nach Salamanca, um daſelbſt die Zahl der Studirenden zu vermehren. Er war dreiundzwanzig Jahre alt, hübſch und dabei ein offener Kopf. — Mit tauſend Dukaten, die er beſaß, und guten Anlagen,

sie bald zu verzehren, machte er in der Stadt bald von sich reden. Alle jungen Leute wetteiferten um seine Freundschaft und drängten sich schaarenweise zu den lustigen Gesellschaften, die Don Pablos täglich veranstaltete: ich sage Don Pablos, weil er das Don angenommen hatte, um mit solchen Studirenden, deren Adel ihm vielleicht einigen Zwang aufgelegt hätte, desto vertraulicher umgehen zu können. Er lebte herrlich und in Freuden, und wußte sein Geld so wenig zu Rath zu halten, daß er binnen fünf Vierteljahren auf dem Trockenen war. Gleichwohl spielte er immer noch den reichen Herrn, theils weil man ihm Credit gab, theils weil er von Zeit zu Zeit etliche Pistolen entlehnte. Allein in die Länge konnte dies nicht währen, und so sah er sich bald ohne alle Hülfsmittel.

Jetzt hörten die Besuche seiner Freunde mit Einem Male auf, dagegen fingen seine Gläubiger an, ihn zu quälen. Obgleich er nun diese versicherte, er könne jeden Augenblick neue Wechsel von Hause bekommen, so verklagten ihn doch einige und wollten ihn sogar in's Gefängniß setzen lassen. Unter diesen Umständen ging er eines Tags am Ufer des Tormes spazieren, als ihm ein Bekannter begegnete und zu ihm sagte: „Sennor Don Pablos, seyd wohl auf Eurer Hut. Ein Alguazil und mehrere Häscher sind Euch auf der Spur und wollen Euch verhaften, sobald Ihr wieder in die Stadt kommt."

Sehr erschrocken über diese Nachricht, die zu seinen Verhältnissen nur zu genau paßte, ergriff Bahabon eilig die Flucht und schlug den Weg nach Corita ein. Bald beugte er jedoch von der Hauptstraße ab und lief in einen seitwärts liegenden Wald, wo er sich so lange zu verbergen beabsichtigte, bis die Schatten der Nacht seiner Flucht mehr Sicherheit geben würden. Es war gerade um die Zeit, wo die Bäume am dichtesten mit Blättern bewachsen sind. Er suchte sich einen passenden Baum aus, stieg hinauf und setzte sich auf einige Aeste, die ihn mit ihren Blättern verbargen.

Hier hielt er ſich für völlig ſicher und die Furcht vor den Häſchern verſchwand nach und nach. Gemeiniglich ſtellen die Menſchen ihre ſchönſten Betrachtungen dann an, wann der Fehler gemacht iſt und ſich nicht wieder hereinbringen läßt. So hielt ſich jetzt auch unſer Student eine derbe Strafpredigt wegen ſeiner ſchlechten Aufführung und gelobte in ſeinem Innern, wenn er je wieder zu Kräften komme, einen beſſern Gebrauch von ſeinem Gelde zu machen. Beſonders nahm er ſich feſt vor, ſich nie mehr von falſchen Freunden übertölpeln zu laſſen, die junge Leute zu Ausſchweifungen verleiten, und deren Freundſchaft nachher verfliegt, wie die Dünſte des Weins.

Während er ſich abwechſelnd mit ſolchen Gedanken und Entwürfen beſchäftigte, brach die Nacht heran. Er machte ſich nun von den Zweigen und Blättern, die ihn bedeckten, los und wollte eben hinabſteigen, als er beim blaſſen Scheine des Mondes eine Mannsgeſtalt zu erkennen glaubte. Bei dieſem Anblick gerieth er auf's Neue in Furcht; er glaubte, es ſey niemand anders, als der Alguazil, der ihm auf der Ferſe bis in den Wald nachgeſchlichen ſeyn müſſe. Sein Schrecken wurde um ſo größer, als er ſah, daß die Geſtalt zwei- bis dreimal um ſeinen Baum herumging und ſich dann darunter ſetzte."

Hier unterbrach der hinkende Teufel ſich ſelbſt und ſagte zu Don Kleophas: „Sennor Zambullo, erlaubt, daß ich Euch einen Augenblick in der Spannung erhalte, in die Euch meine Geſchichte verſetzt hat. Ihr ſeyd ſehr begierig, zu erfahren, wer der Mann war, der ſich ſo zur ungeſchickten Zeit einfand, und was ihn herführte; ich will auch Eure Geduld nicht länger in Anſpruch nehmen und Euch Alles haarklein erzählen.

„Der Mann ruhte einige Augenblicke unter dem Baume aus, deſſen dichtes Blätterwerk ihn hinderte, Don Pablos zu ſehen. Darauf fing er an, mit einem Dolche in die Erde zu graben und machte ein tiefes Loch, in das er einen büffelledernen

Beutel legte. Sodann füllte er das Loch wieder auf, deckte es hübſch mit Raſen zu und ging wieder von dannen.

Bababon, der Alles mit der größten Aufmerkſamkeit beobachtet hatte, und deſſen Angſt ſich nun in die größte Freude verwandelte, konnte kaum erwarten, bis der Mann ſich auf eine gehörige Strecke entfernt hatte und er von ſeinem Baume herabſteigen durfte, um den Beutel wieder auszugraben: denn er zweifelte nicht daran, er müſſe voll Gold oder Silber ſeyn. Sein Meſſer that ihm dabei herrliche Dienſte; hätte er aber auch keines gehabt, ſo war doch ſeine Begierde ſo ſtark, daß er mit den bloßen Händen die Eingeweide der Erde aufgewühlt haben würde.

Sobald der Beutel in seiner Hand war, fing er an, ihn zu befühlen, und da er sich überzeugte, daß er Geld enthielt, lief er so schnell, als möglich, mit seiner Beute zum Wald hinaus; denn jetzt fürchtete er den Alguazil weit weniger, als den Mann, welchem der Beutel gehörte. Voll Freude über diesen herrlichen Fang marschirte unser Student die ganze Nacht weiter, ohne sich an einen bestimmten Weg zu halten, ohne Müdigkeit zu fühlen und ohne daß ihn die Last im Mindesten gedrückt hätte. Erst mit Tagesanbruch machte er in der Nähe des Fleckens Molorido unter einigen Bäumen Halt, nicht sowohl um auszuruhen, als weil er seiner Begierde, den Inhalt des Beutels kennen zu lernen, nicht länger widerstehen konnte. Er band ihn also auf mit dem angenehmen Schaudern und Zittern, dessen man sich im Augenblick eines großen Vergnügens nicht erwehren kann. Schöne Doppelpistolen waren darin, und um das Maß seiner Freude voll zu machen, nicht weniger als zweihundert und fünfzig.

Nachdem er sie mehrere Male mit seligem Behagen überschaut hatte, fing er an, ernstlich darüber nachzudenken, was er damit anfangen solle. Sein Entschluß war bald gefaßt. Er steckte die Pistolen ein, warf den Beutel weg und wanderte nach Molorido. Hier ließ er sich ein Wirthshaus zeigen, und während man ein Frühstück für ihn zubereitete, miethete er einen Maulesel, auf dem er noch an demselben Tag nach Salamanca zurückritt.

Jedermann verwunderte sich, ihn zurückkommen zu sehen, woraus er schloß, daß die Ursache seines Verschwindens stadtkundig seyn mußte: er hatte aber bereits sein Märchen ausgesonnen. Er gab vor, er habe Geld nöthig gehabt, und da man ihm trotz verschiedener Mahnbriefe keines von Haus geschickt, so habe er sich endlich selbst auf den Weg gemacht. Gestern Abend nun habe er in Molorido seinen Pächter getroffen, der mit Geldern für ihn unterwegs gewesen, und jetzt

bekommt Ihr ſie alſo wieder; lebt dieſer Hoffnung, und bis Euch das Eurige, wie es recht und billig iſt, zurückerſtattet wird, nehmt einſtweilen dieſe Kleinigkeit von mir an — er gab ihm dabei zehn von den Dublonen, die in dem Beutel geweſen waren — und beſucht mich in acht Tagen." Zugleich ſagte er ihm ſeinen Namen und ſeine Wohnung, und ging ganz beſchämt durch die Dankſagungen und Segnungen, womit der gute Ambroſio ihn überhäufte, nach Hauſe. So verhält es ſich mit gar vielen Handlungen der Großmuth; man würde ſich wohl hüten, ſie zu bewundern, wenn man die wahren Beweggründe durchſchauen könnte.

Nach acht Tagen kam Piquillo zu Don Pablos. Dieſer nahm ihn ſehr freundlich auf und ſagte mit vielem Wohlwollen zu ihm: „Mein Freund, ich habe ſo viel Gutes von Euch gehört, daß ich mich entſchloſſen habe, ſo viel in meinen Kräften ſteht, Euch wieder aufzuhelfen. Ich will dabei weder Credit noch Börſe ſchonen.

„Um einen guten Anfang zu machen," fuhr er fort, „habe ich bereits etwas gethan. Ich kenne einige vornehme Leute von gutem mildthätigen Herzen. Bei dieſen war ich und habe ihnen Eure Lage ſo rührend vorgeſtellt, daß ſie mir zweihundert Thaler für Euch übergeben haben." Sofort ging er in ſein Kabinet und holte ein leinenes Säckchen, in das er dieſe Summe in Silbergeld, nicht in Dublonen, gelegt hatte, damit der Bürgersmann durch die vielen Doppelpiſtolen nicht ſtutzig werden und der Sache am Ende auf den Grund kommen möchte. Don Pablos ſelbſt aber konnte auf dieſe Weiſe viel ſicherer zu ſeinem Zweck gelangen, nämlich den Erſatz auf eine Art zu leiſten, die ſich ſowohl mit ſeiner Ehre, als ſeinem Gewiſſen vertrüge.

Ambroſio hatte nicht die mindeſte Ahnung, daß dieſe Thaler wiedererſetztes Geld ſeyn könnten. Er nahm ſie ganz treuherzig als eingeſammelte Gabe an, dankte dem edlen

Cavalier auf's Neue und ging gerührten Herzens in ſeine armſelige Wohnung zurück.

Am andern Tag begegnete ihm auf der Straße ein guter Freund, der zu ihm ſagte: „Ich reiſe in zwei Tagen nach Cadix und gehe dort mit einem Schiffe, das demnächſt nach Neuſpanien abſegeln wird. Es will mir hier nimmer recht gefallen, und eine innere Stimme ſagt mir, daß ich in Mexico glücklicher ſeyn werde. Gehet mit, wenn Ihr nur hundert Thaler in Händen habt."

„Ich wäre um zweihundert nicht verlegen," antwortete Piquillo, „und würde die Reiſe gern unternehmen, wenn ich verſichert wäre, in Indien meinen Unterhalt zu finden." Hierauf rühmte ihm ſein Freund die Fruchtbarkeit Neuſpaniens, und nannte ihm ſo viele Mittel, daſelbſt reich zu werden, daß Ambroſio ſich überreden ließ und ſogleich Anſtalten zur Abreiſe traf. Ehe er aber Salamanca verließ, ſetzte er mit großem Fleiß einen Brief an Bahabon auf, worin er ihm ſchrieb, er habe eine ſchöne Gelegenheit nach Indien gefunden, und wolle ſie benutzen, um ſein Glück dort zu verſuchen; er nehme ſich die Freiheit, ihn davon in Kenntniß zu ſetzen, und verſichere ihn, daß er ſeine Güte niemals vergeſſen werde.

Ambroſio's Reiſe war Don Pablos nicht ganz angenehm, weil ſie ihm ſeinen Lieblingsentwurf, die Schuld gegen ihn nach und nach abzutragen, vereitelte; doch tröſtete er ſich bald mit dem Gedanken, ſein Freund komme vielleicht in einigen Jahren zurück, und legte ſich eifriger, als je, auf das Studium der Rechtswiſſenſchaft. Er machte auch vermöge ſeines Fleißes und ſeiner Talente ſo gute Fortſchritte, daß er ſich vor Allen auf der Univerſität auszeichnete und endlich zum Rektor gewählt wurde. Dieſe Würde behauptete er nicht nur durch gründliche Gelehrſamkeit, ſondern auch durch eine ſeltene Ehrenhaftigkeit des Charakters.

Während ſeines Rektorats hörte er, ein junger Menſch ſey wegen Entführung im Gefängniſſe und werde wohl das

Leben verlieren. Jetzt fiel ihm ein, daß Piquillo's Sohn eine Weibsperson entführt hatte. Er erkundigte sich näher nach dem Gefangenen, und da er erfuhr, daß er es wirklich war, so übernahm er seine Vertheidigung. Es ist etwas Herrliches um die Juristerei: sie liefert Waffen für und wider, und unser Rektor, der sie vortrefflich zu handhaben wußte, bediente sich ihrer zum Vortheil des Angeklagten; freilich nahm er auch den Credit seiner Freunde zu Hülfe, der mehr fruchtete, als alles Andere.

So ging denn der Schuldige, weißer als Schnee, aus dem Gefängniß hervor und besuchte sogleich seinen Befreier. Dieser sagte zu ihm: „Ich habe es bloß aus Rücksicht auf Euern Vater gethan. Ich liebe ihn, und um Euch einen neuen Beweis davon zu geben, erbiete ich mich, für Euer Glück zu sorgen, wenn Ihr hier bleiben und als rechtschaffener Mann leben wollt. Wünscht Ihr aber, Euerm Vater nach Indien zu folgen, so kann ich Euch mit fünfzig Pistolen dienen." — Darauf antwortete der junge Piquillo: „Da ich das Glück habe, in Ew. Magnificenz einen so großmüthigen Wohlthäter zu finden, so wäre es wohl nicht klug, wenn ich eine Stadt verließe, wo es mir so gut wird. Ich will daher in Salamanca bleiben, und verspreche Euch, mich so aufzuführen, daß Ihr gewiß zufrieden seyn sollt." Auf diese Versicherung gab ihm der Rektor ungefähr zwanzig Pistolen in die Hand und ermahnte ihn, eine ehrliche Profession zu lernen und seine Zeit gut anzuwenden; dann dürfe er versichert seyn, daß er ihn nicht im Stich lassen werde.

Zwei Monate darauf kam der junge Piquillo, der seinem Wohlthäter von Zeit zu Zeit die Aufwartung machte, einmal mit ganz verweinten Augen zu ihm. „Was ist Euch?" fragte Bahabon. „Sennor," antwortete Ambrosio's Sohn, „ich habe so eben etwas erfahren, was mir beinahe das Herz abstößt. Mein Vater ist von einem algierischen Seeräuber

aufgegriffen worden und liegt in Ketten. Ein alter Mann von hier, der nach zehnjähriger Gefangenſchaft in Algier vor Kurzem von den barmherzigen Vätern losgekauft wurde, hat es mir ſo eben geſagt, er habe ihn in der Sklaverei verlaſſen.“ Dabei geberdete ſich der junge Mann verzweiflungsvoll; er zerſchlug ſich die Bruſt, zerraufte ſein Haar und ſagte: „Ich

elender Menſch! Ich habe durch meine Liederlichkeit meinen Vater gezwungen, ſein Geld zu verſtecken und ſein Vaterland zu verlaſſen! Ich habe ihn in die Ketten der Barbaren geliefert! Ach, Sennor Don Pablos! warum habt Ihr mich aus den Händen der Juſtiz gerettet? Als Freund meines Vaters hättet Ihr ihn rächen und mich mit dem Tode dafür büßen laſſen ſollen, daß ich ihn in ſein ganzes Unglück geſtürzt habe.“

Den Rektor rührte der Schmerz des bekehrten Sünders. „Mein Sohn,“ ſagte er zu ihm, „ich ſehe mit Vergnügen,

daß Ihr Eure Vergehungen bereuet; weinet aber nicht mehr. Da ich weiß, was aus Ambrosio geworden ist, so kann ich Euch versichern, daß Ihr ihn wiedersehen werdet. Ich nehme sein Lösegeld auf mich. So viel er auch inzwischen ausgestanden haben mag, so bin ich doch überzeugt, daß er sich nicht mehr beklagen wird, wenn er bei seiner Rückkehr einen gutgesitteten, zärtlichen Sohn in Euch findet."

Mit diesem Versprechen gab sich der junge Piquillo zufrieden; Don Pablos aber reiste einige Tage darauf nach Madrid und übergab den barmherzigen Brüdern eine Börse mit hundert Pistolen, wofür er sich folgende Quittung ausstellen ließ: „Diese Summe von hundert Pistolen wurde den Mönchen vom Kloster de la Mercede eingehändigt zur Loskaufung eines armen Bürgers von Salamanca, Namens Ambrosio Piquillo, aus der Gefangenschaft in Algier." Auf ihrer letzten Reise dahin nun haben die frommen Patres den Auftrag des Rektors pünktlich vollzogen und den armen Ambrosio losgekauft; er ist eben der Sklave, dessen ruhige Haltung Euch aufgefallen ist."

„Jetzt aber," sagte Don Kleophas, „ist Bahabons Schuld völlig getilgt?" — „Nach seiner Meinung nicht," versetzte Asmodi. „Er will Kapital und Interessen ersetzen: sein Gewissen ist so zart, daß er sich sogar ein Bedenken daraus macht, das Vermögen, das er nachher als Rektor erworben hat, zu behalten. Wenn er den alten Piquillo wieder sieht, will er zu ihm sagen: „Ambrosio, mein Freund, betrachtet mich nicht mehr als Euern Wohlthäter; Ihr seht in mir nur den Schurken, der Euer Geld im Walde wieder ausgegraben hat. Ich halte es nicht für genug, daß ich Euch Eure zweihundert und fünfzig Dublonen zurückerstatte, sondern, da ich sie gebraucht habe, um zu meinem jetzigen Rang zu gelangen, so gehört Alles, was ich habe, Euch. Ich will nur so viel behalten, als Ihr mir zu lassen....." Hier hielt

der hinkende Teufel auf einmal inne; es überkam ihn ein Schauer und er wurde todesblaß.

„Was iſt Euch?“ fragte der Muſenſohn. „Warum ſprecht Ihr nicht weiter, und was ſoll dieſe auffallende Beängſtigung?“ — „Ach, Sennor Leandro!“ rief der Dämon zitternd, „welch ein Unglück für mich! der Zauberer, der mich in einer Flaſche eingeſperrt hielt, hat ſo eben bemerkt, daß ich nicht

mehr in ſeinem Laboratorium bin, und will mich durch unwiderſtehliche Beſchwörungen zurückbannen.“ — „Das würde mir unendlich leid thun,“ ſagte Don Kleophas ganz gerührt: „es wäre ein unerſetzlicher Verluſt für mich. Ach, wenn wir uns auf

Schon war er vierundzwanzig Stunden in dieſem Zuſtand, als Don Luis de Lujan, ein junger Cavalier aus ſeiner vertrauteren Bekanntſchaft, in ſein Zimmer trat und ihm aus Leibeskräften zurief: „Holla ho! Sennor Don Kleophas! aufgeſtanden!“ Als er endlich an dieſem Lärm erwachte, ſagte

Don Luis zu ihm: „Wißt Ihr auch, daß Ihr ſchon ſeit geſtern Morgen da lieget?“ — „Unmöglich,“ antwortete Leandro. „Ihr dürft es mir glauben,“ verſetzte ſein Freund, „Ihr habt volle vierundzwanzig Stunden verſchlafen. Alle Leute im Hauſe haben es mich verſichert.“

Der Student verwunderte ſich höchlich darüber und fürchtete im Anfang, ſeine ganze Geſchichte mit dem hinkenden Teufel möchte ein bloßes Traumgebild ſeyn; doch konnte er es nicht glauben, und wenn er ſich gewiſſe Umſtände in's Gedächtniß zurückrief, war es ihm unmöglich, an der Wirklichkeit deſſen, was er geſehen hatte, zu zweifeln. Um übrigens ſeiner Sache ganz gewiß zu werden, ſtand er auf, kleidete ſich ſchnell an und ging mit Don Luis nach dem Sonnenthore, ohne ihm zu ſagen, warum. Als er dort das Hotel des Don Pedro beinahe ganz in einen Schutthaufen verwandelt ſah, ſtellte er ſich ſehr verwundert darüber und ſagte: „Was iſt denn das? Sollte es hier gebrannt haben? und wem gehört dieſes Haus?“

Don Luis beantwortete ihm seine Frage und setzte dann hinzu: „Dieser Brand macht weniger Aufsehen in der Stadt durch den bedeutenden Schaden, den er angerichtet, als durch folgenden merkwürdigen Umstand, der dabei vorkam. Don Pedro de Escolano hat eine einzige Tochter, schön wie das Tageslicht. Diese, so erzählt man, befand sich in einem Zimmer, das schon voll Feuer und Rauch war, und wo sie nach menschlicher Berechnung nothwendig umkommen mußte. Gleichwohl wurde sie von einem jungen Cavalier gerettet, dessen Namen ich noch nicht weiß. Ganz Madrid spricht von der Sache. Man erhebt den Muth dieses Jünglings bis in die Wolken und Jedermann glaubt, Don Pedro werde ihm, obgleich er nur von niederem Adel ist, zum Lohn für seine kühne That die holde Seraphine geben."

Don Kleophas hörte seinen Freund an, ohne das geringste Interesse an dem, was er sagte, merken zu lassen; bald aber machte er sich unter einem scheinbaren Vorwand von ihm los und ging auf den Prado, wo er sich unter einen Baum setzte und seinen Gedanken nachhing. Der hinkende Teufel wollte ihm nicht aus dem Sinne kommen. „Ach!" sagte er, „wie leid thut es mir um meinen lieben Asmodi! Er wäre mit mir in kurzer Zeit in der ganzen Welt herum gereist, ohne daß ich die mindeste Mühe und Unbequemlichkeit dabei gehabt hätte. Gewiß ein großes Unglück für mich, daß er sich von mir trennen mußte! Doch will ich nicht alle Hoffnung aufgeben, vielleicht sehe ich ihn auch wieder. Er hat ja selbst gesagt, es sey wohl möglich, daß der Zauberer ihn sogleich wieder frei lasse." Sodann dachte er an Don Pedro und seine Tochter und beschloß, sie zu besuchen, wäre es auch bloß aus Neugierde, die schöne Seraphine zu sehen.

Sobald Don Pedro ihn erblickte, lief der alte Herr mit offenen Armen auf ihn zu und sagte zu ihm: „Willkommen, großmüthiger Cavalier; schon fing ich an, Euch herzlich böse

zu werden. Es war mir unbegreiflich, warum Ihr trotz meinen wiederholten Bitten mich noch nicht besuchtet, während ich so sehr brannte, Euch meine Hochachtung und Freundschaft zu erkennen zu geben."

Zambullo verbeugte sich ehrerbietig bei diesem verbindlichen Vorwurf und sagte zu Don Pedro, er habe ihn in der Verlegenheit, die ihm der Brand seines Hotels bereitet, zu belästigen gefürchtet. — „Ich bin mit dieser Entschuldigung nicht zufrieden," antwortete der Greis; „Ihr könnt in einem Hause, wo man ohne Euern Beistand in der größten Trauer wäre, nie lästig seyn. Aber," fügte er hinzu, „habt die Güte mit mir zu kommen: ich bin nicht der einzige, der Euch Dank abzustatten hat." Mit diesen Worten nahm er ihn bei der Hand und führte ihn zu seiner Tochter, die so eben Siesta gehalten hatte.

„Liebe Seraphine," sagte er zu ihr: „ich bringe dir hier den Cavalier, der dir so muthvoll das Leben gerettet hat. Gib ihm jetzt deinen ganzen Dank zu erkennen, da es dir vorgestern nicht möglich war." Darauf öffnete Sennora Seraphine ihren rosigen Mund gegen Leandro Perez und sagte ihm Sachen, die gewiß alle meine Leser entzücken würden, wenn ich sie Wort für Wort wieder geben könnte; da sie mir aber selbst nicht ganz getreu berichtet worden sind, so will ich sie lieber mit Stillschweigen übergehen, als entstellen.

Nur so viel will ich noch bemerken, daß Don Kleophas eine Göttin zu sehen und zu hören glaubte und mit Augen und Ohren zugleich Feuer fing. Er verliebte sich sogleich sterblich in sie, konnte aber nicht glauben, daß er sie zur Gemahlin erhalten werde, obschon der Dämon ihn versichert hatte, daß sie zum schönen Preis für die muthvolle That bestimmt sey, die man fälschlicherweise ihm zuschrieb. Je reizender er sie fand, je weniger wagte er es, sich dieser stolzen Hoffnung hinzugeben.

„Sennor," antwortete Leandro, „ich weiß den Abſtand, der mich von Euch trennt, ſehr gut." — „Aber," fragte Don Pedro, „warum bezeigt Ihr denn ſo wenig Freude über eine Verbindung, die für Euch ſo ehrenvoll iſt? Geſteht es mir aufrichtig, Don Kleophas. Gewiß habt Ihr ſchon einer Andern Euer Wort gegeben und glaubt Euch dadurch gebunden?" — „Wenn ich," antwortete der Student, „eine Geliebte hätte, an die mich der Schwur der Treue feſſelte, ſo würde allerdings nichts im Stande ſeyn, mich von ihr abwendig zu machen. Dies iſt jedoch nicht der Grund, warum ich von Eurer Güte keinen Gebrauch machen kann, ſondern mein Gewiſſen erlaubt mir nicht, Euern höchſt ehrenvollen Antrag anzunehmen. Ich will Euern Irrthum nicht mißbrauchen, ſondern Alles offen bekennen: ich bin Seraphinens Retter nicht."

„Was höre ich!" rief der Alte ſehr verwundert. „Alſo nicht Ihr hättet ſie aus den Flammen getragen, die ſie zu verſchlingen drohten? Nicht Ihr hättet dieſe Heldenthat verrichtet?" — „Nein, Sennor," antwortete Zambullo; „jeder Sterbliche würde es vergeblich unternommen haben und ich will Euch nur ſagen, ein Teufel hat Eure Tochter gerettet."

Don Pedro konnte ſeinen Ohren kaum trauen. Er glaubte jedoch die letzten Worte nicht buchſtäblich nehmen zu müſſen und bat daher den Studenten, ſich deutlicher auszudrücken. Nun erzählte ihm Leandro, ohne zu bedenken, daß er Asmodi's Freundſchaft dadurch verſcherzte, Alles, was zwiſchen dem Dämon und ihm vorgegangen war. Als er zu Ende war, ſagte der Greis zu ihm: „Das Geheimniß, das Ihr mir ſo eben anvertrautet, beſtärkt mich in der Abſicht, Euch meine Tochter zu geben. Ihr ſeyd der eigentliche Retter. Hättet Ihr den hinkenden Teufel nicht gebeten, ſie dem drohenden Flammentode zu entreißen, ſo hätte er ſie gewiß umkommen laſſen. Somit verdankt Seraphine Niemand anders als Euch ihr Leben:

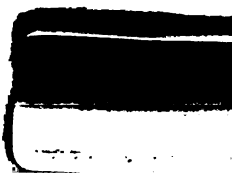
mit Einem Worte, Ihr ſeyd ihrer würdig, und ich biete ſie Euch ſammt der Hälfte meines Vermögens an.“

Bei dieſen Worten verſchwanden alle ferneren Bedenklichkeiten des Muſenſohnes: er warf ſich Don Pedro zu Füßen und dankte ihm für ſeine Güte. Bald darauf wurde die Vermählung mit einer Pracht gefeiert, wie es ſich für den Erben des edlen Herrn von Escolano geziemte, und zum großen Vergnügen der Verwandten Leandro's, der für die paar Stunden Freiheit, welche er dem hinkenden Teufel verſchafft hatte, wahrlich keinen beſſern Lohn hätte erwarten können.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

RECEIVED
DEC 1 '67 -1 M
LOAN DEPT.

LD 21A-60m-2,'67
(H241s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

YC 70820